JULIUS SCHULTZ

PHILOSOPHIE AM SCHEIDEWEGE

Digitized by Google

ALVMNVS BOOK FVND

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

DIE PHILOSOPHIE AM SCHEIDEWEGE

DIE ANTINOMIE IM WERTEN UND IM DENKEN

VON

JULIUS SCHULTZ

E 1/159

1922
VERLAG VON FELIX MEINER IN LEIPZIG

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

BD233
S3

Philosophy Alumni

Digitized by Google

Vorrede

Dieses Buch, ein Ergebnis langjährigen Sinnens, lag vor fünf Jahren im wesentlichen fertig. Die Umstände schienen der Publikation ungünstig; und ich meinte mich auf so einsamen Gedankenwegen, daß es mit dem Veröffentlichen keinerlei Eile habe: in zehn Jahren, sagte ich oft, ist's der Mitwelt so fremd wie heute. Aber siehe da! Die Typologie des Geisteslebens wurde beliebt; und es mehrten sich bedeutsame Werke, aus denen ich verwandte Klänge hörte. Spengler regte uns auf; Müller-Freienfels und Jaspers zeichneten uns mannigfache Gestalten der Lebensbetrachtung; und eben las ich meinen letzten Druckbogen, als mir Sprangers schönes Buch in die Hände kam. Die Diskussion somit ist ohne mein Zutun eröffnet; das Interesse für mein Thema ist wach; möchte ein freundlicher Leser finden, daß auch ich mein Teil in der problemreichen Sache zu sagen habe.

Berlin, Sommersonnenwende 1922.

Julius Schultz.

521138

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

Seite

I. Abschnitt. **Die beiden Grundwerte** (S. 1—45)

1. Wertungen als Reaktionen; zwei Grundformen lebendiger Reaktion 1
2. Der Wettstreit der Bedürfnisse und Güter 1
3. Wertung und Wert. Primäre und sekundäre Individualwerte 4
4. Allgemeine und überpersönliche Werte 8
5. Die überpersönlichen Subjektivwerte führen zu keiner Werttafel 10
6. 7. Unmöglichkeit, absolute Werte zu gewinnen 16
8. Als erster objektiver Wert das Gedeihen der Gruppe. . 27
9. Und zwar der volklichen Gesellschaft 34
10. Als zweiter objektiver Wert der Reichtum an Form . . 39
11. Den beiden Grundwerten entsprechen zwei Menschentypen: die „Praktischen" und die „Schauenden" („Mimeten", „Ästheten") 41

II. Abschnitt. **Die beiden Betrachtungen des Lebens** (S. 46—77)

1. Der Ästhet wertet die Sondergestalt, der Praktische die Quantität 46
2. Der Mensch des Simul und der des zeitlichen Fortschritts 50
3. Verhältnis der beiden Typen zum Gelde 52
4. Ihr Verhältnis zu Spiel und Arbeit 54
5. Rechnen und Gestalten; Ratio und Alogisches; Verhältnis beider Typen zur Natur 56
6. Verhältnis beider Typen zu den menschlichen Gemeinschaften 61
7. Der Staat als Maschine und als Organismus 67
8. Bevölkerungspolitik der beiden Typen 74
9. Kultur und Zivilisation 76

Digitized by Google

Seite

III. Abschnitt. **Die beiden Ethiken** (S. 78—167)

1. Ethik als philosophisches System sittlicher Werte. Zwei mögliche Ethiken 78
2. Der Ästhet als Charakterethiker 80
3. Grundzüge der Charakterethik 89
4. Der Praktische als Pflichtethiker 93
5. Der Wettstreit zwischen den beiden Normen des Gesetzes und des Ideals 98
6. Das Gewissen in doppelter Beleuchtung 101
7. Der Gegenstand der moralischen Beurteilung in doppelter Beleuchtung. Der Ästhet als Determinist, der Praktische als Indeterminist 103
8. Gut-böse und Edel-gemein 111
9. Personal- und Sachethik 114
10. Sozialer und individualer Eudämonismus 118
11. Die Kulturethik 124
12. Sittlichkeit als Anpassung; Ethik der Selektion; Rassenethik 127
13. Krieger- und Industriemoral 130
14. Die griechische Ethik als Charakterethik 135
15. Ebenso die altchristliche 143
16. Spinoza, Shaftesbury, Hutcheson, Hume, Smith 148
17. Früheste Pflichtethiken. — Bacon, Hobbes, Cumberland, Mandeville, Berkeley 153
18. Kants Ethik 155
19. Moderne Gegensätze 163

IV. Abschnitt. **Die beiden Metaphysiken** (S. 168—233)

1. Metaphysik als Welterklärung. Zwei Bedeutungen des Wortes „Erklärung“ 168
2. Der Ästhet als Kausalist, der Praktische als Regulist . . 173
3. Phänomenalismus und positivistische Immanenzlehre . . 177
4. Die Mechanistik des Ästheten 185
5. Der Vitalismus des Praktischen 191
6. Parallelismus und Wechselwirkungslehre 196
7. Zeitlichkeit; Rationalismus 200
8. Freiheit 204
9. Zwei mögliche Metaphysiken. — Cartesius 208
10. Kant 213
11. Spinoza und Leibniz 217
12. Berkeley, Fichte, Hegel 220
13. Naturalismus und Kulturphilosophie. — Schopenhauer . 228

Digitized by Google

Seite

V. Abschnitt. **Die beiden Auffassungen der Geschichte** (S. 234—322)

1. Fortschritt oder Evolution; der Sinn der Geschichte für den Evolutionisten 234
2. Lessing und Herder; Fichte und Hegel 238
3. Idealistische, evolutionistische, abderitische Geschichtsauffassung 241
4. 5. Natürliche Hebel der Menschheitsentwicklung: die Anfänge 246
6. Historische Kumulation; Automatisierung; Rationalisierung; Organisierung; Dissipation der geistigen Energie. . . . 253
7. Historische Selektion: der Krieg 258
8. Selektion innerhalb der Gesellschaft 260
9. 10. Das Altern der Nationen und seine Gründe 263
11. Differenzierung 278
12. Der Fortschritt 284
13.—17. Die Zukunft der Menschheit 291
18. Nochmals der Ästhet und der Praktische 320

Zitierte Autoren 323

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

I. Abschnitt

Die beiden Grundwerte

1.

Dinge werten: eine unter mehreren Weisen, Reaktionen unseres Wesens auf Reize zu regulieren. Alle irgendwie erdenklichen Reaktionen auf Reize gehören nun notwendig zu einer von zwei Gruppen. Entweder sie haben ihr Ziel: Flucht oder Abwehr gegenüber einer Störung, Griff oder Ansaugung bei Förderung des Lebens; jener Vorgang in bewußten Tieren von Unlust, dieser von Lust begleitet. Oder der Reiz wird Anlaß für eine ziellose Entladung, eine Ausdrucks- oder eine nachahmende Bewegung, die als solche immer lustbetont ist (denn selbst im grimmigsten Schmerze tut das Weinen und Schreien noch wohl; und jene innere Nachahmung, die unsere Ästhetiker „Einfühlung" nennen, ist auch noch beim Anschauen der grausigsten Tragödie Quelle höchster Entzückung). Von den Tropismen der Amöbe einerseits, dem Vogelschrei und den Spielen junger Kätzchen anderseits bis zu den feinstberechneten menschlichen Zweckhandlungen und den höchsten künstlerischen Phantasieschwüngen empor: muß jede lebendige Reaktion der Zweiteilung sich fügen.

Und wie steht es mit den Wertungen? Bevor wir darauf kommen, sind einige Definitionen nötig.

2.

Ich nenne jedes Mittel, Bedürfnisse zu befriedigen, ein „Gut"; demnach sind alle denkbaren Ziele zweckhaften Strebens vorgestellte Güter; alle zweckfreien Nachahmungen aber

Digitized by Google

dürften für sich selber Güter heißen, schon als Befriedigungen des immer wachen Spieldranges. — Hiernach könnte in jedem Augenblick als Gut eigentlich nur gelten, was eben diesem Augenblicke fehlt; sobald das Bedürfnis befriedigt ist, erlischt das Momentangut als solches. Nun aber stellen wir als vorausschauende Vernunftwesen uns auch künftig etwa mögliche Bedürfnisse vor; und nennen die Gegenstände, die wir bereit halten müssen, um solche, falls sie auftauchen sollten, zu befriedigen, Zeitgüter — oder, wenn sie geeignet sind, lebenslang in unserem Besitze zu bleiben, Dauergüter. Unter die wären auch alle Dinge oder Eigenschaften zu rechnen, die uns zwar, solange wir sie besitzen, keine Bedürfnisse befriedigen, deren Verlust uns aber stillbare oder unstillbare Bedürfnisse erwecken würde. Da stände denn in erster Linie etwa die Gesundheit; aber mancherlei sonst ließe sich ihr anreihen.

Doch noch eine zweite Unterscheidung drängt sich auf. Zu jedem Ziele gibt es viele Wege; und darunter sind sehr lange; mancher kostet ein halbes Leben. Will man nun das Ziel, so muß man auch die Mittel wollen; und je früher man die sich aneignet, desto eher hat man Aussicht, auch jenes zu erreichen. Darum verwandeln sich die Mittel zu fernen Zwecken selber in vorläufige Zwecke. Und hiernach unterscheiden wir die Ränge der Güter; ein Gut ersten Ranges ist, was eines unserer Bedürfnisse stillt; ein Gut zweiten Ranges ist die Bedingung für die Gewinnung eines erstrangigen Gutes; und so immer fort. Wenn wir nun, wie es im Leben gerne geschieht, über dem Begehren nach einem Gute tieferer Ordnung das erstrangige ganz vergessen, so daß neben dem ursprünglichen Bedürfnisse — oder vielleicht gar an seinem Platze — ein neues sich einstellt: so tritt das ein, was man „Heterogonie“ der Zwecke genannt hat und — da ja jeder Zweck ein vorgestelltes Gut ist — ebensowohl Heterogonie der Güter nennen darf. Es ist das wesentliche Thema jeder Güterlehre, solche Heterogonien aufzuweisen und die eigentliche Rangordnung der Güter unverfälscht darzustellen.

Digitized by Google

In der Willenshandlung kämpfen Bedürfnisse gegeneinander. Das bedeutet dann einen Kampf verschiedener Bewegungstendenzen, und schließlich einen Kampf der entsprechenden Ziele — oder, so können wir auch sagen: der Güter.

Welches der streitenden Güter bleibt da siegreich? Das natürlich, wohin die siegreiche Bewegungstendenz strebte. Welche Bewegungstendenz aber ist die stärkste? Darauf gibt es keine eindeutige Antwort. Ich finde vier Fälle möglich.

Entweder nämlich war der Anreiz zur Aktion, die Erregung der motorischen Zentren also, besonders mächtig und ausgebreitet. Das aber bedeutet zugleich: das Bedürfnis war sehr heftig. Oder es war an sich schwächer als eines der mitringenden, wurde aber durch die Umstände unterstützt. Solcher Hilfen nun kenne ich drei. Erstens kann die zentrifugale Leitung, die Umsetzung mithin des Antriebes in Handlung, besonders glatt und geschwind vonstatten gehen: die Gewöhnung stärkt einen minder gewaltigen Impuls. Zweitens unterscheiden sich seelische Vorgänge nicht nur nach ihrer Intensität, sondern auch nach ihrem Bewußtseinsgrade; ein Motiv, das die Aufmerksamkeit besonders energisch weckt, bringt leicht ein buntes Spiel von Assoziationen in Gang und wirbt sich so aus allen Ecken der Seele Bundesgenossen. Seltsam genug: dieses Mittel des Triumphierens steht zum vorigen in einem gewissen Gegensatz; denn eben das Ungewohnteste nötigt uns am ehesten, es zu beachten. Aber das Leben bestätigt die scheinbare Paradoxie: zum Handeln lockt einerseits jedes neuartige Ziel mit eigenem Zauber, und anderseits lieben wir das Altgewohnte und Vertraute, weil es uns bequem wurde.

Nun der dritte Fall. Bewegungsantriebe hemmen und fördern einander gegenseitig; ein an sich starkes Bedürfnis kann unterliegen, weil ihm, vielleicht unbemerkt, gar zu viele widerstrebende Tendenzen entgegenwirken; ein an sich ohnmächtiges dagegen wird durch seine Verwandtschaft mit anderen, offenbaren oder latenten, emporgetragen. Für Er-

Digitized by Google

folg oder Niederlage der Bedürfnisse und damit der Güter ist also die Konstellation des psychophysischen Organismus wichtig: wie in die das einzelne Streben hineinpaßt, fragt sich.

Der Wille entscheidet sich hiernach entweder für den heftigsten Antrieb zum Handeln oder für den gewohntesten oder für den am grellsten beleuchteten oder endlich für den unserem ganzen Zustand gemäßesten. Und danach bedeuten die im Wettstreit gewinnenden Güter entweder die Sättigung des tiefsten Verlangens und das Entrinnen aus der erregendsten Unruhe, oder sie sind uns besonders vertraut, oder besonders interessant, oder auch in besonders wohltätiger Harmonie mit unserem Wesen.

3.

Wenn mehrere Mächte um Sieg kämpfen, so schreiben wir ihnen verschiedene Eignung für diesen Kampf zu und mögen solche immerhin in gewissem Sinne „Kraft" nennen; Kräfte aber lassen sich, in der Idee wenigstens, quantitativ messen; und das Maß der Kraft eines Gutes, sich im Willensstreite durchzusetzen, heißen wir „Wertung". Indem wir also „werten", ordnen wir die Güter nach der Größe der ihnen zudrängenden Motivationskräfte; der Platz des einzelnen Gutes aber innerhalb der Skala heißt sein „primärer Individualwert". Ob dieser im voraus richtig bestimmt war, dafür liefert Erfahrung hinterher die Probe. — Indessen: diese primären Werte schwanken innerhalb des Lebens; zu unserem Nachteil, wie Reue lehrt. So wird es für jeden wichtig, sich Werttafeln vorzuschreiben, die wenigstens für längere Lebensabschnitte, womöglich sogar für immer auszudauern vermöchten. Und die Schätzung des Augenblicks wird durch Vernunft geläutert; alsbald spreche ich von sekundären Wertungen und sekundären Individualwerten.

Die erste Regel zur Wertreform liefert uns die Logik selber. Da zu den meisten Zielen mehrere Wege führen, sind die Güter höherer Ränge immer wertvoller als die leichter vertauschbaren der niederen; Mittel müssen verständigerweise

Digitized by Google

hinter die Zwecke zurückgestellt werden; wer das nicht lernt, bleibt der typische „Pedant". Und hätte ein Mittel sich auch durch Umgewöhnung der Seele zum Rechte eines selbständigen Wertes emporgerungen und also neben dem natürlichen ein künstliches Bedürfnis hervorgebracht: dennoch müßte es in seine Schranken wieder zurück. Denn die Erfahrung zeigt schnell, daß es Schaden bringt, sich allzustark von derlei Blendwerk motivieren zu lassen; und Überlegung trachtet danach, den geilen Schößlingen die Wurzel bloßzulegen und sie dann kräftig zu beschneiden. Wer das nicht tut, gilt mit Recht als ein Kranker; er leidet an einer „Sucht", wie unsere Sprache es schön ausdrückt. Das Geld ist ein Mittel, angenehm oder mächtig zu leben; wer es höher wertet, als das angenehme Leben selber oder den Einfluß, den es verschaffen könnte, ist habsüchtig. Der Ruhm ist ein Mittel, um in der Welt zu wirken; wer ihn solcher Wirkung vorzieht, ist ruhmsüchtig. Der Putz ist ein Mittel, um zu gefallen; das Gefallen ein Mittel, um Liebe zu gewinnen; das putzsüchtige Mädchen aber will lieber geschmückt mißfallen als einfach gekleidet gefallen; und das gefallsüchtige will nicht geliebt, sondern angegafft sein. Das bizarrste Beispiel liefert die Sexualpathologie: der „Fetischist" begehrt statt des Leibes einen Schuh oder Haarzopf seiner Geliebten. Minder wunderliche Fetischismen aber machen das Leben bunt: vom Andenken- bis zum Gräberkult, von den nichtigsten Etikettefragen bis zur Symbolik der kitzlichsten Ehrenpunkte. All dergleichen auf sein Maß zurückzuführen und mit den originären Werten ins vernünftige Verhältnis zu setzen, ist das erste Erfordernis, wenn die Tafel der sekundären Werte recht geraten soll.

Sodann hilft zu ihrer Abfassung die menschenseigenste Gabe: Zukünftiges zu vergegenwärtigen. Der Kindersinn fährt, wohin das zufällig stärkste Motiv ihn gerade reißt, und fragt wenig nach dem, was später kommen könnte. Das ungeheuerlichste Experiment zur Erhärtung dieser Wahrheit hat die Kulturgeschichte Europas angestellt, mit dem ungeheuerlichsten Ergebnis. Jahrhundertelang haben die Menschen, ohne Zweifel

Digitized by Google

doch mit einer gewissen Ernstlichkeit, an die Ewigkeit der Seele, an Himmel und Hölle geglaubt; und die Aussicht grenzenloser und schaudervoller Strafen, entzückender und grenzenloser Belohnungen hat dennoch nicht für den hundertsten Teil der mehr oder minder Gläubigen Motivationskraft genug gehabt, um ihnen den Genuß von ein paar armseligen Früchten augenblicklich lockender Sünde zu vergällen. In so unsinnigem Maße überwiegt für das naive Gemüt der Wert des Jetzt den des Morgen. Da tritt nun die gereiftere Einsicht her und fordert, den Wert künftiger Güter mit dem der sofort zu genießenden ins rationale Verhältnis zu bringen. Es sei die Wahrscheinlichkeit, daß ich zum Genusse eines entfernten Gutes überhaupt gelange, $\frac{1}{x}$; die andere Wahrscheinlichkeit, daß ich im entscheidenden Augenblicke das Bedürfnis nach diesem Gute noch fühle, wie ich es heute fühlen würde, $\frac{1}{y}$, und der heutige Augenblickswert des Gutes W: so ist sein wahrer Wert für mich $\frac{W}{x \cdot y}$. Diese Formel gilt auch für das Verhältnis des Momentangutes zum Dauergute, dessen Genuß eben jetzt gleich hoch geschätzt würde wie der des verzehrlichen; beträgt der erste Wert W, so ergibt sich der zweite als $\frac{W}{x_1 \cdot y_1} + \frac{W}{x_2 \cdot y_2} \ldots + \frac{W}{x_n \cdot y_n}$, wo n die Anzahl der bevorstehenden Gebrauchsgelegenheiten bedeutet. Der unbelehrte Mensch wird zwar immer das Dauergut um einiges höher werten als das entsprechende momentane, wird aber die Größe n außerordentlich unterschätzen. Mit der Sorge um die Zukunft hängt ein weiteres zusammen. Viele Güter — dies offenbart Erfahrung als harte Schulmeisterin — werden Quellen neuer und dann oft sehr drängender und unstillbarer Bedürfnisse; volkstümlich ausgedrückt: manche Lust endet mit Leid. Solche sucht der Kluge nicht erst auf und schwächt daher, soweit er kann, die Motivationskraft der auf sie gerichteten Bewegungsantriebe. Endlich entdecken wir bald, daß

Digitized by Google

manche Güter sehr schwer, andere wieder ganz leicht sich beschaffen lassen; die Erwerbung dieser kann man ruhig den kommenden Anlässen überantworten; jene muß man dagegen beizeiten gewinnen und deshalb im Falle des Wettstreits den anderen vorziehen. Seltenheit steigert den Wert der Güter höher, als die Einfalt weiß. Dafür findet sich freilich auch eine Gesinnung, die sie überwertet; dazu verführt jene Reizbarkeit unserer Seele fürs Sonderartige und Ungewohnte. Sammlernaturen nennen wir die Charaktere, die das Seltene als solches schätzen, ohne mehr seiner natürlichen Zwecke zu denken.

Noch auf einem dritten Wege aber wird die primäre Wertung leicht verbessert. Die Erfahrung zeigt uns, daß gewisse Klassen von Bedürfnissen, sie mögen noch so hitzig stacheln, sich doch am Ende strafloser verabsäumen lassen als andere an sich vielleicht minder gewaltsam zwingende. Streitet z. B. ein Antrieb zur Flucht mit einem gleich starken zum Griff, so ist es klug, dem ersten nachzugeben. Denn wir erleben, daß ein Verzicht oft keine andere Folge hat als allmähliche Beruhigung des ungesättigten Reizes, während das Übel, dem man trotzen will, leicht immer mehr und mehr sich steigert; das begleitende Gefühl zeigt es an: Schmerz tut weher, als Lust wohltun kann, und tut namentlich andauernder weh. Darum ist es gescheiter, sofern man die Wahl hat, Schmerzlosigkeit als Befriedigung zu suchen — wie schon die Epikureer wußten. Ferner sind jene vier Siegesmethoden der Impulse einander nicht ebenbürtig. Ob ein Bedürfnis durch seine Macht oder durch seinen Einklang mit anderen Bedürfnissen oder durch seine Seltsamkeit überwindet: das mag immer die Laune der Stunde entscheiden. Der bloßen Gewohnheit dagegen nachzugeben ist töricht. Nicht etwa nur vom hedonistischen Standpunkte aus: daß der Lustertrag der Gewohnheitshandlungen ganz unbedeutend ist, fühlt jeder bald. Doch auch abgesehen von allem „Glück" kommt beim eingewöhnten Tun wenig für uns heraus. Ist es am Ende, so zerren wieder dieselben Bedürfnisse wie zuvor, und man hat

Digitized by Google

den Eindruck, als wäre überhaupt nichts geschehen; das erreichte Gut erhält, von rückwärts beschaut, den Wert Null; das versäumte dagegen leuchtet vor der Phantasie in den heißesten Farben, und der Vergleichung folgt Reue. Nun kommt aber eines hinzu: je öfter dieser unfruchtbare Vorgang sich wiederholt, um so sicherer steht er auch für künftige Lagen bevor; denn Wiederholung schleift die Gehirnbahnen aus; und der Gewohnheit dienen heißt ihre Macht steigern. Also kettet sich immer fester, wer als Gewohnheitstier handelt; und sich zu befreien, rät die Klugheit schon um etwaiger Zukünfte willen.

Dies wären denn ungefähr die Künste der Vernunft, um die primären in sekundäre und lebenausdauernde Wertungen und Werte zu verwandeln. Auch die sekundären bleiben noch völlig individual und enthalten nichts von Verpflichtung oder Soll, von Gültigkeit oder Heiligkeit: gar keinen Hauch normativer Tönung; ich sage das ausdrücklich, damit kein Leser meint, ich wolle wie ein Sophist den Arglosen unmerklich in ein neues Reich höherer Gesetzlichkeit hinüberschmeicheln. Nein, ganz einfach: Überlegung stärkt gewisse Motive, schwächt andere ab; wer ihr gehorcht, sieht sich belohnt; wer's verweigert, muß es bezahlen und wird von den Kundigen für albern gehalten und entsprechend getadelt. Und die veränderten, rationell gewordenen Bedürfnisse streiten untereinander und mit den ursprünglichen, wie früher die ursprünglichen miteinander. Noch stehen wir mit beiden Füßen fest im Gebiete unverfälschter Psychologie.

4.

Gibt es einen Weg, hinauszukommen? Gibt es Mittel, eine überpersönliche Werttafel aufzuzeichnen, die alle Individuen so verbände, wie gemeinsame Wahrheiten für alle denkenden Menschen gelten?

„Überpersönlich" — das Wort kann in unserem Zusammenhange zweierlei, eigentlich sogar dreierlei oder viererlei bedeuten: nicht nur unerfahrene Schüler hat das Schillern in

Digitized by Google

Moräste gelockt. Die erste Möglichkeit wäre: in gewissen Wertungen träfen alle Menschen zusammen, soweit unsere Erfahrung reichte. Diese Erfahrung aber verallgemeinerten wir dann, wie wir auch sonst durch Induktion umfassende Sätze gewinnen, und erklärten nun die entsprechenden Werte kraft solcher „Übereinstimmung der Völker" auch für allgemein verbindlich; wer sie leugnete, den brauchten wir gleichsam nicht mehr als Menschen anzusehen; also wären sie „überpersönlich". Wären sie das wirklich? Wer es mit den Vokabeln genau nimmt, muß es leugnen. Von der weiten Verbreitung einer Wertung läuft über die weitere eine lückenlose Leiter zur denkbar allerweitesten, eben dem Generalkonsens; aber diese Häufung individualer Schätzungen kann niemals den Abgrund zwischen den Gegensätzen des Persönlichen und des Überpersönlichen füllen. „Allgemein" mag man solche Wertungen nennen, „überpersönlich" nicht.

Also bessern wir. Wenn wir, statt Majoritäten zu zählen und Einstimmigkeiten zu suchen, die menschliche Natur ins Auge faßten! So gut wie logische Postulate, die aus der Organisation unseres Intellektes mit Notwendigkeit sich ergeben, würden wir ja wohl auch Wertungen, die aus der Form unseres Willens unweigerlich folgten, überpersönlich nennen dürfen. Denn die Struktur unseres Wesens ist von den Ansichten der vielen so unabhängig wie von denen der einzelnen Persönlichkeit; die Idee des Menschen, um mit Plato zu reden, unabhängig von ihrer zufälligen Ausprägung; und was aus den artlichen Wurzeln unseres Seins erwächst, ist keine Übereinkunft. Aber „subjektiv" würden auch diese überpersönlichen Werte noch bleiben; in dem Sinne wie bei Kant Raum und Zeit; das heißt, sie würden zum Wesen der gewerteten Objekte keine notwendige Beziehung haben, sondern blieben Ausdrücke menschlicher Strebensart.

Anders würde es stehen, wenn irgendwelche Werte aus dem Begriffe des Wertens selber unmittelbar entflössen. Auch dann zwar würden sie noch nicht zu Attributen der Dinge an sich; wie könnten auch Kräfte der Motivation den Dingen

Digitized by Google

eignen? Aber immerhin: falls jeder erdenkliche Wertende als solcher kraft einer innerlichen Sachnotwendigkeit zu gewissen Werturteilen gezwungen wäre: müßte doch wohl in den bewerteten Gegenständen etwas liegen, was dazu Anlaß böte; insofern also dürfte man solche Werte „objektiv" heißen; insofern sie aber mit jedem Versuche des Wertens bedingungslos schon gegeben wären, auch „absolut". Indessen bliebe noch ein vierter Fall denkbar. Wie, wenn der Anlaß, so und so zu werten, zwar in der Einrichtung der Welt steckte, die Aufforderung jedoch nicht von allen Menschen richtig verstanden würde? Dann hätten wir objektive Werte, die aber nicht absolut, ja nicht einmal allgemein wären. Übrigens ließen sich auch subjektiv-überpersönliche Werte ohne durchgehende Allgemeinheit vorstellen. Freilich muß, was aus dem Menschenwesen entstand, in uns allen lebendig wirken; aber es ist nicht gesagt, daß es uns mit seinen sämtlichen Konsequenzen auch bewußt werde; und so könnten Wertketzer vorkommen, die geflissentlich ableugneten, was sie unwillkürlich doch immer bestätigen müßten.

Also zerfällt (indem wir die „allgemeinen" Werte der Soziologie überlassen) unsere Anfangsfrage in drei gesonderte Probleme:

1. Finden wir bei einer Analyse unserer Willensanlagen überpersönliche Subjektivwerte vor?

2. Zwingt uns eine logische oder sonst eine Evidenz zur Anerkennung absoluter Werte?

3. Gibt es eine Methode, objektive, obwohl vielleicht nicht allgemein anerkannte Werte zu entdecken?

5.

Untersuchen wir mithin zuerst, welche Bedürfnisse etwa in unserer Menschennatur so unausrottbar verwurzelt sind, daß wir, um von ihnen abzusehen, uns notgedrungen entmenschen müßten, vergöttlichen oder vertieren. Individual wären ja dergleichen Bedürfnisse nicht mehr; und auch die Güter, welche sie stillten, dürften überpersönlich heißen. Für

Digitized by Google

jeden, der Menschengesicht trägt, hätten solche Güter irgendeinen Wert. Aber vielleicht für den einen den, für den anderen jenen; für Hinz einen hohen, für Kunz einen sehr geringen? Da „Wert" ein Maßbegriff bleibt, würden in solchem Falle die Werte auch der überpersönlichen Güter dennoch wieder ins Persönliche geraten — wofern sie nicht in eine einwandfreie Stufenleiter gebracht werden könnten. Wer mithin nach überpersönlichen Werten fragt, muß zugleich nach ihrer Tafel fragen.

Vorläufig aber suchen wir nach Bedürfnissen überindividualer Art. Da fallen uns denn zuerst die leiblichen Nöte ein, die uns mit allem Lebendigen gemeinsam sind; was Hunger und Durst, Frost und Müdigkeit, Todesfurcht und Geschlechtstrieb stillt, ist ein von der Laune des einzelnen unabhängiges Gut, so gewiß diese Forderungen unserem irdischen Wesenskerne unzertrennlich sich gesellen. Legen wir uns immerhin für zukünftigen Gebrauch die trivialste aller Wahrheiten zurück: überpersönlich sind die „animalischen Güter" (so will ich die Gruppe nennen). Die ihnen zugehörigen Werte bieten jedoch zu näherer Betrachtung keinen Anlaß; denn erstens prägt allgemeine Menschenart nur ihre allgemeinsten Fassungen, während ihre Gestalten im einzelnen völlig gesetzlos zu kommen und zu gehen scheinen: Sättigung ist wohl ein wertvolles Gut für den Homo sapiens als für ein lebendiges Geschöpf; wenn du aber Kartoffeln vorziehst und ich Kohl, so ist das unsere persönlichste Sache, und es läßt sich nicht darüber streiten. Und zweitens weigert sich die bunte Menge solcher sinnlichen Wertungen, in ein System zusammenzutreten, es wäre denn, wir dürften sie alle miteinander einem einzigen Oberwerte unterordnen. Dienen die animalische Werte tragenden Güter etwa nur als Mittel für einen Zweck höheren Ranges? Dann freilich würde der einen überpersönlichen Wert haben können, der das Eingehen besser lohnte.

Niemand wird nun zweifeln: alle leiblichen Bedürfnisse, soweit sie wirklich in unserer animalischen Natur tiefer begründet sind, treiben uns zur Erhaltung unseres Lebens und des Lebens unseres Stammes. Aber hier reißt sich eine un-

Digitized by Google

erwartete Schwierigkeit vor uns auf. Wir sind nämlich gar nicht alle geneigt, dem bloßen Dasein besonderen Wert zuzuschreiben. Viele von uns tun das gewiß; aber andere — die ebenfalls Menschen zu sein beanspruchen und Philosophen dazu — finden es völlig ungenügend, bloß so zu existieren, um den Globus zu drücken. Wer möchte auch als Irrer, als Krüppel, als Verbrecher leben? Man lebt also, wie unverächtlichen Richtern vorkommen will, für irgendeinen weiteren Zweck. Und da nun die Erhaltung des einzelnen, sofern sonst nichts dabei herauskommt, manchem kein echtes Gut scheint, dem Denker in der Theorie, dem Asketen und Selbstmörder auch in der Praxis nicht: so wäre der Erhaltungstrieb doch wohl keiner von denen, die zwingend aus unserer menschlichen Organisation sich ergeben? Das aber ist seltsam: den Wert des Mittels, der Sättigung nämlich von Hunger oder Schlafbedürfnis, kann keiner bestreiten, der menschlichen Leibes ist; den Wert dagegen des offenkundigen Zweckes, der Erhaltung des Ich, zu bestreiten, läuft nicht wider die Struktur unseres Geistes. In einem pessimistischen Genius wie Schopenhauer wird die Paradoxie grell: der bewertet das Leben negativ, reichliche Mahlzeiten dagegen, neunstündigen Schlaf und die sonstigen hübschen Siebensachen dieser Güterklasse vermag er nicht ohne Hochschätzung anzusehen. Aber im Grunde verträgt sich das auffallend gut in einer Brust. Wie erläutern wir uns die Wunderlichkeit?

Zwei Möglichkeiten gibt es. Entweder steht das gewaltige Leben als solches oberhalb aller Zwecke und Werte; und es wäre die Welt des Wertvollen und Zweckmäßigen nur eine seiner unzähligen Funktionen; dann aber ist wenig Aussicht, zu einer alle überzeugenden Werttafel zu gelangen; denn wie wir die irdischen Zwecke durcheinander quirlen und wie wenig man sich über die Rangordnung irdischer Werte verständigt, liegt vor Augen.

Zum zweiten wäre denkbar, daß auch das Leben seinerseits einem höheren Zwecke untertan wäre, dessen Wert dann wieder von Gesunden so unfehlbar anerkannt werden müßte

Digitized by Google

wie der von Speise und Trank, Kleidung und erquickendem Schlafe. Die Erhaltung des Daseins wäre seine unerläßliche Bedingung; und nur seinethalben dürfte dieses Dasein die Schätzung genießen, die ihm als dem nächsten Oberziele der animalischen Güter zukäme. Also kurz und gut: hat die alte Menschenfrage, wozu wir leben, einen tieferen Sinn? Gibt es in der unveräußerlichen Gestalt unseres Willenswesens Hinweise auf ein Gut, um dessentwillen das Dasein sich lohnt?

„Glück!" ruft der Chorus; und versichert uns in allen Tönen, so eingeboren und untrennbar von unserer geistigen Organisation wie die Kategorien sei uns das Verlangen nach Glück; so selbstverständlich wie Kausalität und Regelsatz. Wer daran zweifeln wollte, den möge man nur ernsthaft fragen, ob er denn etwa nicht Lust habe, glücklich zu werden; leugne er, dann möge man ihn stehen lassen — als Narren oder als Lügner, ganz nach seinem Belieben. In der Tat könnte die Frage, so gerade ins Gesicht geworfen, leicht auch den Gegner des Eudämonismus verblüffen. Wir aber zerfasern jenes trügerische Wort und finden, daß es dreifachen Sinn hat. Im allgemeinen wird man unter „Glück" ein dauerndes Überwiegen der Lust über die Unlust verstehen; wäre das nun wirklich für alle höchstes Gut, so dürfte man auch seine Teilmomente, die einzelnen Lüste nämlich der Stunden, nicht mit philosophischem Lächeln diskreditieren; und Epikuros behielte wider Zenon recht. Hier indessen warnt uns die Psychologie; denn wir nannten ja ein Gut, was ein Bedürfnis stillt; nun leugnet zwar niemand, daß man gelegentlich schlechthin ein Bedürfnis nach Freude, Abwechslung, Wollust in sich fühlt; das Normale aber ist doch eher, daß die Bedürfnisse etwa auf ein Zusammensein mit Freunden, auf eine Reise, auf die Reize eines bestimmten Weibes gehen; daß also derlei greiflichere Güter erstrebt werden — und die Lust nur nebenher deren Gewinnung begleitet. Somit wäre sie, genau genommen, in den meisten Fällen überhaupt kein Gut, sondern nur gleichsam Signal für die Erreichung eines solchen; viel weniger demnach das höchste Gut von allen. Und was von der einzelnen

Digitized by Google

Lust, müßte nun auch von der Lustsumme, vom Glück, gelten. Erfahrung bestätigt das Ergebnis. „Trachte ich denn nach Glücke? Ich trachte nach meinem Werke.“ Welcher echte Forscher, Künstler, Staatsmann stimmt darin nicht mit Nietzsche überein? Und ein Satz, den kein großer Mensch je anerkannt hat, sollte dennoch ein ewigmenschliches Prinzip sein wie das Parallelenaxiom? — Wenn nun Einer jedes beliebige Ziel menschlichen Strebens — und sei's der Schmerzenstod eines Märtyrers — mit dem Titel „Glück“ auszeichnet, so wird die Behauptung, daß der Mensch seiner Organisation nach das Glück erstrebe, freilich wahr, zugleich aber völlig nichtssagend, weil identisch; und die Wertlehre kann nichts mehr damit anfangen. Endlich bedeutet das Wort „Glück“ („Eutychie“, „Felicitas“, „Luckineß“ — im Gegensatze zu „Eudämonie“, „Beatitudo“, „Happineß“) auch die Zufallsgabe oder Eignung, jederzeit zu gewünschten Gütern zu gelangen. Die aber das oberste Gut zu nennen, wäre offenbar eine logische Entgleisung; denn soweit sie ein Gut überhaupt heißen darf, heißt sie so ja bloß anderen Gütern zuliebe.

Ist aber außer dem Glück noch ein Lebenszweck zu finden, dessen Wert zu bezweifeln uns der Entmenschtheit verdächtig machte? Der Streit selber um das Summum bonum beweist, daß es keinen gibt. Viele sind aufgestellt worden und keiner allgemein anerkannt; flösse uns einer aus der Struktur menschlichen Geistes: so brauchte er zwar nicht jedem von Anfang an bewußt zu sein; einmal aufmerksam gemacht, müßte ihn aber jeder auch sofort für seinen Oberwunsch erklären. Etwa wie der Ungebildete die logischen Grundsätze zwar nicht als Sätze kennt und versteht, aber niemand, der sie verstanden hat, imstande ist, ihnen seine Zustimmung zu versagen.

Die Stufenleiter mithin, die verheißungsvoll mit den animalischen Werten anhob, um über den Erhaltungswert zu höheren Oberwerten emporzusteigen, bricht vorläufig ab. Vorläufig, sagen wir; vielleicht können wir ihre Sprossen dennoch künftig beim Zimmern besserer Stiegen einmal brauchen.

Wenden wir uns also in die Niederungen des Lebens zu-

Digitized by Google

rück. Finden wir da vielleicht neben den animalischen allmenschliche Bedürfnisse geistiger Art vor, deren Ziele uns weiterbrächten als die Drängnisse unserer Tierhaftigkeit?

Drei Instinkte dürfen wir unserer Menschennatur als eingeborene, untilgbare zurechnen; wer von ihnen nie einen Anreiz empfangen hätte, würde zu einer anderen Mammalierfamilie als wir gehören. Und denen müßten denn auch überpersönliche Güter entsprechen, so gut wie den sinnlichen Trieben. Erstens nämlich sind wir, wie schon Aristoteles wußte, gesellige Wesen; wer sich ausmalt, was ein Kaspar Hauser ist und was der normale Mensch, der bedarf keines Beweises weiter: das Rudelleben ist mit unserer Organisation ebenso gewiß verbunden, wie zur vollständigen Beschreibung einer Ameisenart auch die ihres „staatlichen" Gefüges gehört. Daraus ergibt sich nun, daß jeden Menschen als solchen nicht nur sein persönliches Gedeihen, sondern auch das der Gruppe, der er angeschlossen ist, interessieren muß. Und ferner, daß jedem die Bedingungen des Zusammenlebens irgendeinen Wert haben müssen. In der Tat urteilt denn auch der Primitivste, der Wildeste und der schlimmste Verbrecher von Zeit zu Zeit „moralisch"; nach Räubermoral vielleicht, aber doch nach irgendeiner Moral; selbst noch der Pirat ist Kamerad seiner Bande und wünscht sie gewaltig zu machen. Wer ganz moralfrei wäre, den würden wir einen Irren nennen mit eben demselben Rechte, mit dem wir einen ins Asyl stoßen, der nach anderen Denkregeln denkt als wir; wir sprechen ja von „moralischem Irresein". Zum zweiten schätzt, wer auch nur als Kind die geringste Spur des Spieltriebes empfunden hat, damit zugleich gewisse ästhetische Güter — und wäre sein Geschmack noch so roh und sein Gefühl noch so flach. Auch der Australneger will schön tanzen; auch der vierjährige Knabe mit seinen Klötzchen schön bauen; auch der ordinärste Kerl in einer Mußestunde den Fußball schön fliegen machen. Endlich leiden wir alle jeweils an Neugier und Fragesucht; nur Blödsinnige könnten stumpf genug sein, daß es sie niemals reizte, irgend etwas zu wissen. Und auf Erkundigung will

Digitized by Google

jeder richtig belehrt sein. Man beachte, wie ich das Wort „jeder" hier meine. Ich stelle nicht etwa zählend oder durch Induktion eine Einstimmigkeit unter den Menschen fest: die brächte ja nur eine allgemeine, keine überpersönliche Wertung zustande. Sondern ich leite die Wertungen aus der Struktur unseres Geistes ab; wer mich widerlegen wollte, müßte zeigen, daß Menschen ganz ohne Geselligkeitstrieb, ganz ohne Spieldrang, ganz ohne Fragelust als Menschen denkbar wären. „Jeder": das bedeutet mir also nicht: „omnes homines", sondern: „quisque ut homo". Und damit wären denn die drei alten Obergüter: das Gute, das Schöne, das Wahre — als überpersönlich aufgewiesen.

Aber freilich: es geht uns mit ihnen wieder ganz ebenso wie mit den animalischen Gütern. Zunächst können wir mit ihnen weiter nichts anfangen, weil ihre Ausgestaltungen so launisch wechseln, daß alles einzelne ganz individual zu werden und jeder philosophischen Erörterung sich zu entziehen droht. Sodann aber stehen die drei Ideen ohne Zusammenhang nebeneinander; niemand kann sie, so wie sie da sich zeigen, für eine brauchbare Werttafel verwenden.

Die Antwort auf unsere erste Frage lautet danach ziemlich unbefriedigend. Überpersönliche Bedürfnisse, die der Artung des Menschengeistes notwendig entstammen, lassen sich zwar einige feststellen; die animalischen — und ferner die nach Wahrheit, nach Schönheit, nach sittlicher Ordnung, nach dem Wohl der Gemeinschaft. Diese Güter aber lassen sich nicht systematisieren; ihre Motivationskräfte sind nicht ein für allemal meßbar; und daher bleiben ihre Werte im Persönlichen stecken. Deren Begriffe sind obendrein völlig inhaltlos, weil sich im einzelnen Falle jeder einzelne unter ihnen ganz Verschiedenes denkt. Käme die Wertlehre nicht weiter, so lohnte ihr Ergebnis die Ansätze nicht.

6.

So gehen wir zur zweiten Frage über. Zwingt uns eine logische oder sonstige Evidenz — indem wir mit Kant vom

Digitized by Google

„Anthropologischen", will sagen: von jeder Analyse unserer spezifischen Menschennatur absehen — zur Anerkennung absoluter Werte?

„Absoluter Wert": ein schönhallendes Wort, leider selten deutlich definiert. Ich würde so bestimmen. Ein absolutes Gut wäre ein Strebensziel, das jeder Denkende, sofern er überhaupt wertet, kraft der Notwendigkeit des Denkens selber als begehrenswert anerkennen müßte. Damit nun auch die Fügung „absoluter Wert" Sinn erhielte, wäre außerdem eine Ordnung der absoluten Güter noch unbedingter erforderlich als für die überpersönlichen Subjektivwerte. Denn bei subjektiven Gütern hätte man doch wenigstens noch hoffen können, durch psychologische Untersuchung irgend etwas über die Größe der Motivationskräfte zu ermitteln; hier dagegen müssen wir uns alle psychologischen Methoden streng versagen.

Von unmittelbaren Evidenzen lassen sich — abgesehen von der der Sinne und des seelischen Erlebens, die hier nicht in Frage kommen — drei Arten denken. Evident sind erstlich solche Sätze, ohne deren Hilfe das Denken selber und die Wissenschaft aufhören müßte: das Apriori in Kants Sinne. Zweitens solche analytischen Sätze, die nach den logischen Prinzipien aus feststehenden Definitionen folgen. Drittens — Offenbarungen, falls es solche geben sollte.

Also fragen wir zunächst: sind apriorische Werte aufzutreiben?

Die Methode, ein Apriori zu finden, ist ja bekannt. Der vorbildliche Schluß geht so. Major: Mathematik und reine Mechanik bestehen als unbezweifelbare Wissenschaften. Minor: ohne die euklidischen Axiome, den Regelsatz und das weitere könnten sie nicht gedacht werden. Konklusio: also gelten die Axiome, der Regelsatz und das weitere. — Nach diesem Muster schließen nun Windelband, Rickert, Münsterberg auf die Geltung absoluter Werte — teils ausdrücklich, teils doch so, daß der Leser die Voraussetzungen hinter dem schweigenden Schluß (als welcher sonst ganz nackt und beweislos dastehen würde) vermuten muß. Drei solcher Schlüsse glaube

Digitized by Google

ich aus den Schriften der Schule destillieren zu dürfen, ohne den Worten der Verfasser Gewalt anzutun. Hier sind sie mit meinen Glossen.

Erster. Major: Wertwissenschaft besteht als unbezweifelbare Wissenschaft. Falsch! sondern man fragt nach ihrer Beglaubigung; viele und kompetente Richter meinen, daß das lebendige Leben, als welches von lebendigen Wertungen vorwärts getrieben wird, einer wissenschaftlichen Grundlage gut und gern entraten kann und daß, was als Wertwissenschaft prahlt, ein Gespinst aus leeren Schwätzereien ist. Ob also eine solche Wissenschaft ist und sein soll, gilt es zu untersuchen, nicht gleich im Beginne vorauszusetzen. — Wenn man die ganze Philosophie als Wertwissenschaft bezeichnet, so mag man das — im Gegensatze zum allgemeinen Sprachgebrauch — immerhin tun; wer jedoch die introspektive Psychologie samt der psychologistischen Erkenntnistheorie, die beschreibende Ethik und Ästhetik, ferner alle Versuche, die Ergebnisse strenger Wissenschaft in ein einheitlich erklärendes System zu fassen, und dazu die rein formale Logik und Größenlehre aus dem Gebiete der Philosophie willkürlich hinausweist, hat auch für das, was er als Philosophie dann noch übrig läßt, um einen Paß ins wissenschaftliche Reich nachzusuchen und keinesfalls zu tun, als wäre seine Beschäftigung an Wissenschaftlichkeit ohne weiteres der mathematischen und der naturkundlichen ebenbürtig. Minor: Ohne den Glauben an absolute Werte läßt sich keine Wertwissenschaft treiben. Falsch! es könnte immer eine Wissenschaft von den Wertungen geben, die zunächst freilich mehr der Soziologie als der Philosophie angehörte, aber in ihren letzten Folgerungen philosophisch werden möchte — etwa wie die Physik und Psychologie von gewissen Punkten an ins Philosophische hinüberschlagen. Eine solche psychologistische Wertwissenschaft würde zwar dem Bedürfnisse der Neu-Fichteaner nicht genügen; aber Bedürfnisse von Neu-Fichteanern konstituieren kein Apriori.

Zweiter Schluß. Major: Historie besteht als unbezweifelbare Wissenschaft. Halb wahr! Sie ist eine Halbwissenschaft;

Digitized by Google

bildlich gesprochen, ein Gewebe, dessen Zettel: die Feststellung der einzelnen Tatsachen — objektiven, also wissenschaftlichen Charakter trägt; wogegen der Einschlag: die Knüpfung der Zusammenhänge, ganz subjektiv und unwissenschaftlich bleiben muß. Sie ist eine mit wissenschaftlichen Mitteln arbeitende Kunst oder eine durch Kunst verlebendigte Wissenschaft. Minor: ohne den Glauben an eine besondere Klasse absoluter Werte (der „Kulturwerte" nämlich) läßt sich keine Geschichtswissenschaft treiben. Falsch! Mit der wissenschaftlichen Seite der Geschichte, der Feststellung der Fakta nämlich, haben Wertungen gar nichts zu tun; nur mit der künstlerischen Auswahl des Stoffes. „Stoffwahl": ein dreideutiges Wort, dessen Sinn unsere Kulturphilosophen nicht recht analysieren. Der Historiker „wählt" zunächst sein Thema: er schreibt über die Entwicklung des preußischen Staates oder über die Reihenfolge der Kleidermoden; diese Wahl ist keine wissenschaftliche Tat, sondern quillt aus allerpersönlichstem und freiestem Belieben, ist ein Spiel der Laune; wie jeder Tat entspricht ihr ein Wert, ein völlig individualer: der des zufälligen Interesses an dieser oder jener Erscheinung der Wirklichkeit. Sodann wählt sich der Geschichtsforscher aus der Menge der Gestalten und Ereignisse für seine Darstellung die aus, die ihm bedeutend scheinen. Auch hierin schaltet er noch frei wie ein Künstler. Immerhin setzt ihm die Überlieferung gewisse Schranken. Einer will die Entwicklung des Barockstils beschreiben; daß auf die Michelangelo stärker eingewirkt hat als ein beliebiger Steinmetz, das ist eine einfache Tatsache; zu deren Konstatierung aber ist kein Werturteil in unserem Sinne erforderlich, wiewohl die betrügerische Sprache auch hier von einer Bewertung der beiden Einflüsse spricht; Bewertung bedeutet da Abschätzung; Abschätzung wie die der Größe eines fernen Gegenstandes; „wertfreie Bewertung" also. Sobald freilich ernsthaft in Frage kommt, wer in den Vordergrund des Interesses zu rücken hat; sobald etwa (um beim Beispiel zu bleiben) Michelangelo mit Vignola um die Seiten der Schrift ringt, mögen sich Werturteile in die

Digitized by Google

Entscheidung drängen; in diesem Falle aber gibt auch alsbald der Wissenschaftler seine Feder dem Schriftsteller in die Hand. Endlich wertet der Historiker ästhetisch, moralisch, politisch; lobt oder tadelt nach seinem Belieben. Aber wiederum hat solches Tun, so nötig es sein mag, um seinem Bilde Wärme zu geben, mit Wissenschaft nichts zu schaffen. Soweit mithin die Geschichte Wissenschaft ist, soweit hängt sie nicht vom Werten ab.

Dritter Schluß. Major: Wir müssen oder sollen die Existenz einer wirklichen Welt (Münsterberg) oder die Gültigkeit objektiver Wahrheit (Windelband, Rickert) anerkennen; sonst gibt es keine echte Wissenschaft. Ich bemerke, daß solche Anerkennung mit dem Aufbau der Wissenschaften überhaupt nichts zu tun hat. Man denke den Regelsatz weg — und der Versuch, auch nur ein einziges physikalisches Gesetz auszusprechen, scheitert. Man denke dagegen den Begriff der objektiven Wahrheit durch den subjektiven Meinens ersetzt: und die ganze Physik steht Wort für Wort, Formel für Formel noch da wie zuvor — nur gleichsam mit verändertem Vorzeichen. Wollten wir die Welt für unwirklich halten, so wäre vielleicht „das Leben ein schaler Traum, ein Chaos, ein Nichts" (Münsterberg, S. 74); und das wäre ja bedauerlich. Aber Bedauerlichkeiten sind keine theoretischen Einwände; und die Wissenschaft jedenfalls bliebe was sie wäre, nur läse man auf ihrem Titelblatt: Kunde von der geträumten Wirklichkeit. Und was liegt der Wissenschaft als solcher an Titelblättern? Minor: Jene Grundannahmen über Sein und Wahrheit behaupten nicht Tatsachen, sondern Werte. „Werte", ja — wenn wir das Wort in anderer Bedeutung brauchen als der üblichen und von uns näher definierten. Ob die Wirklichkeit der Welt ein Gut ist, steht dahin: die Pessimisten halten sie für ein Übel, ohne deshalb Narren zu sein; andere nehmen sie für ein jenseits aller Wertbegriffe schwebendes Unbegreifbares und Unbestreitbares und erklären es für eine Albernheit, diesem Allumfassenden mit wertenden Gedanken zu nahen. Auch diese Meinung läßt sich hören. Ist nun schon der Wert der Re-

Digitized by Google

alität selber keineswegs evident, wie sollte man dann die Behauptung dieser Realität ein Werturteil nennen dürfen? Die Wahrheit ist nun zwar ein überpersönliches Gut, das räumten wir ein; aber dadurch wird der Glaube, daß sie allgemeingültig sei, kein Werturteil, sondern entweder eine leere oder eine mittels logischer Schlüsse gefolgerte Behauptung der Erkenntnistheorie, als Satz nicht von anderer Struktur als etwa der Ausspruch, daß $2 \times 2 = 4$ sei oder (wenn ein Sollen denn durchaus hineingepreßt werden muß) daß der Forscher für jede beobachtete Beschleunigung eine zureichende Ursache aufsuchen solle. Wer aber nennt das also formulierte Trägheitsgesetz eine Wertung? Der Minor der Neu-Fichteaner besteht mithin in einer schiefen Definition, die zu Mißverständnissen führt, sobald ich sie mit der gewöhnlichen vermenge.

Da wir aber einmal bei den modernsten Fichteschülern sind, gehen wir nur gleich zu jener andern denkbaren Quelle von Evidenz über: zur Offenbarung. Auch die nämlich wird von den gleichen Philosophen (neben der kritizistischen Ableitung) ausgiebig benützt. Die Werte des Wahren, des Guten, des Schönen besitzen nach Windelband (Präl., S. 313) „eine unmittelbare Evidenz, mit der sie sich . . . zur faktischen Geltung im einzelnen Bewußtsein" bringen; „die Voraussetzung der kritischen Methode ist der Glaube an die allgemeingültigen Zwecke". Es sind (Ern. Heg., S. 12f.) „elementare und unangreifbare Erlebnisse des logischen und des ethischen Gewissens". „Ihre unmittelbare Evidenz in ihrer immanenten sachlichen Selbstbegründung für das empirische Bewußtsein zur tatsächlichen Geltung zu bringen, ist das ganze Geschäft der Philosophie." Diese Zitate sind charakteristisch. Ähnliches aus Rickert herbeizuholen erübrigt sich. Frage des bescheidenen Zweiflers: Woher solche Evidenz nehmen, ohne zu stehlen?

Wunderlich, daß Denker, denen der Wahrheitsbegriff gar nicht absolut und objektiv genug sein kann, ihn zuletzt auf das Allersubjektivste, Höchstpersönliche, auf eine „immanente Selbstbegründung" — eine Autosuggestion in letzter Linie —

Digitized by Google

stützen; wir dagegen, sonst geneigter, mit relativen Wahrheiten uns zufrieden zu geben, wenn absolute nicht zu erlangen wären, sind doch zu vorsichtig, um auf so grundlosen Grund eines individuellen Glaubensbekenntnisses zu treten.

Aber auch mit Kants „reiner praktischer Vernunft" steht es nicht besser. „Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille." Wer das Wertaxiom, mit dem die „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" eröffnet wird, voreilig zugibt, muß freilich weiter mit, unweigerlich; den Zusammenhang zwischen dem ersten Satz und der Formulierung des kategorischen Imperativs samt ihren Konsequenzen zerrisse kein Herakles. Aber dieser berühmte erste Satz selber hängt haltlos in der Luft. Da nützen keine Beteuerungen von der apriorischen Gewißheit der sittlichen Begriffe, von ihrem Ursprunge aus der Vernunft selber, von der „unüberschreibaren" Deutlichkeit der Gewissensstimme (Kr. d. pr. V., Recl., S. 42; Grndl. z. Met. d. S., Recl., S. 43). Das gereizte Gewissen, dieser Aufschrei beleidigter Gewöhnung und Erziehung, wird durch keine Gewalt des edelsten Pathos zur Erkenntnisquelle. Die könnte es nur werden, wenn Gott selber sie sprudeln ließe (und insofern ist Kants Schluß aus dem zweifelhaften Vordersatz auf den ewigen Garanten der Moral ganz richtig). Spricht aber Gott hier, so haben wir's abermals mit Offenbarung zu tun; und Offenbarungen werden gemeiniglich Auserwählten, nicht der Menge zuteil. Auserwählten oder vielen, mir jedenfalls nicht, erklärt der schlichte Skeptiker. Auf ein besonderes Vermögen der „praktischen Vernunft" bin ich bei mir niemals gestoßen, wenn ich mein Wesen denkend zergliederte. Ja ich bin geneigt, es für eine bloße Schimäre zu halten: vorne ein praktischer Löwe, hinten eine theoretische Schlange (was sie verbände, wäre denn ein Bock, setzt ein Spötter dazu). Als praktisch kenne ich meinen Willen; in dessen Gebiet fallen jene Warnungen und Stachelungen, die man Gewissen heißt; aber die Vernunft kann ihrer Defi-

Digitized by Google

nition nach immer nur vernehmen, will sagen, theoretisch sein und bleiben (trotz der verworrenen Definition in der „Grndl. z. Met. d. Sitten", Recl., S. 45). Im Leben halte ich mich gerne an meinen treuen Eckart von Kinderzeiten an; wenn ich aber Wertwissenschaft treiben soll, muß ich sie gewissensfrei treiben, sonst ist der Weg vom gewissenhaften Philosophen zum gewissenlosen Wortmacher nicht allzuweit. Vor einem Jahrhundert, so setzt unser Zweifler hinzu, lag die Sache anders. Kant durfte an Naturrecht, natürliche Religion und also auch natürliche Moral mit voller Seele glauben; unter den Voraussetzungen des alten Rationalismus war die „praktische Vernunft" ein geschickt, ja genial ersonnener Begriff; für uns, die nur noch positives Recht, historischen Staat, zeitliche Religionen kennen, gibt es auch kein einheitliches und allgemein leuchtendes Sittengesetz mehr, und darum wird für uns Kants Begriff ungreiflich, unbrauchbar, unwissenschaftlich, sinkt herab zum vornehmeren Namen für eine übersinnliche Offenbarung, die im Hause des klaren Denkens keinen Platz findet und ihr Leben bloß durch feierlichen Predigerton ihrer Verkünder noch fristet. — Was wollten die Evidenzgläubigen auf solche Rede erwidern? Freilich, wissen sie nichts zu erwidern, so „schieben sie's einem geschwind in das Gewissen hinein".

7.

Demnach zur letzten Art der Evidenzen: evident ist, was nach logischen Prinzipien aus feststehenden Definitionen folgt. Nun handelt sich's beim Werten um Wert, Wertung und wertendes Subjekt. Danach sind drei Versuche gemacht worden, Werte zu verabsolutieren.

Im Begriffe des Wertes selber soll die Anerkennung gewisser Werte liegen. Überlegen wir uns die Möglichkeit. Der Wert war das Maß für die Motivationskraft eines Gutes. Eines Gutes; da wir nun den Gegensatz eines Gutes ein Übel nennen, so versteht sich, daß wir das Gut höher (genauer: entgegengesetzt) als das Übel werten; „das als gut Erkannte dem als schlecht Erkannten vorziehen", sagt Franz Brentano. Das

Digitized by Google

Maß für die Motivationskraft; da aber nur ein als existierend Gedachtes uns motivieren kann, versteht sich weiter, daß die Existenz eines Gutes dessen Nichtexistenz vorgezogen wird. Ein Maß ist der Wert; folglich sein Begriff quantitativ; folglich jederzeit ein Mehr an einmal anerkannten Gütern wertvoller als ein Minder, ein ganzes Gut wertvoller als sein Teil. Ja, ein solches Vorziehen ist „allgemeingültig", wie Brentano lehrt; nur daß die feierlichen Vokabeln zu der völligen Banalität der Behauptungen in etwas possierlichen Kontrast treten. Wenn unser Autor dann aber weiter geht und zum Beispiel für „selbstverständlich richtige" Wertungen das Vorziehen der Freude vor der Traurigkeit, der Wahrheit vor dem Irrtum erklärt: so stolpert er bereits. Wären die Werte der Freude und der Wahrheit kraft absoluter Evidenz gültig, so dürfte diese Gültigkeit so wenig Ausnahmen zulassen wie das Einmaleins. Es ist aber gar nicht selten, daß einer den Irrtum der Wahrheit vorzieht: Schillers Kassandra ist keine Wahnwitzige, und mancher Menelaus behielte seine Helena gerne in süßer Unwissenheit an seiner Brust. Auch kommt es vor, daß man lieber Trauer als Freude haben will: wen ein heiliger Schmerz traf, mag sich gar nicht zerstreuen lassen, sondern haßt frohe Augenblicke, die ihm durch Vergessenheit gelingen. Aus dem Begriffe des Wertes sind nur leere Wörter oder Halbirrtümer, keine absoluten Werte zu destillieren.

Besser möchten's die Kritizisten machen, die vom Begriffe des Wertens ausgehen. Alles Werten setzt eine Rangordnung der Güter voraus; ein allgemeingültiger Wert also ist nur denkbar, wenn eine „systematische Einheit der Zwecke" besteht, wie Kant sich ausdrückt (Kr. d. r. V., Recl., S. 609ff., 617; vgl. auch Grundl. z. Met. d. Sitt., Recl., S. 72); und diese Bedingung für jedes „richtige" Werten soll nun selber als solche absolutes Obergut sein: so halten es unter den Neuesten beispielsweise Stammler, Staudinger und Stock fest. Etwas anders wendet Paul Natorp den Gedanken; bei ihm wird aus dem Zusammenhang der Zwecke der Zusammenhang

Digitized by Google

des Strebens, aus der Lückenlosigkeit der Leiter die Stetigkeit des Steigens. Der Unterschied ist: jene Schulgenossen denken an ein abgeschlossenes System der Güter, das in einem Summum bonum sich krönt; Natorp dagegen glaubt im Ethischen wie im Denken an unendliche Progresse; folglich kann für ihn das Wertreich keine Einheit bilden. Einheitlich bleibt ihm bloß die „Richtung des Bewußtseins", die wie jede Richtung „ihrem Begriffe nach ins Unendliche geht".

Für unsere Kritik kommt die Differenz nicht weiter in Frage. Wir zerfasern vielmehr zunächst den gemeinsamen Obersatz der Kantianer, als welcher lautet: Was ein allgemeingültiges Werten überhaupt erst ermöglicht, das muß selber allgemeingültigen Wert haben (und dann zwar den höchsten unter allen denkbaren Werten, denn alles Bedingte steht unter seiner Bedingung). Es klingt nach etwas. Nur macht uns alsbald mißtrauisch, daß das Axiom, auf gemeine Verhältnisse angewandt, ins Absurde fällt. „Was feste Kaufpreise ermöglicht, ein Tarif etwa, muß selber den höchsten Kaufpreis haben." Der Satz wäre närrisch; und weist uns die Mittel, auch jene erhabenere Behauptung zu widerlegen. Es stecken in ihr nicht weniger als drei Denkfehler. Zuerst die ontologische Petitio principii. Daß absolute Werte findbar sind, sollte erst bewiesen werden; das zu Beweisende jedoch wird in den Begriff einer „Bedingung für richtiges Werten" hineingeschmuggelt und dann aus diesem Begriff glücklich wieder hervorgezogen, so aber aus einem analytischen Urteil unvermerkt ein synthetisches (in Kants Sinne) gemacht. Zweitens: gesetzt wir dürften die Geltung absoluter Werte annehmen — so brauchte diese Geltung selber noch keinen Wert zu haben, viel weniger den höchsten, absoluten. Es wäre ganz wohl denkbar, daß ein schlimmer Gott uns Bedürfnisse eingepflanzt hätte, um sich an unseren Qualen zu weiden. Sie machten uns das Streben nach Gütern unabweisbar; und unter denen fänden sich solche von einleuchtendem Werte, sofern jeder ihre Tauglichkeit, Nöte zu stillen, einsähe. Dennoch könnte irgendein Rebell, ohne Unsinn zu sagen, das ganze System

Digitized by Google

verneinen, das Bedürfnisse, Güter und Werte miteinander bedingte. Er würde also die Bedingung möglicher Werte selber für wertlos erachten — etwa wie ein überzeugter Sozialist für das Markttreiben als Ganzes keinen Heller gäbe, innerhalb der Messe jedoch, wie wir alle, die ihm nötigen Waren gerne preiswert kauft. Drittens: möchte auch die Geltung absoluter Werte und damit die Bedingung solcher Geltung absolut wertvoll sein: so wäre noch immer nicht gesagt, daß unser Werten wertvoll wäre. Es ließe sich ein wohlwollender Gott vorstellen, der ein Reich unbedingter Güter für uns erschaffen hätte; es wäre uns jedoch schädlich, sie richtig schätzen zu lernen. Gesetzt beispielsweise: die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes wäre ein solches Gut, das absoluten Wert besäße. Um es aber zu erreichen, wäre uns viel besser, wir hielten fälschlich die Liebe für das Obergut und achteten die Zukunft unserer Rasse für nichts. In diesem Falle würde eine richtige Wertung selber wertlos sein, wertlos folglich auch die Bedingungen für die Möglichkeit richtiger Wertungen.

Aus dem Begriffe des Wertens läßt sich ein absoluter Wert nicht gewinnen. Aber vielleicht aus dem des Wertenden?

Das Werten ist seinem Wesen nach — so belehrt uns Wilhelm Schuppe — Tätigkeit eines Bewußtseins. Gerade des menschlichen? Das wäre nicht unbedingt nötig; vielleicht sind wir nur Teil oder Vorstufe höherer Geistigkeit. Aber man denke, sofern man's vermag, alles Bewußtsein aus der Welt hinweg: alsbald wird die Vokabel „Wert" zum Unsinn. Demnach muß man entweder aufs Werten überhaupt verzichten oder, indem man wertet, allgemein als wertvoll das anerkennen, wodurch das eigene Werten erst denkmöglich gemacht wird. Also hat das Bewußtsein zunächst einen von jedem einzuräumenden, einen allgemeingültigen Wert. Da nun zugleich sämtliche übrigen Werte um eines Bewußtseins willen da sind, so ist dieser allgemeingültige auch der höchste Wert. Und jedes Gut hat nächsthohen Wert, das fähig ist, das Bewußtsein in der Welt zu steigern. — Der Glaube ist schön; hinreißender hatte ihn lange vorher Ernst Renan aus-

Digitized by Google

gesprochen. Die Deduktion klingt gut; aber sie enthält einige logische Mängel.

Den ersten teilt Schuppe mit den Neukantianern: die Voraussetzung einer Tätigkeit (hier: des Wertens) braucht nicht zugleich deren Objekt zu sein. Der zweite ist ihm eigen: das Bewußtsein kann an sich überhaupt niemals ein Gut genannt werden. Denn wir bestimmten Güter als Mittel, Bedürfnisse zu befriedigen, und nach Bewußtsein könnte niemals ein Bedürfnis entspringen. Nun aber haben nur Güter Wert; demnach steht das Bewußtsein jenseits von Wert und Unwert. Denken ließe sich höchstens, daß ein Zuwachs an Bewußtsein ein Bedürfnis stillte; und das ist wohl manchmal der Fall. „Wie einer, der im Traume liegt, versank ich still und laß" — und fühle mich in diesem Zustande elend, schreie also nach „mehr Bewußtsein". Wohl; aber diese Steigerung des Bewußtseins, die wirklich ein Gut werden und Wert erlangen kann, ist wieder nicht die Bedingung für alles Werten. Ob sie allgemein als wünschbar gilt oder gelten muß, ist zweifelhaft. Schopenhauer bestritt es mit Gründen; der Säufer und der Schlummersüchtige leugnet's mit der Tat. Und auch diese letzte begriffliche Ableitung ist gescheitert.

8.

So bleibt nur noch die dritte Frage zu beantworten: gibt es eine Methode, objektive Werte zu entdecken? Wird auch sie verneint, so findet man bloß individuale oder allgemein verbreitete Subjektivwerte, mit denen sich eher Soziologie als Philosophie beschäftigen mag.

„Objektiv" würde ich einen Zweck nennen, der, von menschlichem Denken und Wollen unabhängig, im Wesen der Welt sich gründete; da wir deren Teile sind, dürften alle unsere persönlichen einem solchen objektiven Zwecke untergeordnet werden. Unmittelbar evident brauchte dieser Oberzweck uns nicht zu sein, so wenig wie die Natur der Dinge überhaupt; aber vielleicht wird er's mittelbar. Auf jeden Fall setzt das Suchen nach ihm einen metaphysischen Glaubenssatz

Digitized by Google

voraus: das Universum ist kein Chaos, sondern hat sinnvolle Struktur. Wer angesichts unseres Menschendaseins, das ja vom All mitumgriffen wird, und der unendlichen Fülle wundervoller Formen, die uns umblühen, diesen Satz leugnet, kann natürlich objektive Zwecke nicht einräumen; für ihn schließt demnach hier die Erörterung. Freilich, auch wer an ideellen Zusammenhang in der Welt glaubt, wird sich gestehen müssen, daß die Vokabel „Zweck", auf Übermenschliches angewendet, anthropomorphistisch klingt. Er wird sie nur brauchen, um sich notdürftig verständlich zu machen; das All trägt eben für ihn Züge, die an menschliche Zweckzusammenhänge erinnern; und diese Züge benennt er, als wären es wirklich solche Zweckzusammenhänge. Oder wollen wir lieber Kunstwörter bilden, um Zweideutigkeiten zu vermeiden? So definieren wir folgendermaßen. Ein Ergebnis des Weltgeschehens, das wir als erreichtes Gut bezeichnen würden, wenn es Ergebnis menschenartigen Strebens wäre, heiße ein „Telos"; in der Vokabel liege keinerlei Willens- oder Wertfärbung, nur einfach die Anerkennung, daß wir das Menschenfremde sinnvoll, geordnet, kosmisch finden müssen, also der Gegensatz zum Chaotischen und Blindzufälligen. Das zu einem Telos führende Geschehen heißt dann „teloklin" (über den Ausdruck s. meine Masch.-Th., S. 233). Zum „objektiven Zweck" aber wird ein Telos, sofern wir imstande sind, es zugleich auch als menschlichen Zweck, und zwar als überpersönlichen, wiederzuerkennen. In diesem Falle verwandelt sich die objektiv feststellbare und zunächst wertfreie Stufenleiter der Teloklisen in eine Güterskala, und die danach bestimmten Werte dürfen objektive genannt werden.

Wir wissen auf der einen Seite eine Reihe überpersönlicher Güter, die nur in kein System sich fügen wollen und deren Werte deshalb unbestimmbar und individueller Laune anheimgegeben bleiben. Auf der anderen Seite hoffen wir ein gegliedertes System wertfreier Teloklisen zu entdecken. Finden wir nun, daß die Güter jener ungeordneten Reihe mit den Telosgliedern dieses geordneten Systemes überein-

Digitized by Google

stimmen, dann identifizieren wir beide und gewinnen so für die Güter eine Staffelung, damit aber endlich die Möglichkeit, von überpersönlichen Werten zu sprechen, die, weil dem Wesen der objektiven Welt entstammend, nunmehr „objektive Werte" heißen dürften.

Würden solche noch Motivationskräfte messen? In dieser Hinsicht verhalten sie sich zu den überpersönlichen Subjektivwerten genau wie die sekundären zu den primären Individualwerten. Bei einem Klugen — durchaus nicht bei jedem Unerzogenen oder Toren — entspricht die Motivationskraft eines sekundären Individualwertes dessen Platze in der Rangordnung. So auch hier. Der Mensch, der „nach der Natur" lebt, der stoische Weise zum Beispiel, wird sein Handeln von objektiven Zwecken bestimmen lassen; im Falle von Motivkonflikten wird der Wert höheren Ranges bei ihm siegen. Wer den Tendenzen des Alls entgegenstrebt, bei dem trifft das allerdings nicht zu. Es messen also die objektiven Werte die Motivationskräfte objektiver Güter für eine Idealperson, deren Fiktion nötig ist, um unsere Begriffsbestimmung ganz ins reine zu bringen.

Hiernach gehen wir ans Werk. Um unsere Methode recht klarzustellen, erdichten wir einen göttlichen Beschauer von vollständiger Einsicht in alles irdische Denken und Treiben; nur soll er ganz und gar gefühlsfrei sein; ihm sind Leid und Lust der Menschen zwar wie das übrige genau bekannt, aber bloß als Vorzeichen seelischen Geschehens, das er so kühl wie ein Mathematiker seine Ziffern mit Plus und Minus charakterisiert. Motive kennt unser Forscher — als bewegende Kräfte, Zwecke — als Bilder, die einer Handlung die Richtung weisen; von Gütern und Übeln kann er sich keinen Begriff machen, da ihm die Empfindung für den Gegensatz Gut—Schlecht mangelt; also auch von Werten nicht. Dagegen weiß er von Wertungen als von Ausschlägen beim Schwanken zwischen möglichen Aktionen; und eben diese menschlichen Wertungen mit ihren Folgen nimmt er sich vor zu studieren.

Da findet er denn bald eine vorläufige Regel: all das

Digitized by Google

mannigfaltige Treiben konvergiert nach wenigen Punkten hin; diese Punkte nennt er „Ziele", ohne in das Wort einen finalen Nebenton zu legen; er denkt einfach an die Beobachtung, daß bei Wettkämpfen von vielen Seiten her Schüsse in derselben Zielscheibe zusammentreffen. Die Menschen mühen sich um Nahrung und um Kleidung, um Wohnung und um Heizung, um tausenderlei; das letzte Ergebnis aber bleibt fast immer das eine: daß sie leben, und zwar gesund und kräftig leben. Sie häufen Gelder an, aber geben sie doch meistens wieder aus, und zwar abermals für den Lebensunterhalt; sie bewerben sich um Ämter; und auch jetzt verändert sich das Endresultat nicht. Sie flüchten oder kämpfen: das Lebenbleiben oder die Steigerung des Lebens ist, was für den Starken dabei herauskommt. Viele Handlungen laufen freilich auf nichts los als auf einen positiv betonten Zustand (den Fühlende Lust heißen); aber unser prüfender Gott entdeckt allmählich, zumal indem er auch tierisches Benehmen vergleichend betrachtet: die „positiven Zustände" sind es gerade, über die der Weg zur kraftvollen Erhaltung führt. Er hat das von vornherein kaum anders vermutet. Denn ihm ist der Mensch ein Glied der großen Natur, und seine Wahlhandlungen nichts als Reaktionen auf Reize — so gut wie die Reflexe und die triebhaften Tätigkeiten der Tierwelt. So ist denn auch hier wie dort letzte Folge die eine: Leben behauptet und erhöht sich.

Aber wie ist damit nun ein anderes zu vereinbaren? Die Natur, so unsäglich mannigfaltiges Geschehen auf dieses eintönige Ziel richtend, vergeudet doch auch wieder das Leben in grenzenloser Verschwendung. Und das gemeinsame Ergebnis jener Erhaltung und dieser Verschwendung? Die Rettung der Art. Die Keime werden in alle Öden versät: so gedeihen doch einige unter zahllosen. Die Bienen stechen, sich selber zum Tode, dem Stock zum Heil, und töten ihre Drohnen, sobald diese unnütze Fresser werden. Die Fortpflanzung bedeutet bei den meisten Insekten den Tod der Eltern; sie haben ihre Schuldigkeit getan und können gehen. Steht es unter Menschen wesentlich anders?

Digitized by Google

Ein scharfäugiger und unverschüchterter Kastrat müßte, so denke ich mir, das ganze Menschengeschlecht für im Grunde verrückt oder dauernd betrunken halten. Da quälen sich, so könnte er spotten, die Toren Tag und Nacht um das eine Ziel; Faule arbeiten bis zum Umsinken, Bequeme werden Stutzer, Einfältige entwickeln List, Kluge taumeln, Nichtswürdige schwingen sich zum Himmel, Edle begehen Gaunerstreiche, Feldherren siegen, Dichter singen, Weise spitzen ihre Federn — kurz die wilde Welt dreht sich — um was? Damit allerorten und jederzeit Hochzeit werde (mit oder ohne Standesamt). Und ginge es noch um die Hochzeit, auf die jeder Knabe und jedes Mädchen lauert: man möchte begreifen, daß sie das Lauern „spannend" fänden (wie Ibsens freche Hilde sagt). Aber das Tollste kommt noch. Man frage nach erlangtem Genusse die Genießer aufs Gewissen, ob der selige Moment die Plage und Aufregung wirklich so recht gelohnt habe? Und alle, einstimmig (oder fast einstimmig) gestehen, wofern sie nicht prahlen: es wäre eigentlich an der Sache soviel nicht gewesen, wie sie sich ausgemalt hätten: Eros sei ein Betrüger und sein Glück von allem Glück der Erde im Grunde das illusionärste. Aber sind nun die Narren geheilt? Nicht im mindesten. Schon am nächsten Morgen seufzen sie wieder, einer wie der andere: ah, Venus! Venus! Und treiben's irrer als zuvor, ohne Rücksicht auf Gesundheit, Geld, Ehre, eigenes und fremdes Heil. Ja, die es am besten haben und besitzen die lieblichste Frau zu eigen: statt in Ruhe und Behagen ihren Trieb zu löschen, verzehren die sich sogar danach, zu ihrem und anderer Ruin neue Abenteuer zu suchen. Und wären die Gegenstände ihrer Wahl häßlich, schmutzig und übelriechend, gleichviel — nur neue Stillung neuer Brunst! Kaum daß einen und den anderen noch Gewissen und Vernunft vor Wahnsinnstaten hütet. — So spräche unser aufgeklärter Kastrat; ihm fiele ein ebenso aufgeklärter Genießer ins Wort: vom Werte des Genusses freilich verständen Eunuchen nichts. Eines indessen sei gewiß: bei der Erzeugung von Kindern käme selten viel Erfreuliches heraus. Der Mutter kosteten sie

Digitized by Google

Schmerzen und Gefahren, dann die Pflege der ersten Jahre mit all ihren Widerwärtigkeiten, Krankheiten, Sorgen, Erziehungsmühen, darauf Einschränkungen der goldenen Freiheit und tausend Opfer an Geld und Kraft; und das Ende vom Liede: Enttäuschung und oft Verzweiflung. Sicherlich gäbe es Elternfreuden; die Elternschmerzen dürfe man im allgemeinen dagegen wägen; denn auf ein wohlgeratenes pflege ein mindergeratenes Kind zu kommen. Und die Entbehrungen und Plackereien nehme man als ein sicheres Minus mit in Kauf. Der Wunsch nach einem „Stammhalter", nach Fortdauer des Familiennamens, nach Weiterstrecken der eigenen Existenz in fernere Zukunft: all das beruhe doch, genau betrachtet, auf lauter Aberglauben und Selbsttäuschung. Für reiche Leute in weiten Häusern möchte die Kinderstube allenfalls etwas sein; in mittleren und kleinen Verhältnissen verzichte man besser auf diesen Luxus. Und die Mittel, ihn sich zu sparen und dennoch am Geschlechtsgenusse nichts zu verlieren, seien ja bekannt.

Unser göttlicher Forscher belauscht die Disputation und merkt sich das Nötige; er hat längst wahrgenommen, daß, wo sich's um Fortpflanzung dreht, die menschlichen Taten einem ganz anderen Ziele zustreben als der Erhaltung individuellen Daseins. Der Stamm beharrt und kräftigt sich: darauf läuft hier alles hinaus. Und nach demselben Ergebnis bewegen sich Handlungen, die der Dauer des einzelnen geradezu entgegenwirken. Daß Kranke und Schwächlinge von der Zeugung ausgeschlossen werden, liegt im tiefsten Interesse des Volkes und der Art; daher dienen noch die asketischen Ideale, ja die Sucht nach dem Alkohol und der Selbstmord der Stärkung des Ganzen: Drohnenmord innerhalb der Menschheit! Eben dahin gehören die Triebe zur Aufopferung. Ich schrieb dies, während um mich her sich eine Million freiwilliger Kämpfer in Wunden und Tod stürzte (denn von der Pflichttreue der zum Dienste gezwungenen Soldaten will ich nicht sprechen). Die alle — samt ihren Weibern und Eltern — werteten die Rettung des Vaterlandes viel höher als die

Digitized by Google

eigene Gesundheit und das eigene Leben. So predigt edle Jugend dem kühlsten Skeptiker mit der Tat: daß es Motive gibt, die über das persönliche Dasein hinausgehen. Und wäre sogar der Patriotismus mit Abenteuerlust, Erlebnisdrang, Nachahmung anderer stark versetzt: diese Antriebe selber wären „unzweckmäßig", wenn alles auf die Erhaltung des Einzelwesens hinauslaufen sollte.

Der Beobachter nähert sich der gesuchten Wahrheit. Zwei Resultate menschlicher Wertungen hat er festgestellt: die Dauer und das Gedeihen des Individuums und die Dauer und das Gedeihen der Gruppe (brauchen wir einmal den neutralen Ausdruck, um Familie, Volk, Staat und Gesellschaft vorläufig zu umgreifen). Jenes Ziel kann leicht begriffen werden als eine Etappe auf dem Wege zu diesem; denn wie sollte sich die Gruppe erhalten, wenn ihre Glieder sich mutwillig oder lässig vernichteten? Aber umgekehrt läßt sich's nicht denken; denn unser Verhalten bei Fortpflanzung, Kinderaufzucht, Heldentod, Selbstmord, Askese und in vielen anderen Fällen widerstreitet der Konservierung unseres Ich. So war es auch im Tier- und Pflanzenreiche. Die das Individuum schützenden und die es vernichtenden Instinkte hatten alle das gleiche Ergebnis: das Heil der Art. Danach nun ordnet unser Gott sein natürliches System der Wertungen. Die einen gehen unmittelbar auf Selbsterhaltung und mittelbar auf Erhaltung der Gruppe, die anderen unmittelbar auf Selbstschädigung und mittelbar ebenfalls auf Erhaltung der Gruppe. Die Erhaltung der Gruppe ist folglich das oberste Telos des menschlichen Strebens.

Ihm können wir auch ohne besondere Schwierigkeit jene ideellen Güter, die wir für überpersönlich anerkannt hatten, unterordnen. Die moralischen Motive treiben uns persönlich oft in unser Verderben, die Gesellschaft dagegen erhalten sie. Die Wahrheit zu wissen mag dem einzelnen mitunter schaden; im allgemeinen ist Wissen Macht; und das wissensgewaltigste Volk siegt wohl auch gegen die Übermacht zahlreicherer und körperstärkerer Massen. Im Frieden aber entwickelt es die klügste Technik und wird also zugleich das reichste und

Digitized by Google

blühendste. Ja, die pragmatistischen Erkenntnistheoretiker gehen so weit, daß sie die Wahrheit selber an ihrer praktischen Bewährung abmessen. Das mag sehr keck gedacht sein; jedenfalls sieht man daraus, wie leicht sich unsere natürliche Neugier dem Telos der Gruppenerhaltung unterordnen läßt. Und das Schöne endlich? Karl Groos hat den Wert des Spieltriebes für das Gedeihen der Tierarten und der Menschenvölker vortrefflich dargelegt; und die Kunst ist für Guyau ein Mittel, die Nation durch Sympathie zu einigen, für Müller-Freienfels eine heilkräftige Arznei bei Störungen des leiblichen und geistigen Gleichgewichtes. Da wären schon zwei verschiedene Effekte des Schönen angedeutet, die beide auf das frische Wachstum der Gattung hinauslaufen. Nun zweifelt wohl, wer unter Ästheten lebt, an der Fähigkeit des ästhetischen Genießens, uns gesund zu halten; und gegenüber Guyau hat Paulhan sehr geistreich die These von der Gesellschaftsfeindlichkeit und Lasterhaftigkeit der Kunst verfochten. Aber immerhin: Wege sind gezeigt, um von dem Bedürfnis nach Schönheit zum Telos der Volkskraft zu gelangen. Und dienen dem nicht am Ende unsere Laster so gut wie unsere Tugenden? Speichert der Geiz nicht Kapitalien für künftige nützliche Unternehmungen? Modelt eigensüchtiger Ehrendurst nicht am Machtgebäude des Volkes? Treibt Fanatismus nicht zu Heldentaten? Vielleicht dient das Sittengesetz, um den Alltagsverkehr zu regeln, und sittenfeindlicher Instinkt, um Neues hervorzuzaubern! Etwa wie im organischen Wachstum der konservative Mechanismus der Vererbung und die revolutionären Reize der Variation gemeinsam arbeiten müssen, damit jede Art aufs beste gerate.

9.

Unser idealer Betrachter möchte seine Studien abschließen. Alle Reflexe, Instinkte, Trieb- und Bedürfnishandlungen und Spiele im Tierreich nützen scheinbar dem Einzelwesen, tatsächlich der Art (oder doch dem Stock und Staat, wie bei den geselligen Insekten). Was diesem Telos entgegenwirkt,

Digitized by Google

ist krank und geht zugrunde. Alle Wertungen der Menschen samt den ihnen entsprechenden Tätigkeiten haben ein einziges Ergebnis: das Gedeihen der Gruppe. Was dieses hindert, gilt jenachdem als siech, töricht, verbrecherisch und wird, soweit möglich, ausgemerzt. Denn restlose Realisierungen der Teloklisen findet der göttliche Forscher nirgends in der Welt.

Aber sein Satz ist ihm noch nicht klar genug. Zwei mehrdeutige Wörter! — Was heißt zunächst „Gruppe"? Familie? Volk? Menschheit? Gesellschaft? Staat?

Hier fällt die Familie sofort aus der Betrachtung. Dieselben Vergehen und Unklugheiten, die den einzelnen, vernichten auch sie. Die moralischen Impulse opfern sie wie ihre Glieder; Gehirnarbeit, die dem Staate und dem Volke Vorteil bringt, schädigt oder mindert die Nachkommenschaft (der Fall der Arbeiterinnen bei den Insekten). Der Krieg rottet die Geschlechter aus wie ihre Häupter (der Fall des Königinnenmordes bei den Bienen). Die Familie ist keinesfalls die Gruppe, auf deren Wohl die Richtlinien des Wertens konvergieren.

Menschheit? Bewußt macht niemand ihr Heil zum Ziele seines Wertens — höchstens einige Schönredner mit den Lippen. Aber darauf käme unserem Beschauer ja wenig an. Er fragt nach dem tatsächlichen Ergebnis aller Wertungen. Nun ist dieses ja freilich, daß die Menschheit blüht; seit der Eiszeit hat sie einen sonderbaren Aufschwung zur Erdbeherrschung genommen. Aber wie sollen wir sagen? Ist das, auf dessen Gedeihen die Strebungen der einzelnen hinauslaufen, die Spezies als solche? Oder sind's die Nationen, die den Globus sich verteilt haben? Wenn viele Arten der Katzengattung, jede in ihrem Raubbezirk, sich gut erhalten, so sprechen wir nicht von Einrichtungen der Natur zur Erhaltung der Feliden, sondern von Tendenzen, den Löwen, den Tiger, den Luchs zu konservieren. Warum? Weil im Luchsindividuum Mächte auch über die Leiche dieses Individuums hinaus für die Art Luchs, keineswegs aber für die Art Löwe arbeiten

Digitized by Google

und so fort. Wie steht es nun in dieser Hinsicht um die Menschenwelt? Fördert, was deutsches Wesen steigert, mittelbar auch die Franzosen und Engländer und umgekehrt? Oder geht jedes Volk seinen eigenen Gang? — Im allgemeinen stellt unser studierender Gott dies zweite fest. Die animalischen Wertungen innerhalb eines Volkes kommen nur diesem Volke selber zugute und schädigen die Nachbarn eher, als daß sie ihnen nützen. Die moralischen Wertungen weisen Wege, die sämtlich innerhalb der Völker endigen. Nie hat eine Nation einen Kupferheller für die Menschheit geopfert; ja es waltet zwischen den Gemeinwesen überhaupt kaum ein Sittengesetz; wenigstens bisher nicht, registriert der Objektive, obwohl er ein paar Idealisten über die Tatsache seufzen hört. In den religiösen, künstlerischen, technischen, wissenschaftlichen Bemühungen erblickt der Forscher vielleicht Ansätze dazu, daß künftig einmal das Wohl der Menschheit letztes Telos werden könnte; er legt sich die Bemerkung für eine Revision seiner Betrachtungen auf tausend Jahre zurück. Zunächst notiert er: Telos des menschlichen Wertens sei die Gesundheit der Völker.

Oder wäre korrekter zu sagen: der Gesellschaft? Mit andern Worten, handelt sich's um die Erhaltung des Daseins von deutschen, russischen, japanischen Menschen oder um die des menschlichen Zusammenlebens, wie es heute durch die Sozietäten Deutsches Reich, Rußland, Japan, künftig vielleicht durch eine noch umfassendere ermöglicht wird? Gedeiht die „Rasse" mittels gegenseitiger Unterstützung der einzelnen, oder wird vielmehr dieses Miteinander durch den volksmäßigen Zusammenschluß ermöglicht? Auf lateinisch könnte man's prägnanter sagen: ist das Ziel der römischen Wertungen das Heil der „Gens Romana" oder des „Populus Romanus"? Da beide Begriffe sich notwendig ergänzen, ist die Antwort nicht ganz leicht. Je nachdem einer statisch oder dynamisch denkt, wird er den einen oder den andern als höheres Telos anerkennen. Der Gang der Geschichte lehrt uns da nichts. Es haben sich Völker durch den Ruin ihrer eigentümlichen Gemeinschaften

Digitized by Google

hindurch zäh erhalten — wie die Juden oder, wenn man will, die Polen, Letten, Wenden. Anderseits haben Gesellungen das völlige Verlöschen oder die willkürlichste Durcheinandermischung der sie ursprünglich tragenden Völker überdauert. Und diesen Geschicken entsprechen Strebungen. Galizier, Ruthenen und Tschechen, die im Weltkriege russischen Interessen dienten, werteten Rasse über Gesellschaft und handelten danach; die französischen Staatsmänner, die eine dauernde Dünnung des gallischen Blutes wagten, um Straßburg zu erobern, verkörperten das entgegengesetzte Extrem. Immerhin stempelte jene Rassenfanatiker ihr Vorgehen zu Verrätern; und so steht es bisher überhaupt: Moral und Recht geht — wenigstens bisher — allein auf die Konservierung des Zusammenlebens, nicht auf die des volksartigen Daseins. — Als Telos mithin der heutigen menschlichen Wertungen bezeichnen wir genauer das Gedeihen der Sozietät als das der Völker; sagen wir aber Volk, so meinen wir nicht Gens, sondern Populus.

Das Heil des Staates wollen wir als Obertelos deshalb nicht hinstellen, weil er ja nichts ist als die vornehmste Form, in der die Gesellschaft sich zu Schutz und Entfaltung organisiert; sie hat neben ihm noch andere Formen sich geschaffen und solche wohl auch schon höher als ihn gewertet und brauchbarer als ihn gefunden, um sich auszuleben: man denke an die mittelalterliche Kirche. Keinesfalls gäbe der Satz Sinn: die menschliche Gesellschaft bewege sich und gedeihe, damit Staat sei. Offenbar heißt es umgekehrt: der Staat blüht und schafft, damit ein Zusammensein der Menschen möglich werde. Deshalb kann auch ein Geistesgesunder (wie etwa die Anarchisten) den Staat negativ werten; nur ein Geisteskranker dagegen könnte die Sozietät, in der wir alle mit all unserem Dasein wurzeln, verwerfen.

Haben wir damit den Begriff der Gruppe geklärt, so bleibt noch eine zweite Undeutlichkeit in unserem Telosbegriff übrig. „Das Gedeihen der Gruppe“: was bedeutet da „Gedeihen“? „Dasein“ — lehrt Darwin; „Macht“ — ruft Nietzsche.

Digitized by Google

In zwei der durch den großen Krieg bekannt gewordenen Bücher führen Riezler und Ruedorffer aus: kein Lebendiges strebe nach Erhaltung; Entfaltung wolle ein jedes und Wachstum; so denn auch die Menschengemeinschaft. Was denkt unser Gott-Student über den Streit?

Daß er um Worte geht. Denn in einer Welt, die keinen Stillstand kennt, ist ja Selbsterhaltung gar nicht möglich ohne Umsichgreifen; das Leben steigt, solange es fortschreitet, und sinkt schnell, nachdem es aufgehört hat, vorwärts zu dringen. Das Gedeihen der Gruppe besteht also, während sie noch jugendlich ist, in ihrer Mehrung; hat sie die ihr zugemessene Höhe einmal erreicht, in ihrer Erhaltung. Zu ihrer bloßen Erhaltung aber gehört bis zu einem gewissen Grade der Glaube an ihre Jugend; es geht da wie im Einzeldasein: ein Mann, der keinen Anstieg mehr vor sich fühlt, steigt geschwinder ab als ein sonst gleichgealterter, der noch auf bessere Zukünfte hofft. Also muß jedes Volk wachsen wollen, auch wenn es an und für sich gesättigt sein dürfte; sonst scheidet es sich vorzeitig aus dem Leben aus. Man entfaltet sich, um sich zu erhalten. Und erst wenn es ganz unwiderruflich und offenbar mit der Entfaltung aus ist, begnügt man sich mit bloßer Erhaltung. Die beiden Begriffe gehören demnach zueinander; der von uns gewählte: „Gedeihen" faßt beide gut zusammen; auch „Gesundheit" darf man dafür brauchen; ferner „Heil" oder „Wohl"; nur muß man diese Wörter nicht im Sinne von Eudämonie verstehen, sondern dabei bloß an ein kräftiges Bestehen denken, gleichviel ob es von Lust begleitet ist oder nicht.

Und hiernach schließt denn unser Betrachter seine Forschungen ab, mit dieser Sentenz: Wie alles tierische Verhalten auf das Gedeihen der Arten, so zielt alles menschliche Werten letztlich auf das Gedeihen der volklichen Gesellschaften hin; dieses bildet mithin das Telos der Willenshandlungen, soweit sie nicht verirrt oder krank sind.

Digitized by Google

10.

Darf der Beobachter hier wirklich und endgültig abschließen? Ist die Arterhaltung das äußerste Ziel der Natur? Es scheint doch nicht; denn auch Arten sterben aus, und neue treten auf die Bühne. Ja, hätte sogar der geistreiche Gustav Steinmann gegen die orthodoxen Darwinianer recht; lebten fast alle verschwundenen Gestalten in ihren Nachkommen weiter: dennoch bliebe es dabei; als Arten waren die alten Arten nicht dauernd gediehen. Die Stämme sind abgehauen, Wurzelschosse nehmen ihre Plätze ein. Sind die neuen Spezies immer vollkommener als die früheren? Parasitisch zurückgebildete Krebse und „progenetisch" hervorgebrachte Erbformen von Larventyp würden die allgemeine Behauptung einschränken. Halten sich die vollkommensten Geschöpfe am besten? Amöben wimmeln neben Menschen und neben Orchideen einzellige Algen; Elefanten sterben aus, und Schweine gedeihen kräftig. So aber geht es auch unter den Völkern zu. Die Griechen sind erloschen; vielleicht überleben die Moskowiter Europa. Ob alles nach oben drängt, läßt sich schwer entscheiden; zudem hatten wir uns verabredet, einstweilen gar nicht zu werten; und was wissen wir also von Hoch und Tief?

Eines wissen wir: die Mannigfaltigkeit der Formen, die aus wenigen entblühte, ist unermeßlich. Und so würde ein wertfremder Gott urteilen, der den Lauf des Erdelebens überschaute: die Arten entstanden und vergingen mit dem Endergebnis, daß aller erdenkliche Reichtum an Gestalten einmal da war; der letzte Effekt des organischen Strebens somit: Fülle der Entwicklung. Wie ließe sich diese Vorstellung auf die Menschengeschichte übertragen?

Völker flammen empor und verlöschen wie Kerzen; aber es ist doch nicht, als wären sie nie gewesen. Die Pracht der Menschheit wäre unvollständig, wenn niemals Pyramiden oder dorische Tempel gebaut wären, wenn kein Zarathustra seinen Lichtglauben gelehrt und kein römischer Prätor auf seiner Sella gravitätisch gethront hätte. All die unzähligen Ge-

Digitized by Google

stalten gehörten zum Chorus. Sie sind dahin, es mögen selbst ihre Nachwirkungen mit ihren Nachkommen vergangen sein; genug, sie entfalteten sich zu ihrer Zeit. Das Resultat somit all der Strebungen und Quälereien: ein Schauspiel für Götter, in dem jeder einzelne, soweit er Persönlichkeit war, als Schauspieler, soweit er Masse war, als Statist mitwirkte. Man sieht, bei dieser Betrachtung kommt das Individuum wieder zu Ehren; wenigstens im Menschenreiche. Platos Gedanke siegt, daß jede eigenartige Seele als Eigenwesen unter den Ideen, den Artbildnern also der organischen Welt, umwandelte.

Unser Beschauer ist in Zwiespalt mit sich selber geraten. Zuerst hielt er für sicher, daß Erhaltung und Gedeihen der Spezies hier, der Volksgemeinschaft dort, das oberste Telos alles lebendigen Geschehens bilde; dann aber schien ihm wieder, als führte das Aufsteigen und Absinken der Völker wie der Arten schließlich nur zu dem höheren Ziel: daß der Reichtum des Universums in unzähligen Formen sich ausblühe. Und einmal auf diese Zweideutigkeit im Weltprozeß aufmerksam geworden, stößt er überall wieder auf die lauernde Frage. Betrachtet er die kunstvollen Anpassungen der Pflanzen und Tiere an ihre Umgebungen, so neigt er dazu, die Arterhaltung doch für das letzte Resultat des Getriebes zu achten; bedenkt er dann aber die Mannigfaltigkeit der an gleiche Umgebung gleich gut angepaßten Typen, so kommt ihm wieder die Formenfülle als Endergebnis greiflich vor. Dient das Raupenstadium dem Schmetterling, damit er, frei von Nahrungssorgen, sich sicherer fortpflanzen könne? Aber warum legt die Raupe nicht selber Eier, statt sich zu verpuppen? Geschieht die Metamorphose vielleicht, weil ohne die Vielfachheit der Phasen das Bild der Form verstümmelt bliebe? — Wozu der verwickelte Bau der Leiber? Die Amöbe lebt doch ohne gegliederte Organe so behaglich in ihrem Naß. Die Organe scheinen wohl der Erhaltung zu dienen; aber vielleicht läuft doch die Erhaltung bloß darauf hinaus, Fülle der Funktion zu gestatten. Wohin führt die immer feinere Differenzierung, die immer speziellere Anpassung der Gestalten?

Digitized by Google

Vielleicht gefährdet sie die Dauer der Arten; manche Naturforscher nehmen es an. Sollte aber jede Erdenklichkeit der Formung sich präsentieren, so mußten die Bienenorchidee und die Yuccamotte ebensowohl auftreten wie die sonderbarsten und verderblichsten Käuze unter Hellenen und Germanen. Auch die Entwicklung geistiger Fähigkeiten erhält nicht nur die Gesamtheit; mit den fördernden wachsen auch die zerstörenden Kräfte. Aber dieses Wachsen der Kräfte selber scheint ein Ziel der Evolution; kurz, wohin unser göttlicher Forscher blickt: zwiefaches Telos drängt sich seinen Augen auf. Ist das höchste Resultat alles Treibens in der Natur und insbesondere auch aller menschlichen Wertungen und Wahlhandlungen das Gedeihen der Gruppe? Oder ist es der Reichtum an Form? Eines von beiden muß es sein, jenseits des einen wie des anderen Begriffes ist kein weiteres Ziel zu erspähen.

II.

Damit gibt denn der leid- und freudlose Gott seine Untersuchung auf. Und wir wertenden Menschen übernehmen seine Kunde. Ist uns eines der beiden festgestellten Ergebnisse unserer Wertungen und Strebungen zugleich ein Gut? Das müssen wir nach unserer subjektiven Artung entscheiden; denn wie sollte je objektiv ausgemacht werden, was Bedürfnis stillt? Wenn wir jedoch ein Telos unter den zweien überhaupt für ein Gut anerkennen müssen, dann hat jene objektive Betrachtung erwiesen, daß es auch das höchste Gut ist. Denn der Gewinn aller übrigen Güter führt schließlich zum Gewinn dieses einen Gutes; damit werden die übrigen, sofern dieses Eine wirklich ein Gut ist, zu Mitteln; und das Eine zum Endzweck. Nun ist es sinnlos, die Mittel über den Zweck zu werten. Was will die philosophische Wertlehre in letzter Linie? Ordnung und Folgerichtigkeit in die wirren Wertungen der Menschen bringen. Was gewertet werden soll, darüber hätte schließlich das Belieben des einzelnen oder der Zwang unserer psychophysischen Beschaffenheit immer zu entscheiden;

Digitized by Google

aber die also proklamierten Güter staffelt objektives Denken nach der Kategorie Mittelundzweck in eine objektive Skala. Wer sie nicht anerkennt, wertet dann ohne gedankliche Konsequenz; und daran freilich kann niemand ihn hindern. Der Philosoph hat mit der Aufstellung der Werttafel das seinige getan.

Ein Beispiel. Jemand erkenne die Gesundheit des deutschen Volkes für ein Gut an; eine Liebschaft, die ihn eben beglückt, halte er aber für ein höheres. Praktisch mag er das nehmen, wie er Lust hat; Prediger oder Erzieher mögen ihn warnen oder ermahnen, das geht uns als Philosophen nichts an. Wir zeigen dem jungen Manne nur, daß Eros seine Jünger im allgemeinen zu ganz anderen Zielen führt als zum persönlichen Glück. Er wird sich mit all seinen Brünsten als Mittel erkennen lernen, seine Nation zu mehren. Aber vielleicht rebelliert er; sein Verhältnis sei zu schön und einzig, um bloß als Mittel zur Aufzucht von Nachkommen zu dienen. Ein eigenartiges Leben lebe sich da aus, wie es in tausend Jahren nicht wiederkommen könne; und so weiter: der Leser spinne die Rede nach Gutdünken fort. Solch einen Redner würden wir sachte auf den Wert der Form hinleiten. Einem von beiden Oberwerten entränne er nicht.

Hiernach fragen wir denn: sind wir Menschen durch die Bestimmtheiten unserer geistigen Organisation genötigt, eines der beiden letzten Resultate unseres Wertens und Tuns oder etwa alle beide als Güter anzuerkennen? Sind Gedeihen der Volksgemeinschaft und Gestaltenfülle — oder doch eines von beiden — überpersönliche Subjektivgüter? — Die Erhaltung und Förderung der Gruppe lernten wir als solches bereits kennen, und anderseits weist unser aller Trachten nach dem Schönen auf die Form als Oberwert hin. Mithin wäre soviel wenigstens festgestellt: es gelten zwei objektive Oberwerte. Aber freilich zwei statt eines; zwei, deren gegenseitiges Verhältnis unbestimmbar bleibt. Das ist ein unerwartetes Ende unserer Untersuchung. Doch knüpft es sich unmittelbar an unsere erste Feststellung. Ein Ding werten, das bedeutete

Digitized by Google

uns eine Weise, unsere Reaktionen ihm gegenüber zu regulieren. Die Reaktionen aber teilten wir in zwei Klassen. Die einen richteten sich auf Ziele, die anderen tendierten zu Ausdruck und Nachahmung. Jene sind die lebensnotwendigen, darum alltäglichen, allsekundlichen Stellungnahmen angesichts erregender Bilder; diese üben sich spielend an ihnen. Jene füllen bei jedem den größten Teil des wachen Daseins, diese verkümmern bei den meisten und behalten nur bei wenigen bis zum Ende ihre Kinderwichtigkeit. Und nun scheint mir kein Unterschied zwischen Menschentemperamenten schärfer und trennender als eben dieser: zwischen den wenigen, die auf alle möglichen Reize leicht und gern mimetisch antworten — und den vielen, die fast bloß zweckhafte Tätigkeit kennen oder kennen wollen.

Zweckmenschen nennen wir die oder Zielstrebige, „Praktische" in einer gesonderten Bedeutung des vieldeutigen Wortes; denn natürlich, die praktische Reaktionsbereitschaft, von der hier allein die Rede ist, hat mit praktischer Klugheit oder Geschicklichkeit so wenig zu schaffen wie mit der Zufälligkeit praktischen Berufswirkens. Schwieriger ist es, einen befriedigenden Ausdruck für die andere Sippe, die kleinere, zu finden. Nach der von ihnen beliebten unwillkürlichen Einstellung würde man sie „mimetische Naturen" oder kurz „Mimeten" heißen dürfen; nur daß man bei dem Worte ausschließlich an die Neigung zur innerlichen Mimesis beim Erleben, niemals an etwas wie Gelüste zu nachäffenden Gesten, noch weniger an imitative Unselbständigkeit denke. „Einfühler": die Bezeichnung träfe den Kern der Sache noch genauer; auch weiß da jeder Kenner der modernen Ästhetik sofort, was gemeint ist. Oder setzen wir den Handelnden die „Schauenden" gegenüber; denn Schauen ist ja im Grunde nichts als seelisches Nachbilden der Gegenstände; die „Theoreten" also; nur darf der Begriff nicht mit dem des wissenschaftlichen „Theoretikers" verwechselt werden; oder die „Ästheten"; schade, daß der Ausdruck, der mir vortrefflich paßt, einen ominösen Nebenklang bekommen hat;

Digitized by Google

immerhin, man wird mich künftig verstehen, wenn ich ihn verwende. Endlich lassen sich den Zweck- die „Spielmenschen" an die Seite stellen; auch bei diesem Worte fällt jede tadelnde Färbung, die es sonst haben mag, weg.

Wir haben die psychischen Rassen bezeichnet, in die für unsere Betrachtung die Menschheit zerfällt. Selbstverständlich gibt es zwischen beiden alle erdenklichen Übergänge; aber ihre ausgeprägten Vertreter trennt eine Kluft, so tief wie nicht leicht andere Gegensätze. Denn man erwäge: unser Formerfassen und Glauben, unser Denken und Wollen ist letztlich motorischer Natur. Alles Aktive, Charakterhafte, Eigenartigste unserer Persönlichkeiten spiegelt sich in unseren Bewegungen und Bewegungsbereitschaften; wie sollte nicht dauernde Anlage oder Gewöhnung, Reize der Umwelt in besonderer Weise zu erwidern, für den Aufbau des Menschentyps bezeichnend sein? Auch sonst hat man die Menschen ja wohl nach „letzten psychischen Einstellungsunterschieden" eingeteilt, „die sich in Vorzügen und Fehlern gleich sehr äußern" (Scheler)*).

Unsere Typik nun lehrt uns die ursprünglichen und letzten Wertungen der Menschen verstehen, die das Innerste aller Individuen ausdrücken. Zwei höchste Güter kennen wir: das Gedeihen der Gesellschaft einerseits, anderseits die Entfaltung der Formenfülle. Den Erhaltungswert müssen alle anerkennen, sobald sie nur ihre persönlichen Wertungen in eine objektive Stufenreihe gliedern wollen. Dem Gestaltungswert dagegen huldigen wenige; sie verwerfen damit den anderen Oberwert nicht; sie lassen ihn bloß an die zweite Stelle rücken; das Dasein der Gruppe ist ihnen schließlich Mittel für den erhabensten Zweck: die Entfaltung der Form. Die Mimeten nun sind es, die den Formenreichtum lieben, in den sich ein-

*) Dieses Buch war geschrieben, als das geistsprühende Werk von Richard Müller-Freienfels: „Persönlichkeit und Weltanschauung" herauskam, dessen mannigfache Dichotomien von Einstellungsmöglichkeiten jeder Leser mit der von mir gewählten Zweiheit vergleichen sollte.

Digitized by Google

zufühlen und einzuwühlen ihre beständige Wonne ist. Die anderen antworten auf jede Reizung augenblicklich so, wie sie ihr Leben am besten fördern; ihr Zucken und Greifen, ja schon die unmerklichste Einstellung ihres motorischen Apparates drückt aus, daß ihnen Dauer und Fortpflanzung das wichtigste ist. Die Praktischen müssen Anbeter der Erhaltungswerte sein.

Digitized by Google

II. Abschnitt

Die beiden Betrachtungen des Lebens

1.

Wir wollen jetzt versuchen, unser Schema mit Farbe zu füllen. Wie werten die Mimeten und wie die Praktischen die einzelnen Erscheinungen der Welt und des menschlichen Lebens?

Wem am Reichtum der Gestalten liegt, dem kann nicht obendrein an der Anzahl gleicher Exemplare liegen. Selbstverständlich will dieses „kann nicht" mit dem nötigen Salze verzehrt sein; nichts ist so wenig folgerichtig wie die meisten Menschen; nichts so widerspruchsvoll wie ihre Ansichten und Liebhabereien. Aber der Philosoph, der Typen aus der Menge hervorhebt, muß diese einseitig zeichnen und sich stellen, als ob jede Wertung immer bis in ihre letzten Konsequenzen hinein sich verästelte. Zwei geschlossene und ganz und gar entschiedene Idealmenschen sollen also im folgenden einander immer gegenüber treten. Wie die Wirklichkeit aus Weiß und Schwarz bald Grau mischt, bald gescheckte Muster hervorbringt, hat nicht der Denker, sondern der Dichter wiederzugeben.

In diesem Sinne wiederhole ich meinen Satz: daß, wer Formenfülle fordert, gegen die Anzahl der Exemplare gleichgültig sein müsse. Ein solcher ist allemal eine Sammlernatur. Gerne wird er Kunstfreund und lebt sich in das einzigste auf Erden ein: in die Linien der Maler und Bildhauer. Oder er sammelt etwa Insekten und Pflanzen; da entzückt ihn denn jede feinste Nuance, die abweicht; aber von einer und derselben Variante eine Menge von Vertretern zusammenzubringen, würde ihm geistlos vorkommen. Im Großen muß sich nun

Digitized by Google

dieselbe Richtung des Wertens offenbaren wie im Kleinen. Den sammelnden Ästheten wird jede Besonderheit menschlichen Wesens interessieren; die Originale sind seine Freunde; sogar für merkwürdige Bösewichte hat er eine gewisse Vorliebe. Dagegen widert ihn das einförmige Gewimmel der Gleichen an; „Vielzuviele" nennt er sie mit dem Propheten des Übermenschen; als „Fabrikware der Natur" verachtet er sie mit Schopenhauer. Hier aber spaltet sich eine Gruppe unter den Mimeten ab. Die Scharfsichtigsten, die Liebevollen, die geborenen Humoristen versenken sich so lange in die Seelen der scheinbar Ähnlichen, bis sie auch unter diesen die Mannigfaltigkeit entdecken, und freuen sich nun der tausend Farben, in die das schlichte Braun sich spielend auflöst. So verwandelt der ganz ausgeprägte Ästhet selbst den Alltag in ein Gesprüh von Absonderlichkeiten, während der Praktische zu seinen Zwecken noch die Absonderlichkeiten der Weltsonntage am liebsten in die eine Alltagsuniform zwängen möchte. Über solchem Mühen wird dieser mürrisch, jenen aber macht der immer sich erneuende Gegensatz zwischen bizarrer Geberde und gemeinem Geschehen beständig lachen, und das hebt ihn über das Elend und die Langeweile des trägen Lebens hinweg. „Humor" heißen wir die gesegnete Stimmung; nur die germanische, eine exquisit beschauliche Rasse hat sie recht zu entwickeln verstanden.

Wie über Menschen, urteilt der Schauende über Völker. Ob sein eigenes reich oder arm an Bürgern ist, kümmert ihn wenig: wenn nur das nationale Leben eigentümlich und bunt sich entfaltet. Er versteht die antike Abneigung gegen eine allzu große Polis; formlose Riesenstaaten haßt er — so gut wie unsere Riesenstädte. „Diese assyrischen Reiche!" seufzte Jakob Burckhardt wohl im Gespräche, als das neue Deutschland sich kittete. Ist solch einer Gegner allumfassender Imperien, so schätzt er dafür die Mannigfaltigkeit der Sonderbildungen. Er möchte alle Menschensorten in ihrer Art konservieren; ob dabei ein wenig grausame Barbarei hier und dort viel süße Trägheit konserviert wird, daran liegt ihm nichts.

Digitized by Google

Genug, es wäre schade, wenn die Menschheit einförmig würde.

Schade auch um das Tier- und Pflanzenreich, wenn es an Arten und Varietäten verarmte! Und da schließlich jeder Wald eine Welt für sich ist: so jammern ihn sogar die Verluste der lokalen Floren und Faunen. Das Verschwinden einer Gestalt ist ihm wie eine Amputation am Leibe Gottes; um eine Käferspezies zu retten, würde er (wenn ihn nicht sittliche Bedenken beirrten) eine Hekatombe langweilig durchschnittlicher Menschen opfern. Und das, obgleich er mit der Vergänglichkeit der Gattung im größten Ganzzusammenhange ruhig rechnet. Plato verglich die Individuen mit Abdrücken des idealen Petschaftes in Ton. Der Mimet wertet nur das Petschaft: darin ist er ganz und gar Platoniker. Er beurteilt alle Erscheinungen des Lebens nach ihrer Qualität; was fragt er nach der Zahl?

In allem denkt der Praktische entgegengesetzt. Er ist Mensch der Quanta. Denn zunächst will er sich selber und die Seinigen erhalten. Das aber erreicht er am sichersten durch periodisch gleichmäßige Beschaffung des Gleichen. Nie wird er sammeln: er häuft an. Am liebsten Geld, jenes einzige Gut, das völlig aller Qualität entbehrt und gleichsam nicht mehr ist als Ziffer und Maßstab, das aber in jedes gerade nötige Gut sich blitzschnell verwandeln läßt. Überhaupt beherrscht die Zahl alle Wertungen der „erhaltenden" Natur. Während schwerlich ein Qualitativer viele Kinder sich wünscht, freut sich der Erhaltungsmensch über jeden neuen Schreihals in der Wiege und sonnt sich als Vater und Großvater an der Schar seiner Sprößlinge. Gleiche Wünsche aber hegt er für sein Volk. Das soll zum Leviathan werden, und wenn's die halbe Erde mit seinen Kolonien überdeckte, um so besser! „Dein Same wie Sterne, wie der Meersand" — eine schönere Verheißung kennt der Quantitative nicht. Mit der Vorstellung harmoniert der sinnliche Eindruck. Dem Ästheten ist die Berührung mit der Menge fatal; der bloße Anblick eines Menschengewimmels macht ihn die Fühlhörner seiner Seele einziehen;

Digitized by Google

da empfindet er ganz mit Shakespeares Coriolan. Dagegen kann einen recht praktisch Gestimmten die Nähe brausender oder schweigender Massen geradezu berauschen und zur Andacht zwingen; ein solcher gesteht wohl ein, daß schon das Wort „en masse" ihm einen „Schauer" einflöße, wie „etwas Inkommensurables" (Arthur Holitscher, S. 93). Begreiflich, daß es diesen Schriftsteller nach Amerika zieht, dem Lande der grenzenlosen Möglichkeiten, der maßlosen Maße, der quantitativen Werturteile, die übrigens — wie Lamprecht einmal fein bemerkt — allen kolonialen Kulturen gemeinsam sind; natürlich: nicht träumende Theoreten fahren über See, um sich in rauhem Leben zu erhalten und zu mehren; sondern Nachkommen von Zweckmenschen mit ererbter Neigung zu zweckhaften Reaktionen sitzen in neuen Ländern; höchstens in Kinderzeiten der Welt möchte es ein wenig anders zugegangen sein, als spielende Abenteuerlust Milesier und Korinther an ferne Küsten warf.

Wer die Masse erhaben findet, dem verderben die Seltsamen, die Eigenbrödler, die Schnurrenmacher nur die Stimmung; und wer das Gedeihen der großen Anzahl wünscht, dem passen sie nicht in seine Rechnung; sie hemmen durch ihre Schrullen den Fortschritt des Ganzen, sind schlechte Väter, schlechtere Soldaten. Brauchbar ist, wer hübsch in Reih und Glied sich fügt: der dient der Macht der Nation. Denn mächtig soll die sein und reich dazu. Hinter diesen Imperativ haben alle noch so interessanten Eigentümlichkeiten innerhalb des Volks zurückzutreten. Vor allem aber die übrigen Völker, die Konkurrenten. Zumal die unzivilisierten Stämme haben baldmöglichst zu verschwinden, um „tüchtigeren" Platz zu machen; denn Tüchtigkeit verträgt sich schlecht mit Mannigfaltigkeit. Für die hat der quantitativ Gesinnte ja nirgends Mitleid, weder wo sich's um Menschenrassen, noch wo sich's um die Tier- und Pflanzenwelt handelt. „Ich hasse die Natur!" sagte mir so einer ehedem ins Gesicht (noch dazu auf einem Spaziergange im Frühlingswalde zwischen Anemonen und Primeln). Diese Leute hassen sie auch wirklich und tun das

Digitized by Google

ihre, um ihren Reichtum zu mindern. Das ist nur folgerichtig. Denn sollen möglichst viele Menschen leben, so müssen möglichst viele Kornfelder (rein von Unkräutern, wohlgemerkt) und Gemüsebeete wachsen und möglichst viele Haustiere weiden; da nun die Erdfläche nur zwei Dimensionen und eine beschränkte Ausdehnung hat, müssen infolgedessen die unnützen (nicht etwa nur die schädlichen) Geschöpfe tunlichst dezimiert werden; ein paar Naturparke wird man ihnen vielleicht offen halten; von der freien Erde aber sollen sie weichen! Der Erhaltungsmensch will ja nicht fremde Formen, sondern seine eigene Art erhalten; und das heißt, er bekämpft die fremden, soweit sie sich nicht bequemen, der eigenen zu dienen. Wer da nicht mitficht, gilt ihm als „Schönheitsfanatiker" (Schmitz-Elberfeld im Preußischen Landtag bei der Beratung des Gesetzentwurfs wider die Verunstaltung von Landschafts- und Städtebildern, 8.—10. Mai 1907).

2.

Wie zur Zahl, so haben die beiden Wertenden auch ein ganz verschiedenes Verhältnis zur Zeit. Zu ihrer Dauer wie zu ihrer Richtung.

Wer sich und sein Geschlecht erhalten will, der sagt damit, daß ihm die Dauer das Maß der Werte ist. Er will selber lange leben; seine Familie soll Jahrhunderte durchblühen, sein Volk soll ewig sein. Für diese Betrachtung hat der keinen Sinn, dem die Fülle der Gestaltung am Herzen liegt. Die Idee ist ja als solche ewig; ob ihr Abdruck im wertlosen Wachse lange besteht oder kurz: was liegt daran? Mag selbst die Erde untergehen: auf der dampfenden Venus bereitet sich neues Leben vor! Mögen die Arten wechseln: der Weltgeist hat sich doch einmal in jeder auf besondere Weise ausgedrückt! Mag die eigene Nation künftig verderben: wenn sie nur ein reiches Leben gelebt, die ihr bestimmten „großen Lebenszüge an den Tag gebracht hat" (wie der typische Ästhet Jakob Burckhardt sagte). Tausendmal lieber Grieche sein und wissen, daß der Tag naht, da die heilige Hellas

Digitized by Google

versinkt, denn als Russe ahnen, wie unvergänglich Mütterchen Moskau in ihrem Barbarenflitter leuchten wird! — Aber auch für sich selber wird der echte Mimet keine lange Frist begehren; er wird wünschen, alles zu gestalten, was an Möglichkeiten in ihm schlief, und dann zu sterben, ehe das Alter ihn lähmt und krümmt; das Alter, vor dem ästhetisch gerichtete Völker wie die Hellenen schaudern, während praktisch fühlende wie die Hebräer es brünstig sich wünschen.

Bekennt sich mithin der Mimet als Mensch des inhaltreichen Augenblicks, der Praktische als Würdiger der Dauer, so erhalten beide alsbald noch einen besonderen Grund für ihre Wertungen. Qualitäten nämlich gewinnen irgendwo und irgendwann ihre unübersteigliche Vollkommenheit. Bei den einfachen liegt das klar zutage. Spektralfarben können niemals gereinigt, Akkorde niemals harmonisiert werden. Aber auch in der Welt der Formen steht es im Grunde nicht anders. Jeder Organismus, von der Fadenalge bis zum Menschen, ist in seiner Art fertig, seiner Umgebung meisterhaft angepaßt und in seiner eigentümlichen Schönheit einzig und unbesieglich. Und wie in den Reichen der Natur, so im Geisterreich. Niemand wird je „schöner" meißeln als Praxiteles und niemand treuere Stilleben malen als Weenix, niemand reiner bauen als Iktinos und niemand erhabener als Erwin von Steinbach. Man kann nicht heiliger leben als Franz von Assisi und nicht weiser als Plato sein, Menschen nicht klüger regieren als der Große Friedrich und Maschinen nicht scharfsinniger erdenken als James Watt. Und zwar in zehntausend Jahren so wenig wie heute. Dagegen können Quantitäten beliebig wachsen. Nichts hindert Nationen, immer volkreicher zu werden und immer mehr Areal sich anzugliedern, soweit die Erdfläche reicht. Nichts hindert den einzelnen, immer mehr Geld und Gut zu verdienen; denn im Boden stecken ja unabsehliche Güter. Die Reisen können immer schneller, der Verkehr immer hastiger werden. Die Wissenschaft und die Technik schreiten fort, sofern man Summierung von Errungenschaften ein Fortschreiten nennen will. Die Anzahl der Gebildeten und der

Digitized by Google

Moralischen kann beliebig wachsen. Deswegen darf, wer gern zählt und mißt, an ein dauerndes Vorwärtskommen der Welt glauben, während der qualitativ Gesinnte an dergleichen nicht denkt. Wenn also dieser in jedem hohen Momente starre Ewigkeit genießt, schreibt jener der Zeit etwas wie Schöpferkräfte zu. Und damit bekommen denn ihre beiden Richtungen entgegengesetzte Wertvorzeichen; die Vergangenheit wird verachtet, die Zukunft angebetet, wie sich's für zielstrebige Naturen schickt, denen der Fortschrittsglaube zur Religion geworden ist.) Dagegen stellt dem Ästheten die Zeit bloß die Möglichkeit dar, daß alle Formenfülle sich recht ausbreite: die drei Dimensionen des Raumes sind dem Überschwange zu eng. Nicht nur die Imago des Falters, auch jedes Raupenstadium gehört zur Vollständigkeit der Idee; was nicht zugleich, muß hintereinander Platz ergreifen. Während dem Zweckmenschen die Kindheit und Jugend nur Vorbereitung sein darf für die Leistungen des reifen Alters, in denen das Dasein der Persönlichkeit gipfelt, gilt dem Beschaulichen jeder verspielte Tag des Kindes und jeder versonnene des Greises als ebenso bedeutsam wie der fleißigste Erntemorgen der Sommerhöhe. Denn all diese Stunden, Wochen, Jahre miteinander geben erst die Melodie des unersetzlich-einzigen Lebens; eine Periode ist zu dieser Komposition so unumgänglich wie die andere.

Kurzum, es tritt bei jeder neuen Gelegenheit aufs neue dem praktischen Menschen der Zeit der ästhetische des Simul gegenüber.

3.

Daraus folgt, daß dem Praktischen die Zeit in ganz anderem Sinne ein Gut sein muß als dem Ästheten. Dieser „hat immer Zeit": für Freunde, für Genüsse, für Träume; jener nie. Keine Sentenz prägt das innerste Wesen des Zielstrebigen so prägnant wie die amerikanische, daß Zeit Geld sei. Es liegt darin nämlich zugleich die für den Zweckmenschen bezeichnende Hochachtung vor dem Kapital eingeschlossen. „Hochachtung vor dem Kapital", sage ich, nicht etwa Geld-

Digitized by Google

gier. Denn unsere beiden Menschentypen haben mit Laster oder Tugend nichts zu schaffen. In beiden Klassen finden sich Habsüchtige und Verzichtende, Geizige und Verschwender, Knicker und Freigebige zusammen. Nur daß zu dem mannigfaltigen Verhalten die innersten Motive verschieden sind.

Dem Erhaltungsmenschen bedeutet ein Kapital Zukunft; eigene Zukunft als Notgroschen, Zukunft der Familie, Zukunft der Firma: gleichviel. Und dieser Zukunft Verwalter wird er, sobald es in seine Hände kommt. Daher wertet er es wie ein Heiligtum, als dessen Priester er sich fühlt. Der Qualitative dagegen übersetzt sich unwillkürlich jede Summe, die er besitzt, in das Bild der schönen Dinge, die er dafür haben könnte; ihm ist das Geld nur ein Schlüssel für glänzende Augenblicke. Ein Unterschied der Wertungen, der beinah mit dem von Werner Sombart genial dargestellten zwischen der vorkapitalistischen und der kapitalistischen Gesinnung zusammenzufallen scheint; nur daß er natürlich an Zeiten und Wirtschaftsformen nicht gebunden ist. Auch unter den Handwerkern und Bauern der alten Tage sparte man gewissenhaft mit dem Gedanken an Enkel und Urenkel; auch mancher heutige „Bourgeois", als Geschäftsmann freilich in das zwingende System gespannt, mag als Mensch wie ein mittelalterlicher „Seigneur" fühlen. Das wird noch sein Haushaltsbuch verraten. Die Ausgaben für des Tages Notdurft treten bei ihm zurück gegen die für festliche Genüsse; lieber würde er hungern und im geflickten Rocke gehen als sein Leben durch Verzicht auf Reisen und Theaterbesuche, auf Bewirten und Schenken einförmig machen. Es ist echt königlich — und zugleich ästhetisch — gefühlt, was Lear ausruft (II, 4):

> Oh reason not the need! Our basest beggars
> Are in the poorest thing superfluous;
> Allow not nature more than nature needs —
> Mans life is cheap as beasts.

Keineswegs, meint der praktische Mensch; zur Erhaltung des Leibes taugt gute und reichliche Nahrung, zur Erhaltung

Digitized by Google

der gesellschaftlichen Position elegantes Kleid und vornehmer Salon; aufs „Vergnügen" entfällt, was etwa nach Abzug „des Nötigen" von den Einnahmen übrigbleibt.

Ist nun ein Ästhet habgierig, so heißt das: er giert nach den Mitteln für ein strahlendes Dasein; ist er's nicht, so verachtet er die äußere Pracht und sonnt sich in seelischer Schönheit. Der Praktische dagegen jagt im einen Falle nach immer und immer noch mehr Gewalt oder Sicherheit für sich und die Seinigen; im anderen Falle ist er eine sorglose Natur, die sich gesichert fühlt und ihre Ziele mit anderen Mitteln als gerade dem gemünzten Edelmetall zu erstreben gedenkt. Der geizige Ästhet mag von ausgemalten Genüssen, der geizige Zweckmensch von künftigen Gewinnmöglichkeiten andern nichts opfern. Der Freigebige dagegen möchte, wenn er praktisch wertet, vor allem den Leidenden helfen; wenn er ästhetisch fühlt, seine Noblesse nicht verleugnen.

4.

Ähnliche Betrachtungen zeigen, was der Zielstrebige und was der Schauende an der Macht, an der Ehre, am Range schätzt und erstrebt. Dieser sucht hinter all den Symbolen im Grunde nur die stolzeste Entfaltung seiner Persönlichkeit und die ewigste Gestaltung dessen, was in ihr verborgen liegt; er will „sein", während sein Widerpart „leisten" möchte; in diesem Sinne stellt Schiller unsere beiden Typen in seinem bekannten Epigramm vom „Adel auch in der sittlichen Welt" einander gegenüber. Nun nennen wir dasjenige Tun, das ziellos ein Sein darstellt, Spiel, dasjenige, das auf Zwecke ausgeht, Arbeit. So kommt naturgemäß der praktischen Abart des Menschen die Arbeit, der formlustigen das Spiel zu. Jene beschützt, erhält, häuft, sorgt für Dauer, dieses gibt aus, freut sich des Wechsels, lebt im lebendigen Augenblick. Hier aber kein Mißverständnis! Natürlich braucht der angeborenen Vorliebe und Wertung das angeborene Talent nicht zu entsprechen; dazu weiß man, was Übung vermag; und die Wahl des übenden Berufes hängt nicht bloß von den ursprünglichen

Digitized by Google

Anlagen ab. Demnach begegnen uns selbstverständlich im stärksten Gewoge des (im Alltagssinne) praktischen Schaffens auch mimetische Naturen, und ebensogut praktische (in unserem Sinne) in spielenden Beschäftigungen, wie z. B. der Schriftstellerei. Auch können beide sehr erfolgreich sein, wenn ihr Intellekt stark und das Glück ihnen günstig ist. Es entscheidet eben nicht der Zufall des Berufs und nicht einmal die Begabung über die Zugehörigkeit zum Volke der Spieler oder der Arbeiter, sondern der Geist, in dem einer seine Begabung braucht und seinen Beruf ausfüllt.

Zielstrebiger Geist äußert sich auch im Spiele: da verziffert er sogar die Lust des Kletterns, Fliegens oder Ruderns geschäftsmäßig; der „Rekord" ist sein bezeichnender Ausdruck. Spielender Geist dagegen lebt in jedem, der seine Berufstätigkeit, welcher Art sie nun sei, nur als eine unter vielen Offenbarungen seines Wesens auffaßt und gleichsam von oben herab, wie einen Sport betreibt; während das Bewußtsein, dem Berufe zu dienen, in ihm aufzugehen, Instrument eines überpersönlichen Amtes zu sein, den Zweckmenschen charakterisiert. Das eigentliche Kennzeichen aber für die Sinnesart ist die Frage, was der Mensch an seinen Betätigungen, Leistungen, Schöpfungen denn in letzter Linie wertet. Das Tun selber, so antwortet unausbleiblich der Mimet; das Resultat, das ist praktischer Glaube. Und damit wird das Wesentliche jedes Wirkens dem einen zweckhafte Arbeit, dem anderen zweckfreies Spiel.

Beispielsweise offenbaren die verschiedenen Meinungen über den Wert der Wissenschaft den Gegensatz der Sinnesarten sehr deutlich. Dem einen scheint das Schöne an der Forschung das Forschen selber, die Glut des Gedankens, das Fieber des Suchens, der Fackellauf, da einer dem anderen in rastlosem Wetteifer das Licht reicht. Dem anderen kommt's auf die reinlichen, womöglich nutzbaren Ergebnisse an. Darum schüttelt dieser den Kopf, wenn jener über geisttötende Spezialisierung des gelehrten Wesens klagt; und jener wieder begreift nicht, daß dieser sich um Organisationen mühen mag,

Digitized by Google

die jedem wissenschaftlichen Arbeiter seine Bahn weisen und so Zersplitterung und Vergeudung von Entdeckerarbeit hindern sollen.

Werden die zwei Antagonisten beim Schaffen selber sich ähnlicher verhalten?

5.

Die produktive geistige Tätigkeit besteht im wesentlichen aus zwei Verrichtungen, die ich als Rechnen und Gestalten bezeichnen will. Die elementaren Akte des Intellekts, Analyse und Synthese, sind natürlich für beiderlei Tun gleich notwendig; jene übliche Einteilung der Geister in analytisch und synthetisch Gerichtete kreuzt also die unsrige. Auch mit der Scheidung in logische und Phantasiebegabung soll man unsere Abgrenzung nicht ohne weiteres zusammenwerfen. Die Wörter sind hier vieldeutig und verwirren leicht. Versteht man unter Phantasie das Vermögen, Mannigfaltiges sich plastisch vorzustellen, oder das andere der geschickten Kombination gegebener Elemente, so ist klar: auch der gescheite „Rechner" (in unserem Sinne) muß sein Teil davon haben; es ist ja ganz berechtigt, von der Phantasie eines Unternehmers, Feldherrn, Mathematikers rühmend zu reden. Und anderseits „rechnet" auch der Schöpfer eines Dramas oder einer Bildsäule in gewisser Hinsicht. Nein, die Grenze liegt anderswo: und zwar wiederum da, wo der Wille zum Ziele gegen den Wunsch zum ziellosen Sichausleben sich abhebt.

Für den Menschen mit Erhaltungswillen heißt geistiges Schaffen so viel wie Vorsorgen; zur Vorsorge gehört Vorausschau (wieder begegnet uns hier die Hochwertung von Zeit und Zukunft!); die Vorausschau geschieht durch Induktion; die Induktion setzt Gesetzlichkeit des Weltlaufs voraus; der Sinn dieser Gesetzlichkeiten ist durch Gleichheiten bedingt; soweit es mithin irgend angeht, wird der Zweckmensch Gleichheit aufspüren; er tut's, indem er das Zusammengesetzte in möglichst eintönige Elemente auflöst; mit denen kann er dann „rechnen". Damit aber ist er dreierlei in einem: abstrakt,

Digitized by Google

rational und lebensfeindlich. Abstrakt, denn von der anschaulichen Fülle muß absehen, wer Nützliches errechnen will. Der Holzhändler erblickt im Walde nichts als seine zukünftigen Bretter und Stangen, so und so viele Klafter, fertig! Läge es ihm, die wimmelnde Welt zu beachten, die solch ein Revier für unsereinen bedeutet: er schlösse am selben Abend seine Bude. Ebenso ist dem rechten Feldherrn eine Landschaft nichts als ein Gelände und ein gotischer Turm nur ein Beobachtungsposten. Dem Staatsmann ist der Bürger in erster Linie Steuerzahler und Soldat, in zweiter Glied einer Klasse, die wieder die und die Bedeutung für die große Maschine hat; was geht den Kalkulator das Erleben des Gekribbels im einzelnen an? Deshalb sind auch gute Diplomaten so selten Staatsmänner (und umgekehrt); denn ein Diplomat muß sich in lebendige Persönlichkeiten vertiefen können und daneben seine eigenen Ausdrucksbewegungen unablässig einstudieren; der muß bis zu gewissem Grade Mimet sein. Wird dann so einer — und sei es der Feinste und Klügste — an die Spitze eines Reiches gestellt, so verwundert sich leicht alle Welt über seinen Mangel an Unternehmergeist und rechnender Kunst, an dem, was man „politische Ideen" zu nennen pflegt. Umgekehrt versagt der politische Genius auffallend häufig, wo es gilt, statt Menschengruppen zu dirigieren, Einzelne, Absonderliche zu durchschauen; der große Napoleon war kein Diplomat; er irrte sich in seinen Feinden und in seinen Werkzeugen; dadurch fiel er zuletzt. Der unvermeidliche Fehler des rationalen Menschen, der im Grunde nur an das glaubt, was er logisch erweisen und logisch errechnen kann. Man sagt gerne von ihm, er halte die anderen bald für klüger, bald für dümmer, als sie seien; beides stimmt nicht; er hält sie für rationaler, als sie sind. Er denkt unwillkürlich, all ihr Handeln bewege sich auf der klaren, geraden Linie des Vorteils; und dabei, so meint er, hapere es hier, gelinge dort, jenachdem sei der Intellekt schwach oder stark. Nun aber treibt's der andere vielleicht nach jähen Einfällen, versäumt Gewinne spielend oder greift sie instinktmäßig; nicht daß er in diesem Falle

Digitized by Google

gescheiter wäre als in jenem; sondern die lebendigen Mächte schalten launisch mit dem Lebendigen. Und das erkennt der Rationale ungern an. Denn er haßt im Grunde das fremde Leben. Man muß es hassen, wenn man es beherrschen will. Selbsterhaltung bedeutet Kampf, und Konkurrenten sind Feinde. So heißt es auf niederer Stufe. Das aber spiegelt sich noch im Höchstgeistigen ab. Wer nach Zwecken strebt, dem wird alles zum Mittel; und Mittel kann ein Lebendiges als solches niemals werden. Lebendig ist ein Tier dem ästhetischen Beschauer, dem Jäger ist's ein Braten, dem Bauer ein Motor oder ein Milchbrunnen. Lebendig ist der Mensch dem Dichter; dem Schlachtenlenker ist er eine Flinte, dem Staatsmann ein Machtpunkt, dem Unternehmer eine „Hand". Lebendig ist eine Linie dem Zeichner, dem Mathematiker aber ist sie eine Kurve von der Formel: $y = f(x)$.

Die eigentliche Probe, ob einer zu den Quantitativen oder den Qualitativen gehört, liefert hiernach sein Verhältnis zu dem Alogischen, Unregelmäßigen, Ausnahmsweisen, zu den Übergängen und Nuancen in der Welt. Der Quantitative eliminiert all das nach Kräften. Sei es, indem er Durchschnittsgrößen festsetzt, mit denen er dann getrost vorwärts rechnet, sei es, indem er in der Rechnung vernachlässigt, was ohne praktischen Einfluß aufs Ergebnis bleiben muß, sei es, indem er den Fluß der Dinge selber in Formeln zwängt: in diesem Sinne darf man die Fluxionsrechnung den höchsten Gipfel nennen, den die quantitative Sehnsucht erstiegen hat. Und eben was der Praktische auszuscheiden sucht, ist, was den Mimeten interessiert. Er will das Fremde nachleben.

Entseelt jener das Lebendige, so haucht dieser dem Toten sein Leben ein. Rationalisiert jener das Regellose, so macht dieser das Starrste beben. Jener verwandelt die Lebenslinien in errechenbare Kurven, dieser gibt noch der Geraden Druck und Schwung, daß sie aus dem Reiche der Geometrie in das der Kunst hinübergleite. Jenem gilt jeder Mensch als Staatsbürger, diesem fast jeder Staatsbürger noch als Mensch. Oder wenn das nicht zu erreichen wäre: fort mit den Vielzuvielen!

Digitized by Google

Und die freie Natur? Die ist dem Praktischen Kulisse für sein Gesellschaftstreiben oder Nahrungsquelle, dem Ästheten — Gott. Darum mag er auch ungern, wenn profane Hände sie nach menschlichen Absichten modeln. Der Gärtner bereichert wohl die Formenwelt mit seinen Zentifolien und schwarzen Tulpen, müßte somit dem Anbeter der Form als wertvollster Gehilfe des Formenschöpfers gelten. Aber dennoch bleibt er jenem leicht ein wenig unsympathisch, gleich als störte er das ungebundene Spiel der ewigen Ideen mit errechenbaren und errechneten Griffen. „There is an art which, in their piedness, shares with great creating nature": mit dieser Begründung verwirft das zweckfreie Kind der Lieblichkeit, Shakespeares Perdita, die Bastard-Gartenblumen (The winter's tale, IV, 3); was ihr der Politiker Polyxenes erwidert, das ungefähr würde jeder Zweckmensch auf solchen Einwand spöttisch äußern. Der Gegensatz aber läßt sich verallgemeinern. Die eine Menschenart liebt den Garten, die andere die Wildnis; Park- und Waldvölker trennt die ursprüngliche Wertung. Drüben finden sich die rational gerichteten Romanen zusammen, hier die beschaulichen Germanen und Griechen. Der Leser mag stutzen, wenn ich uns die Griechen als Naturschwelger geselle. Aber der Kultus der Natur hat ja zwei Stufen, die religiöse und die ästhetische. Wer in jedem Baum und jedem Felsen ein Geistwesen ahnt und auf weißen Wolken selige Götter von Berg zu Berg segeln sieht, der lebt in beständigen Schauern heiliger Einfühlung; was wir gekühlte Nachfahren auf unseren Wanderungen genießen, kann dagegen nur wie müder Widerklang sein. Und doch bleibt auch der immer eine Art von Gottesdienst; kein echter Deutscher höherer Geistesart, der das mystische Einwühlen ins Geheimnis der Dickichte nicht kennte; kein echter Welscher, der dafür auch nur eine Spur von Verständnis zu ertasten vermöchte. Recht charakteristisch, wie jüngst Anatole France und Gerhart Hauptmann den gleichen Novellenstoff behandelt haben; unser Landsmann läßt in seinem „Ketzer von Soana" dem Heiligen einen wilden Rausch naturbegeisterter Mystik die Be-

Digitized by Google

sinnung umnebeln; der Franzose geleitet den von seiner „Thaïs" versuchten Eremiten lieber durch allerlei Szenen geselliger Kultur.

Es war eine Schrulle der alten Ästhetiker, daß geschwungene Linien an sich schöner sein sollten als gerade. Aber es steckte da eine Wahrheit verborgen; einfühlen kann man sich nur in Lebendiges oder lebendig Gedachtes, und alles Lebendige ist als solches unstarr, schwillt und senkt sich, bewegt sich wiegend und schlüpfend, schillert in tausend Tönen und Halbtönen, moduliert seine Klänge, benimmt sich in jeder nächsten Sekunde ein wenig anders als in der vorigen; kurz, Leben ist als solches regellos, schwimmt in Übergängen, läßt sich niemals durch Rechnung greifen. Man greift es bloß, indem man's nachlebt. Und dieses Nachleben verläuft natürlich wie sein Urbild durch Nuancen zu immer neuen Nuancen.

Jeder Gestalter gestaltet aus Dämmerung. Wer wissen will, ob ein Mensch zum Volke der Beschauer oder der Praktischen gehört, der muß beobachten, wie er sich zum Helldunkel des Daseins stellt.

Und zum Helldunkel in der Kunst. Wieder seien uns die Germanen Vertreter der irrational betrachtsamen, die Romanen der vernunftmäßigen und zielbewußten Art. So mußte denn Rembrandt ein Deutscher sein; man fühlt es am besten, wenn man ihm typische Italiener, die in ihrer Weise ihm Verwandtes wollten, gegenüberstellt. Auch Caravaggio, auch Ribera trachten nach den Zaubern von Beleuchtungsgeheimnissen; während aber unser Unvergleichlicher jedes Fleckchen und Eckchen seiner Leinwand zu einem flimmernden Rätsel macht, lassen die Südländer grell bestrahlte Figuren scharf umrissen aus Nachthintergründen tauchen; der Gegensatz von Licht und Dunkel wird ihnen Gelegenheit, das Deutliche noch deutlicher zu machen. So wünscht der Italiener, der Franzose auch in der Dichtung klargezeichnete Gestalten und reinliche Lösung. Der Deutsche dagegen begehrt nach jener Tieflebendigkeit, in der allezeit das Letzte verschwommen, ungesagt,

Digitized by Google

ja unsagbar bleibt. Ein Dramenheld, über dessen innerstes Wesen man nicht streiten könnte, gilt uns für flach gezeichnet; darum wird es uns so schwer, das rechte Verständnis für Corneille oder Victor Hugo zu gewinnen.

6.

In zwei so verschiedenen Spiegeln müssen nun auch jene Mächte ganz verschieden aussehen, die Menschen verketten und trennen.

Wie Mächte der Natur sieht der Ästhet sie an; in buntem Reichtum und langsam, wie Naturgebilde, sollen auch die Einrichtungen der Gesellschaft wachsen. Er freut sich an der Mannigfaltigkeit des Hergebrachten, des Erinnerungbeladenen, Erinnerungbelasteten, dessen Unvernünftigkeit ihn nicht abschreckt. Denn jedes Ganze ist ihm ein Organismus, und Organismen wollen organisch sich gliedern und entfalten. Das ist sein Schlagwort; ein ähnlich klingendes ruft ihm der Praktische entgegen: „Organisieren" gilt es — zu klar erschauten Zwecken, und zwar lieber heute als morgen! Nicht harren, sondern zugreifen, jedem neuen Bedürfnis mit neuen Mitteln seine Befriedigung suchen! Denn die Zukunft drängt! Nicht scheckige Fülle, sondern verständig-wirksame Einheitlichkeit: die menschliche Sozietät ist ja kein Museum. Auch kein Urwald; also nicht natürliches Wachstum, sondern technisches und bewußtes Erschaffen! Auch moralisch läßt sich der Gegensatz färben. Wo das Zusammenleben willkürlich geordnet wird, herrscht über alle Verhältnisse der Vertrag; und nur wo Vertrag ohne Schranken herrscht, wird jedem einzelnen volle und gleiche Gerechtigkeit gewährleistet. Das wissen am besten die rationalen französischen Denker von Rousseau bis Fouillée. Verdammen die nun aber die naturhaft erblühten Einungen als Erzeugnisse roher Gewalt, so vergessen sie, daß in denen dafür die Sondergestalten sittlicher Wechselwirkung reicher gedeihen: Herrengüte und Dienertreue, Großherzigkeit und Dankbarkeit, Blutsfreundschaft und Nachbarlichkeit; eine Fülle von Abstufungen des Gefühls, für deren Verlust den

Digitized by Google

Ästheten jene abstrakte Idee allgemeiner Billigkeit eigentlich nicht entschädigt. So bricht auch hier der eine, letzte Gegensatz wieder durch. Tönnies würde sagen: der Praktische ist Mensch der Gesellschaft und der Gesellschaften, der Ästhet Mensch der Gemeinschaft.

Und wie steht nun zur Gruppe der einzelne? Jeder verschieden, so meint der qualitativ Wertende; nach seiner Besonderheit wird jedem sein Recht und seine Freiheit, seine Pflicht und sein Gehorsam zugemessen. Alles kommt darauf an, daß restlos sich enthülle, was in jedem steckt; die Durchschnittsgeschöpfe, in denen gar nichts steckt oder höchstens dasselbe, was ohnehin tausendfältig wiederkehrt, diese bloßen Exemplare irgendeines langweilig-häufigen Typs, verdienen keine weitere Rücksicht. Was liegt groß an ihrem Wohl und ihren Wünschen? Mögen sie schweigen, dienen, sehen wo sie unterkriechen. Die Besonderen aber sollen Platz bekommen, nicht zu ihrem Vergnügen, sondern um ihre besonderen Anlagen recht auszuwickeln. Die Individualität muß von Bindungen möglichst frei bleiben: wir sind „Individualisten".

Nicht doch! entgegnen die Quantitativen; Mensch ist Mensch! In der Gesellschaft zählt einer wie der andere. Wer durch Leistung ragt, der soll kommandieren, die andern bleiben Gemeine; aber zu fügen hat sich auch der Offizier, und noch der Feldmarschall darf seine Pracht nicht gemächlich spazieren führen; der vielleicht am wenigsten, denn er hat am wenigsten Muße. Verschiedene Ränge gibt es wohl, aber nicht verschiedene Rechte. Mit jedem ist das gleiche Recht wie die gleiche Pflicht geboren. Denn jeder ist ein Mensch, eine Eins, ein Individuum; und jedes Individuum ist uns wichtig, denn wir sind „Individualisten".

So deckt dasselbe hohle Wort zwei unvereinliche Gegensätze: die praktische Gegenwart und die ästhetische Periode der Romantiker, beide Zeiten hielten sich für „individualistisch", jede in ihrem Sinne. Aus unserem Buche aber sei die ominöse Vokabel von nun an strenge verbannt.

Sowenig wie über den Wert des Individuums, verstän-

Digitized by Google

digen sich die beiden Antipoden über den der engsten Gemeinschaft, der Familie. Obschon sich beide wohl besonders zarten Familiensinnes rühmen. Der Qualitative aber versteht darunter, daß er die familienhafte Bindung weiteren gesellschaftlichen Einungen vorzieht. Ihm wird zum Beispiel der patriarchalische Zusammenschluß der Gesellen und Lehrlinge unter des Meisters Dach leicht sympathisch sein, den der rational Denkende zugunsten von wohlorganisierten Gehilfenverbänden verwerfen mag. Innerhalb der Familie jedoch wird der Mimet die Fesseln zu lockern streben und den Gliedern allen möglichen Spielraum gönnen. Sie sollen durch Liebe frei verbunden sein oder auseinandergehen, damit jedes sich ungehindert darleben könne; denn der Kreis des Hauses ist schließlich nur eine Gelegenheit, die einzige freilich für die meisten Menschen, ihre Herzenseigenschaften zu entwickeln. Ganz anders denkt der Erhaltungsgläubige. Ihm ist die Familie der Grundstein der Gesellschaft; damit das Ganze gesund bleibe, darf der nicht mürbe werden. Möchte er's, so mag mehr oder minder sanfter Zwang ihn wieder pressen. Gleichmäßiger Gehorsam der Kinder und gleichmäßige Fürsorge der Eltern sind die Bedingungen kraftvollen Gedeihens für den engen — und so auch für den weitesten Kreis. An Stelle der Liebe tritt darum hier die Pietät. Besonders grell beleuchten beiderlei Wertungen die Urteile über die Ehe. Die gilt dem einen als Lebenskrone für zwei Persönlichkeiten; darum fordert er das Sichfinden der Paare durch eigenste Wahl, Liebesheirat, tiefe Harmonie der Gatten und leichte Scheidung, wo die in Trug zerrinnt. Nach der andern Ansicht heiratet man um der Nachkommen willen. Wie Mann und Weib zusammenpassen, ist viel unwichtiger als die Zukunft des Stammes. Daher sollen die einmal Verbundenen sich in ihr Joch fügen, und mögen sich's gerne von denen auf die Hälse legen lassen, die für das Heil der ganzen Familie klareren Blick haben als junge verliebte Leute. Es könnte nun wohl locken, hier Betrachtungen über die verschiedenen Kulturen anzuspinnen und etwa gar die mimetische

Digitized by Google

oder praktische Seelenstruktur der Nationen nach ihrem Familien- und Eherecht bestimmen zu wollen. Man müßte nur, um sich vor groben Fehlern zu hüten, erwägen: daß auf diesem Felde die Einflüsse der verschiedenen Volkstemperamente mit gleichläufigen Entwicklungsphasen der Zivilisation sich schneiden. Alle Völker spannen während langer Stadien ihrer Frühzeit die väterliche und eheherrliche Gewalt straff; dann bestimmt der Vater die Ehe des Sohnes, und dem Manne wird die Scheidung leicht gemacht. Alle Völker werden, wenn sie altern, bequem; dann lockert sich die Macht der Eltern, und die Scheidung wird wieder leicht (und nun zwar beiden Gatten), wenn sie inzwischen schwer oder unmöglich geworden war. Innerhalb dieses Rahmens nur läßt sich anmerken, daß die mimetischen Germanen, seit sie höhere Kultur gewannen, die freie Brautwahl durchgesetzt haben, und die mimetischen Griechen, die sie aus Verachtung der Frau verschmähten, darüber erkrankten; während die praktischer beanlagten Juden und Romanen kein besonderes Bedürfnis danach erleben, vielmehr noch heute über die Paarung der Kinder den Vätern die Entscheidung anvertrauen; daß ferner die römische Kirche, die der Ehescheidung feind ist, den romanischen Nationen bis in die letzten Zeiten angemessen blieb; während in den protestantisch-germanischen Kulturen das Verlangen nach Ermöglichung einer Lösung der Ehe schon frühe sich Bahn brach.

Den Wertungen des ehelichen Lebens müssen die des Eros entsprechen. Der Praktische fühlt von Kindeszeiten an, worauf die Liebe hinausläuft; ihm ist alles, was vom geraden Wege der Fortpflanzung abbiegt, entweder lächerlich oder abscheulich. Abscheulich besonders jede geschlechtliche Perversion: die Gesellschaft scheint ihm unterzugehen, wenn die große Säemaschine in falsche Geleise gerät. Der aufgeklärte Mimet dagegen urteilt über derlei Seltsamkeiten milde; ein wenig unästhetisch mag ihm das Treiben der Urninge und Lesbierinnen wohl vorkommen, aber ein Unglück bedeutet es ihm nicht, wenn der Trieb von der Norm auch einmal abweicht. Sind wir denn alle da, um die Nation durch künftige

Digitized by Google

Soldaten zu mehren? Ihm hat gerade alles, was mit Schwangerschaft und Geburt zusammenhängt, eher etwas Widriges. Wenn so einer sein Innerstes recht frech an den Tag gibt, so nennt er wohl — mit einem Helden Baudelaires — die Mutterwerdung eine Spinnenbauchkrankheit, die Fortpflanzung einen Makel der Liebe. Denn wie die Arbeit, so ist ihm auch die Liebe ein Spiel; mindestens ist das Spiel an ihr die Hauptsache, das Ziel nur der Anlaß, um lebendiger zu spielen. Ein solcher Spieler wird gern Abenteurer in der Liebe. Don Juan ist Mimet durch und durch. Oder er ist gewissenhafter, dann macht er es wenigstens wie mimetisch gesonnene Frauen: er „flirtet" und genießt phantastische Erlebnisse. Die feile Venus dagegen stößt ihn ab, während der Mensch des Zweckes, sofern sein augenblicklicher Zweck nur eben die Löschung seiner Brunst ist, die Gassendirne niemals verschmäht, die ihm ohne Umschweife das Verlangte gewährt.

In seiner Braut sieht dieser schon die künftige Mutter seiner Kinder, jener die Genossin seiner Lebensfahrt. Die verschiedene Sehnsucht prägt verschiedene Ideale des Weiblichen; sogar die Traumbilder geliebter Leiber mag sie zwiefach färben. Wer Nachkommen will, wird vollreife, starkhüftige, breitschultrige Frauen bevorzugen; wer eine Spielkameradin sucht, mag sie eher schlank und knospenhaft — oder verlangt vielleicht nach bizarrer und exotischer Schönheit. Ist es Zufall, daß die beschaulichen Zeiten der Gotik und der frühen Renaissance am Anblick kindhafter Madonnen und herber Mädchenengel sich erbauten, während die zielbewußtere Periode des werdenden Kapitalismus Palmas und Veroneses Prachtgestalten, Rubens' strotzende Ammen und Rembrandts derbe Gebärerinnen forderte und erhielt. Jedenfalls waren die Welten Erwins von Steinbach und des Meisters Stefan, Rogers van der Weyden und Bellinis zugleich die Schauplätze der „hohen Minne", der Seelenliebe zur Frau, der „zweiten Stufe der Erotik", wie Emil Lucka die Erscheinung nennt.

Ein Erlebnis können nämlich nur die Ausgeprägtesten

Digitized by Google

aller Ästheten erleben: die platonische Liebe, die glühende Begierde also nach geistiger Vereinigung mit einem Wesen bald des gleichen, bald des anderen Geschlechtes — wobei der Gedanke an den sinnlichen Genuß zurücktritt. Hier erscheint der Naturdrang ganz und gar in erdefreies Spiel aufgelöst; der Liebende will sein eigenes Wesen erhöhen und verklären, indem er in fremde Herrlichkeit sich einfühlt und andächtig versenkt. Dieser Eros ist für Plato der Weg zur reinen Form und für Dante der zum Paradies (was eigentlich dasselbe bedeutet). Den Erhaltungswillen der Gattung hat er abgestreift; und damit wird er dem Erhaltungsmenschen unheimlich oder belachenswert. Wer unwillkürlich über ein Verhältnis wie das Goethes zu Charlotte von Stein lächeln muß oder an der Möglichkeit zweifelt, daß es zehn Jahre lang „dabei geblieben" wäre, der ist in tiefster Seele „praktisch" veranlagt.

Ein solcher aber ist auch selten geneigt, an eigentliche Freundschaft unter Gleichgeschlechtlichen zu glauben. Er kennt da nur zweierlei: das frühjugendliche Vorspiel der Liebe, das von selber aufhört, sobald das richtige Stück angefangen hat; und konträre Sexualempfindung, die sich Schranken zieht. Alles übrige ist ihm nichts als Kameraderie, Interessengemeinschaft, Zusammenschluß zu bewußten und unbewußten Zwecken. Der Mimet dagegen versteht, auch ohne erotische Nebentöne zu hören, Achilleus und Patroklos, David und Jonathan vollkommen. Der Gegensatz ist natürlich. Im Haushalte des Menschengeschlechtes kann wohl Verein und Kollegialität, niemals aber zielloser Seelenaustausch unter Gleichgesinnten lebenswichtig werden. Wer also jedes Verhalten nach seinen Nutzeffekten wertet, muß im Beisammensein von Freunden entweder Absichten oder bloße Erholung und Zerstreuung oder endlich ein läppisches Gehabe sehen, das man allenfalls Studenten im ersten Semester wie anderen Jugendüberschwang verzeiht. Wer dagegen gewohnt ist, mimetisch zu reagieren, dem ist Bedürfnis, für den Ausdruck seines eigenen Lebens Widerhall zu finden und erfreuliches fremdes Leben mitzu-

Digitized by Google

fühlen — ganz ohne weitere Zwecke. Er allein versteht auch Freunde zu wählen. Denn die wählt man nur nach ihrem inneren Werte, niemals nach irgendwelchen Leistungen; und bloß Leistungen schätzt doch der Zielstrebige. Wie sollte er die echte Freundschaft kennenlernen?

7.

Auch der Feindschaft freut er sich nicht, die dem Ästheten unter Umständen als erregendes Spiel zur Lust werden kann. „Man liebt den Kampf, nicht den Sieg", sagt der exquisite Schauer Blaise Pascal. Das agonistische Tun also, nicht den Zweck. Auch Heraklit mit seinem Spruche vom Kriege als dem Vater aller Dinge war als rechter Hellene einer von den ganz und gar Zweckfernen.

So aber ergänzen einander mimetische und praktische Naturen zur Möglichkeit lebendigsten Handelns. Denn alles Handelns Polarität besteht darin, daß es ohne Widerstand nicht erzeugt würde und dennoch den erzeugenden Widerstand beseitigen muß. Es geht wie im Mechanischen, wo Reibung zwar die Bewegung erschwert und verlangsamt, aber anderseits auf völlig glatter Fläche überhaupt keine Bewegung zustande käme. So halten Hemmnisse unsere Tätigkeit wohl auf; fällt aber jedes Hemmnis fort, dann automatisiert sie sich und wird leblos. Dasselbe nun gilt auch von der gemeinschaftlichen Arbeit der Menschen: Reiz gewinnt sie nur durch die Stockungen — die sie von ihren Zielen ferne halten. Wer nun schnelles Erreichen nützlicher Ziele am höchsten wertet, der muß Kampf und Störung aus dem Betriebe der Gesellschaft hinwegwünschen; wem dagegen das Bild des Geschehens freudig und malerisch sein soll, der liebt Hemmschuhe der Entwickelung: die alten, nicht mehr ganz zeitgemäßen Formen des Zusammenlebens, mit denen das Neue dann ringen mag; die mannigfaltigen Ordnungen kleiner Kreise, die nicht immer völlig bequem zum Zwecke ineinanderzahnen; die trotzigen Unabhängigkeiten, deren Streit Funken sprühen macht.

So werten die beiden Gegner in jedem engeren Bereiche;

Digitized by Google

so auch im weitesten. Darum denken sie über den Aufbau des Staates notwendig verschieden. Für den Praktischen ist er eine Maschine, für den Schauenden ein Organismus. Von diesem erwartet man innerliche Lebendigkeit: so mag er allmählich und naturgemäß sich entwickeln. Jene soll zweckmäßig dienen: darum muß man sie heizen und ölen. Wer das will, ist politischer Rationalist; nennen wir den anderen, da für seine Gesinnung kein besserer Ausdruck zur Verfügung steht, immerhin einen „Romantiker". Am günstigsten, das Paar hält sich einigermaßen das Gleichgewicht; dann sorgt der eine, daß das politische Leben politisch und der andere, daß es Leben bleibe.

Das Leben blüht am reichsten, wo jede Interessengruppe ihr Interesse für sich selber besorgt und dem Staate nur die allgemeinsten Aufgaben gehören. Was den einzelnen angeht, müßte auch der einzelne völlig selbständig betreiben, wenn es nach dem romantischen Ideale ginge. Hunderttausend Institute würden ihr Dasein sonderartig und unabhängig gestalten; Städte und Provinzen möglichster Selbstverwaltung genießen; Rechtsgewohnheiten und Wohlfahrtseinrichtungen dürften in verschiedenen Landschaften verschieden sein. Höchstens etwa die Handels- und Verkehrsverhältnisse überließe man neben der Sorge für Armee und auswärtige Angelegenheiten der obersten Regierung. Solch ein Programm aber verwerfen die Rationalisten ganz und gar: die fordern Zentralisation und immer noch mehr Zentralisation! Denn je energischer ein einheitlicher Wille von einem einzigen Punkte aus alle Glieder des Staates durchdringt, desto schlagfertiger arbeitet der Mechanismus, und desto mehr Nützliches läßt sich in kurzer Zeit hervorbringen. Nicht aus Knechtseligkeit unterwarfen sich, als die Vernunftherrschaft über Europa dämmerte, die stolzesten und freiesten Nationen ihren Sonnenkönigen und Hohenzollern. Der Monarch, dem sie dienten, war ja keine Einzelperson; nein, er repräsentierte ihnen den Staat selber, dessen Drachenkraft Hobbes mit so ehernen Worten vergötterte. Und da galt denn der tätige Spruch:

Digitized by Google

„Daß sich das größte Werk vollende,
Genügt ein Geist für tausend Hände."

Man hat neue Formen gefunden, die Oberleitung zu ordnen; aber der Wille, größte Werke zu vollenden, ist den Rationalen geblieben, und so blieb die Bureaukratie aus dem siebzehnten Jahrhundert stehen; ja, sie entwickelte sich noch höher und steigerte ihre Macht ins Grenzenlose, trotz dem bitteren Haß aller ästhetischen Naturen. Und in der Tat: wenn es auf Leistungen ankommt, muß sie dem System der Selbstverwaltung mit seinen ewigen Friktionen stets überlegen sein. Sie allein garantiert, daß alles am Schnürchen läuft und geschwind ausgerichtet wird, was dem Ganzen frommt. Das Militär ist da das unerreichte Vorbild; hier herrscht der straffste Dienst und bei unbedingtestem Gehorsam die unbedingteste Gleichförmigkeit. Darum geschieht auch mit mechanischer Gewißheit jedes Verlangte. Könnte man das ganze Volk in ein friedliches Arbeitsheer verwandeln und von Industriegenerälen und Handlungsobristen zur Güterproduktion kommandieren lassen — Wissenschaft und Technik müßten die Stäbe stellen: kein Zweifel, daß alle Mittel sich schleunig verdoppeln würden. Wer nichts will als die Erhaltung und materielle Größe seines Landes, wird solche Steigerung der bureaukratischen Herrlichkeit herbeiwünschen müssen. Aber die Seele des Volks freilich würde darüber verlorengehen.

Oder glaubt jemand, er finde die verlorene mit Fichte in der „Idee der Gattung" wieder, zu deren Realisierung der „absolute Staat" alle Kräfte der einzelnen anspannt? Um das zu hoffen, müßte man erst genauer wissen, was der große Rhetor-Philosoph unter dieser „Idee" versteht. Als Formgläubiger würde man seinen Satz etwa so interpretieren: jede Nation stelle eine besondere Offenbarung menschlichen Wesens dar und habe die Aufgabe, die im Laufe ihrer Geschicke nach und nach zu entwickeln; etwa wie die Idee der Honigbiene in den Gestalten des Eies und der Made wie der Imagines, der Mutter, der Arbeiterin, der Drohne — aber auch im Ausbau des Stockes, im Honigsammeln, im Pollentragen sich an

Digitized by Google

den Tag faltet. So ähnlich rundet sich das Bild des deutschen Geistes von Jahrhundert zu Jahrhundert; der große Otto ist zu seiner Fülle so nötig wie Otto von Bismarck, der Erbauer des Naumburger Domes wie Adam Krafft und Dürer, Hans Sachs wie Eichendorff — und wiederum das Nibelungenlied wie die Schlacht von Tannenberg.

Indem nun die einzelnen nationalen Genien die verschiedenen Seiten des Menschengenius kundtun, verwirklicht erst in ihrer Gesamtheit sich die Idee der Gattung Homo, und da hätten wir sie denn, diese Idee — wie Plato sie ungefähr gedacht haben würde. Was leistet der Staat für ihre Inkarnation? Er behütet den Volksherd, auf dem das unersetzliche Feuer brennt; wehrt er den äußeren Feind nicht ab, so erstickt die Flamme im Qualme der Knechtschaft; tritt er den inneren Gegner nicht nieder, so verflackert sie in Unruhe; schafft er ihr nicht Luft und Nahrung, so verschwelt ihre Kraft. Als Hort aller Heiligtümer der Volkheit verbindet er ihre Vergangenheit mit ihrer Zukunft; indem die Ahnen der Vorzeit in ihm fortleben, die Enkel künftiger Äonen in ihm schon ihre Augen aufschlagen, überspannt er himmelweit die sinnensichtbare Gesamtheit der heute lebenden Generation, deren Mehrheit sein Wirken tatsächlich bestimmen mag, im Gedanken jedoch seiner Pflicht unterworfen bleibt, eben weil er die Verkörperung einer überindividuellen Form beschützt. Somit ist er, darin hat Fichte ganz recht, aus Individuen nicht zusammengesetzt; er „ist nicht die einzelnen, sondern ihr fortdauerndes Verhältnis zueinander"; der Ausdruck ist zwar unklar, aber lassen wir ihn einmal durch. — Denkt Fichte nun wirklich so? oder ähnlich? Aber wozu dann ein „absoluter" Staat — absolut genannt, weil er sämtliche Arbeit seiner Glieder zusammenfassen soll? Der Staat, der um deren stille Beschäftigungen am wenigsten sich kümmerte und sich auf seine Hüterpflicht beschränkte, würde zu der angedeuteten Aufgabe doch weit geeigneter sein als einer, der alle ins Joch seiner Zweckhaftigkeit schirrte. Seiner Zweckhaftigkeit: denn ohne uns noch recht aufgeklärt zu haben über

Digitized by Google

das, was er mit „Idee der Gattung“ meint (und die Phrase ist doch wahrlich ohne weiteres nicht so klar wie irgendein historischer oder botanischer Fachausdruck), geht unser Denker zu den Zwecken der Gattung über; fast vermutet man, in denen solle ihre Idee sich offenbaren. Und über die freilich läßt er uns nicht im Zweifel. „Kultur“ ist der Zweck der Menschheit. Was aber heißt das? Es bedeutet: die Unterwerfung der Natur unter die Botmäßigkeit des Begriffes. Immer noch klingt es zu feierlich. Sagen wir's doch lieber nüchterner. Keine Naturgewalt soll Vernunftwesen mehr schaden können; jede soll genötigt werden, dem Nutzen der Menschheit zu dienen; unsere irdischen Bedürfnisse sollen mit immer minderem Energieaufwand erreicht werden. Kurz und gut: das Gedeihen der Menschheit (aber sagen wir lieber zunächst: des Volkes) soll gefördert werden. Und dazu hat der Staat alle Anstrengungen seiner Bürger zu vereinigen. Um das nun zu können, muß er „absolut“ sein, „absolut“ nämlich in Fichtes Sinne (auf seine Verfassung kommt es da nicht an); das heißt: eine vollkommen organisierte Armee von Produzenten. Das Ideal der quantitativen Rationalisten! Man wird es bei Fichte überall hinter den romantischen Nebeln des Prophetentums auftauchen sehen. Aber man betrüge sich nicht: in dem Staate, wo alle allen, das heißt dem Gesamtzwecke restlos unterworfen sind, stirbt die besondere Seele des Volkes; daß sie für die Idee der Gattung sterbe, ist nur eine wohllautende Grabschrift.

Wo der Zweck des Staates so verschieden geschaut wird, kann auch das Verhältnis der Bürger zum Gemeinwesen nicht auf gleiche Art betrachtet werden. Der Ästhet muß wünschen, daß jedem einzelnen das gerade für ihn geeignete Feld stillen Wachstums und ruhiger Gestaltung frei bleibe; er heischt vom Staate den nötigen Schutz, will keinen Eingriff von oben in seine persönlichen Bahnen und gönnt den Mitmenschen ihren Wandel, ihre Rechte — und auch ihre Vorrechte von Herzen. Ich bin der — und du bist der: „ehrt den König seine Würde, ehret uns der Hände Fleiß“. Der Rationale dagegen, der verlangt, daß der Staat Lebensförderndes schaffe, begehrt für

Digitized by Google

alle die Gelegenheit mitzuarbeiten; so wenig einer Maschine hinderliche Ornamente taugen, so wenig dem Werkstaate Auszeichnungen müßiger Adelsmenschen; nur die Leistung, kein Vorrang der Geburt oder des Talentes soll die Gipfelplätze in der Gesellschaft anweisen. Daß bei Durchführung solcher Grundsätze die Welt in ein erbarmungsloses Gedränge sich verwandelt, wo der ans Ziel kommt, der starke Ellenbogen am rücksichtslosesten zu gebrauchen weiß, und feine Naturen zertrampelt werden, stimmt den quantitativ Wertenden nicht weich oder nachdenklich: eben die Ellenbogenmänner sind ja die Tüchtigen, und ihr Gedeihen höht die Kraft des Ganzen. „Ich brauche Amerikaner!" soll Wilhelm II. einmal geäußert haben. Denn das Zukunftsland einer Nation ist kein Schutzpark für zarte Gewächse, sondern eine Werkstatt feuriger Industrie. Einer für alle, einer wie alle: heißt es da. Im anderen Lager: keiner wie alle, jeder für sich.

Schon bei früheren Gelegenheiten sahen wir: nicht Leidenschaften verteilen sich ungleich auf unsere beiden Typen, sondern jede Leidenschaft färbt sich verschieden, jenachdem sie den Mimeten oder den Praktischen beherrscht. Die Lust an Herrschaft und Vorrang brennt hier so lebendig wie dort in den Herzen der glücklich Besitzenden, der Drang nach Freiheit so glühend in mimetischen wie in praktischen Idealistenhirnen. Also gibt es bei diesen wie bei jenen Naturen rechts und links stehende Politiker: über die Zugehörigkeit zu den Parteien entscheiden ganz andere Gründe als die Wertungsgewöhnung. Aber diese gibt den Ton zur Melodie. Der Konservative romantischer Spielart blickt gerne in Vergangenheiten; er allein ist im vollen Wortsinne „reaktionär"; er liebäugelt wohl noch in unseren Tagen mit feudalistischen Velleitäten, ist jedenfalls durch und durch aristokratisch gesinnt. Sein praktisch fühlender Parteibruder dagegen war ehedem „aufgeklärter Absolutist" und fegte in Friedrich Wilhelms I. und Josephs II. Periode bunte Adelsherrlichkeiten auf die Gasse; heute nennt er sich wohl einen Imperialisten; ihm imponiert das nivellierende Cäsarentum der Napoleons und

Digitized by Google

der beschriene preußische Militarismus. Aber auch mit dem süßen Namen der Freiheit nennen die zweierlei Menschen ganz verschiedene Dinge. Dieser will vom staatlichen Zwange tunlichst erlöst sein, jener von der lästigen Duldung fremder Privilegien; dieser möchte weiten Spielraum für all sein Treiben, jener grenzlose Bahnen des Wettbewerbs für seine Tätigkeit; dieser verlangt vor allem anderen das Habeas-Corpus-Recht und rühmt sein Haus als seine Burg, jener begehrt den Marschallstab in seinen Tornister und fühlt sich mit Rousseau stolz als souveräner Auftraggeber seiner Könige oder Präsidenten; dieser erkiest sich Unabhängigkeit, jener Gleichheit zum Ideale; dieser ist Liberaler, jener Demokrat: ein Gegensatz, den in seiner ganzen Schroffheit noch vor kurzem Wilhelm Hasbach vorzüglich beleuchtet hat. Sie sind einander nicht allzu sympathisch, die verschiedenen Söhne der Freiheit; der eine wirft dem anderen vor, sein Pathos stamme aus dem Neide, der andere dem einen, er habe keinen Sinn für die Gerechtigkeit; die Staatsomnipotenz scheint hüben, anarchistische Staatsverneinung drüben als Gespenst zu lauern. Treiben wir das Gleichheitsstreben des Rationalisten ins Extrem, so entspringt die sozialistische Tendenz, die alle Chancen des Glücks, der Geburt und des Vermögens ausgleichen möchte. Hier offenbart sich die quantitative Art zu werten am folgerichtigsten; nur daß mitunter Ästheten des femininen Typs, als welche Angst und Not des leidenden Volkes wie eigenes Seelendrama nacherleben, aus Mitleid gerade der Lehre sich in die Arme werfen, die ihnen unter allen die unverdaulichste bleiben müßte. Ein schönes Beispiel ist Ruskin, dieser Tiefstgläubige unter allen Gläubigen der Form. „Ich kann nicht malen, nicht lesen, kann's einfach nicht; kann nicht mehr auf schöne Steine schauen, kann nichts mehr tun, was mich freut; sogar das Morgenlicht wird mir zuwider: solch ein Elend muß ich vernehmen!" so schreibt der große Prophet der Schönheit, da für ihn Gelächter und Tänze ihre Zeit gehabt haben (Januar 1871).

Digitized by Google

8.

Die Verwandtschaft der aristokratischen Staatsauffassung einerseits, der liberalen anderseits mit der qualitativen Wertung aller Dinge und der Prinzipien der Demokratie so gut wie des aufgeklärten Absolutismus und des Cäsarismus mit quantitativen Neigungen offenbart sich auch in der entgegengesetzten Bevölkerungspolitik der beidartigen Denker. Der „Quantitative" muß sein Volk möglichst zahlreich wünschen; denn jede Faust kann ja eine Waffe schwingen, und jeder Arm ist ein Werkzeug zur Güterproduktion. Sein Widerpart dagegen schaudert vor dem Schrecknis der Übervölkerung, und zwar keineswegs, weil er die allgemeine Hungersnot fürchtet: dieses Gespenst zu verspotten, ist das gute Recht der modernen Nationalökonomie. Aber das Gewimmel selber scheint ästhetisch Gesinnten greulich; denn zur Entfaltung bedarf der höhere Mensch Spielraum und Einsamkeit; und wer die Formen der Natur liebt, sieht mit Trauer die freien Wälder in „Holzplantagen" (wie ein geistreicher Liebhaber der Botanik sich ausdrückte), die wuchernden Halden in Rieselwiesen, die Heiden in Gemüsebeete verwandelt; jeder neue Mitbürger aber konsumiert notwendig sein Eckchen Freiwelt, bis endlich die ganze Erde oder doch vorläufig das ganze Europa Feld und Garten geworden ist. Schauderliche Aussichten das für einen beschaulichen Liberalen alten Schlages!

Nun steht freilich der Kampf zwischen den Populationslehren ungleich. Der Rationalist wünscht Volksvermehrung und billigt alle Mittel dazu; der Gegner des Rationalismus heischt zwar Eindämmung der Massenflut, aber das einzige mögliche Mittel zu diesem Zweck, das Zweikindersystem, kann ihm deshalb nicht sympathisch sein, weil es das Geschlechtsleben in widerwärtiger Weise rationalisiert. In ästhetischen und naturwüchsigen Zeiten regulieren Geburtenüberschuß und Sterblichkeit (besonders Säuglingssterblichkeit) einander angemessen; das Sterben nun hat unsere Hygiene rationell gemindert; das mag man bedauern, kann es aber nicht rückgängig machen; da würde das Richtige sein, auch der Zeugung

Digitized by Google

einen Vernunftdeich zu bauen; dies zu befürworten oder im Meere erdeüberfüllender Menschenmenge das Feinste und Edelste der Kultur ertrinkend zu denken: das ist die bittere Wahl, die heute dem Ästheten übrigbleibt.

In den meisten sonstigen Fragen der Wirtschaftslehre bleibt ihm noch nicht einmal solche Wahl; da ist er verurteilt, einer versunkenen Welt hoffnungslos nachzutrauern. Denn die agrarische und die handwerkerliche Kultur sind ein für allemal dahin; der Kapitalismus hat gesiegt, entschieden und endgültig. Und wie zu den beiderlei Wirtschaftsformen unsere beiden Menschentypen sich stellen müssen, ist ja allzu klar. Doch umsonst die Klagen!

Das organische Atmen der früheren Wirtschaft bringt der ökonomische Rationalismus endgültig zum Stillstand; er setzt der Menschheit eine eiserne Maschinenlunge in die Brust, die nie rasten und nie sterben kann. Er verachtet eine Geruhsamkeit, die ihr lebendiges Bedürfnis ohne Hast löscht, indem sie rhythmisch Arbeit in „Nahrung" verwandelt; gewinnen will er und häufen; ins Unbegrenzte, also Formlose geht sein Streben; die äußerste Abstraktion aller Machtmöglichkeiten, das Mittel, alle Qualitäten zu quantifizieren, das eigentliche Symbol endlos mehrbarer Gütermassen, das Geld (am besten in seiner papiernen Idealität, die es seiner letzten leuchtenden Naturfessel entledigt) wird das Ziel ungehemmter Jagd. Und die Mittel? Zentralistische Organisation, die aus Sonderpersönlichkeiten „Hände" (und leitende Gehirne) macht; Maschinentechnik, dem ästhetischen Geiste so feind; und jene Rechenhaftigkeit, die alle Erfahrung in Ziffern umzusetzen lernt.

Der nüchtern rechenhafte „Bürger" und der zielstrebig kühne Unternehmer: beide müssen ausgeprägt „praktische" Naturen sein, in meinem besonderen wie im gewöhnlichen Sinne des Wortes. So hat Sombart sie mit unvergänglichen Strichen gezeichnet und dem mimetischen Habitus der Handwerker und Bauern der vorkapitalistischen Welt gegenübergestellt; ich darf auf seine Darstellung einfach verweisen.

Und man glaube nicht, daß jemals eine dem Ästheten

Digitized by Google

günstige Umbildung der Wirtschaft wieder eintreten könnte. Den Kapitalismus kann keine individualistische Ökonomie mehr ablösen; sein Nachfolger kann höchstens der Sozialismus sein. Der aber treibt die Rationalisierung auf ihren steilsten Gipfel. Er wird auch das noch organisieren, was in unserer Gesellschaft selbstwüchsig sich erhalten hat; streicht nicht nur zwischen den Arbeitern eines Betriebes, sondern zwischen allen Gliedern des einen gigantischen Mechanismus die Unterschiede glatt, setzt die Maschine planmäßig an Stelle der Menschenkraft auch da, wo diese bisher noch mit letzter Mühe gegen das Unpersönliche rang, gleicht Güterproduktion und Güterverteilung mit geschärfter Rechenhaftigkeit aus. Begann der Kapitalismus sein Werk mit der Disziplinierung und Uniformierung der Heere: der Sozialismus organisiert und diszipliniert die Arbeiterarmee, die mit dem Staate zusammenfällt. Beherrscht heute der Techniker die Fabrik: morgen regiert er den Staat. Überspeit das rationale Ungeheuer heute die Welt mit gleichförmigen Massenartikeln: morgen teilt es jedem sein Güterquantum in abgestempeltem Format zu. Ersetzt es heute jedes natürliche Produkt durch ein ausgeklügeltes Surrogat: morgen komponiert es Brot und Fleisch durch chemische Synthese. Nivelliert es heute mit seinen unbarmherzigen Tatzen alle Höhen und Tiefen: morgen wird die Planetenhaut zur mathematisch glatten Fläche. Krankt heute Eigenart und Laune, Poesie und Selbstumfriedung: morgen ist all das gestorben, begraben.

9.

Man mag den Gegensatz in der Beurteilung der Völkerentwicklung auch noch von diesem Gesichtspunkt aus anschauen. Für den Ästheten lohnt sich das Leben einer Nation bloß, sofern sie seelische Fülle gestaltet und Schönes entfaltet; für den Zweckmenschen lohnt die Hervorbringung alles Schönen und Guten gerade so weit, als es das Gedeihen der Nation fördert. Nun nennen wir die Bildung eines Volkes oder einer Zeit „Bildung" schlechthin, also „Kultur", wenn wir sie, frei

Digitized by Google

von Teleologie, als Ausdruck des Geistes der Zeit und des Volkes, mithin, wie jede Ausdrucksbewegung, als Selbstzweck betrachten; als Mittel zur Erhaltung der Gesellschaft dagegen, das heißt der Gemeinde der „Cives", heißen wir dieselbe Bildung: „Zivilisation" (weshalb wir auch von „Stilen" der Kultur, von „Stufen" der Zivilisation reden). Es ist demnach sprachwidrig (obwohl neuerdings gebräuchlich), die beiden Begriffe in einen Gegensatz zu stellen, gleich als handelte sich's bei dem einen um geistige und sittliche, bei dem anderen um materielle Güter der Bildung. Alle Bildungsgüter vielmehr müssen ebensowohl Güter der „Zivilisation" wie der „Kultur" sein, je nachdem man sie betrachtet. Eine Erfindung gehört als Dokument der Denkmethoden einer Epoche ihrer Kultur, als Werkzeug zur Lebenserhöhung ihrer Zivilisation an; ein sittlicher Fortschritt ist kulturell, sofern er Gemütslagen charakterisiert, zivilisatorisch, sofern er die Gesellschaft kittet; eine Kleidermode das eine, sofern sie das Wesen einer Volksart zur Erscheinung bringt, das andere, sofern sie auf Gesundheit, Moral oder Wirtschaft irgendwie einwirkt. Also heißt es nicht richtig: daß der Mimet die Güter der Kultur, der Zweckmensch die der Zivilisation höher schätze; sondern so: dieser wertet die Güter der Bildung mit Vorliebe als solche der Zivilisation, jener als solche der Kultur. Rühmen nun wir Deutsche uns als Kulturmenschen und glaubten die Westeuropäer uns im Namen der Zivilisation zu bekämpfen, so mag immerhin dies eine daran sein: um einen Grad zielstrebiger als wir erscheinen die Romanen und auch die Engländer während ihrer ganzen Geschichte.

Digitized by Google

III. Abschnitt

Die beiden Ethiken

1.

„Ethik" nenne ich ein philosophisches System sittlicher Werte. Im Begriffe des Systems liegt die Forderung, daß von klar bestimmten Grundwerten alle übrigen Werte nach logischen Prinzipien abgeleitet seien; im Begriffe „philosophisch" die weitere, daß auch der Ausgangspunkt selber durch Vernunfteinsicht legitimiert sei. Eben deshalb darf es nicht heißen: „sittlicher Normen", wie vielleicht mancher lieber sagen würde. Denn eine Norm ist ein Imperativ; ein solcher aber kann sich nur auf zwei Arten legitimieren: durch die Autorität des Befehlenden (und die mag zwar den Willen beeinflussen, ist aber der Vernunft niemals einsichtig zu machen), oder durch den Wert der befohlenen Handlung oder ihres Zieles; in diesem Falle indessen würde ja doch wieder ein Wert zur Grundlage des Systems. „Werte" aber sage ich, nicht Wertungen, weil es sich bei einer Ethik nicht um eine Zusammenstellung persönlicher Ansichten, sondern um allgemeinverbindliche Sätze handelt. Das liegt auch schon in dem Worte „sittlich"; denn damit dieses Sinn gewinne, muß eine Gemeinschaft gedacht werden, innerhalb deren ein für jedes Mitglied gleichmäßig gültiger Maßstab der Werte des Seins oder Handelns anerkannt wird; und als Ideal wenigstens schwebt dem vor, der von Sittlichkeit redet, daß diese Gemeinschaft die gesamte Menschheit umfasse (oder gar „alle vernünftigen Wesen", wie Kant solches Verlangen übersteigerte). Zugleich schließt der Begriff der Sittlichkeit alle Werte des Intellektes, der Geschicklichkeit,

Digitized by Google

der körperlichen Begabung so gut wie die der animalischen Güter von dem Bereiche der Ethik aus. Hiernach nenne ich weder eine Zusammenfassung volkstümlicher Denkweisen, noch lose Reihen von Betrachtungen über moralische Fragen, noch irgendeine Predigt, religiöse Botschaft, Gesetzessammlung: „Ethik"; spreche also (wenigstens hier) weder von einer germanischen oder botokudischen „Ethik", noch von einer „Ethik" Christi oder Goethes, noch von einer des Dekalogs; überhaupt fallen alle heteronomen Rezepte fürs sittliche Verhalten außerhalb meiner Definition. Ebenso aber auch alle bloßen Regeln der Klugheit: der individualistische Hedonismus zum Beispiel wäre gar kein ethisches, sondern ein „pragmatisches" System — wie sich Kant (Grndl. z. Met. d. Sitt., S. 50) ausdrückte — und ginge uns schon deshalb im folgenden nicht weiter an, auch wenn nicht noch ein anderes hinzukäme: daß nämlich bei der Mannigfaltigkeit menschlicher Neigungen eine für alle einleuchtende Skala der Lustgüter kaum herzustellen wäre. Seine psychologische Unhaltbarkeit ist obendrein aus unseren früheren Erörterungen klar.

Wenn sich nun ein evidenter Oberwert finden ließe, so müßte der an die Spitze des ethischen Systemes; und dieses würde sich mittels empirischer Urteile und der normalen Logik von Wert zu Wert untrüglich weiter entwickeln lassen. Das Schema wäre: Major: das Gut A hat den Wert a, der größer als der Wert b des Gutes B; Minor: das Mittel X führt zur Erlangung von A, das mit ihm unverträgliche Mittel Y zur Erlangung von B; Conclusio: X hat höheren Wert als Y. Diese Wertung wird nun wieder Vordersatz eines neuen Schlusses; und so geht es fort; alle Obersätze und Schlüsse sind Wertungen, alle Untersätze Tatsachenurteile. Diese können natürlich wahr oder falsch sein, können auch für bestimmte Zeiten, Kulturen, Völker zutreffen, für andere nicht; und darauf beruht dann die inhaltliche Tausendfältigkeit des ethischen Denkens; auch gelegentlich auf Nachlässigkeiten und Schnitzern beim Denken selber; aber verschiedene Ethiken würden sich daraus noch nicht ergeben. Es ließe sich vielmehr vorstellen,

Digitized by Google

daß Hume ganz recht hätte, wenn er meint, es blieben die Prinzipien der Moral immer die gleichen, unbeschadet aller Verschiedenheiten in den Ergebnissen des Schlußverfahrens. In diesem Falle gäbe es denn auch nur eine Ethik wechselnden Inhaltes.

Nun kennen wir jedoch statt eines einzigen zwei Urwerte, deren keiner den anderen entwurzeln kann. Lassen sich beide aufs sittliche Gebiet übertragen, so folgt, daß es auch zwei ebenbürtige Ethiken geben muß. Beide mögen sich nach Perioden und Nationen vielfältig ausgestalten; für uns aber und die unserem Heute gemäßen sachlichen Voraussetzungen wird sich die Buntheit vereinfachen; über die erfahrungsmäßigen Minores dürfen wir nach den uns zugänglichen Kenntnissen mit Gründen streiten, können sie beweisen oder widerlegen; für uns darf es demnach eigentlich keine schillernden Vieldeutigkeiten und Willkürlichkeiten im Inhalt der Sittlichkeit geben. Es gibt für uns zwei richtig gebaute Ethiken; zwei freilich, nicht eine; aber auch eben nur zwei. Dieses Entweder—Oder kannte schon der wühlende Nacherleber Sören Kierkegaard; bloß daß er die Ästheten-Ethik, der ihn sein an Theologie erkranktes Gewissen abtrünnig machte, in eine Anweisung zu zerflatterndem Genießerleben verzerrte. Eine solche aber strebt natürlich jeder erdenklichen ethischen Lehre entgegen; so daß seine Alternative nicht wie die unsrige zwischen der Moral der Gestaltung und der der Erhaltung, sondern zwischen ästhetischem und moralischem Leben die Wahl läßt.

2.

Dem ästhetischen Menschen gilt die Fülle der lebendigen Formen als Höchstes in der Welt. Die aber kann durch willkürliches Handeln niemand mehren; allenfalls zerstört einer eine Gestalt durch zwecksüchtigen Eingriff. Dergleichen nun liegt dem beschaulichen Naturell des Ästheten gewiß ferne; da er jedoch als verständiger Staatsbürger einsieht, daß sein Wunsch niemanden hindern wird, Wälder zu versteigern oder

Digitized by Google

Ingenieur zu werden, überläßt er quietistische Utopien den Schwärmern und stellt kühl bei sich fest, daß allgemeingültige Regeln sich niemals schmieden lassen, um Formen der Natur oder Kunst zu fördern oder zu schonen. Ja, ließe solche Regel sich finden: sie müßte sich an Schaffende, könnte sich nicht gleichmäßig an alle Menschenseelen wenden; sie würde Vorschrift für Regenten, Baumeister, Künstler, nicht Gesetz für jeden; sie bliebe technische Weisung und würde niemals zum sittlichen Imperativ. Demnach kann eine Norm, Gestalt zu bereichern, nicht an die Spitze einer Skala ethischer Werte treten. Soll solche Leiter im Sinne der qualitativ Wertenden verfertigt werden, so muß folglich nicht vom Erzeugen fremder Gestalt, sondern von der Gestalt selber ausgegangen werden; von jedes Menschen eigener Gestalt mithin; denn niemandem kann vorgeschrieben werden, wie ein anderes, jedem nur, wie er selbst gestaltet sein solle. Nicht ein Tun also wird der Ästhet werten, sondern ein Sein; sittliches Sein, sofern er zugleich als Ethiker sich bewähren will. Auch hier offenbart er sich als Verächter der Zeit und als Mensch des ruhenden Simul. Schön spricht das einmal der typische Mimet Bergerac bei Anatole France aus (Le mannequin d'osier, S. 307): „Was ich" (an der Ehebrecherin) „mitleidlos verdamme, ist nicht ihr Ehebruch: der ist in meinen Augen nur läppisch und lächerlich! Nein, ihr ganzes Selbst ist mir schuldig, nicht weil sie das begangen hat, sondern weil sie ist, wie sie ist."

Sittliches Sein aber, sofern es Form gewinnt, heißen wir „Charakter" und behaupten somit, daß jede mimetische Ethik zugleich Charakterethik ist und bleiben muß. Gegen die Möglichkeit einer solchen sehe ich fünf Einwände sich erheben.

Zuerst könnte jemand leugnen, daß sich die Wertschätzung oder Verdammung eines Charakters von der der übrigen Persönlichkeit, des Intellektes also, des Geschmackes und der Willenskraft sondern lasse; nun fordert jedoch der Begriff der Ethik eine solche Sonderung. Hierauf entgegnet der Charakterethiker etwa so: Was in der Natur der Dinge zu-

Digitized by Google

sammengehört, das künstlich auseinanderzureißen, ist nicht Aufgabe der Wissenschaft oder Philosophie. Die logische Schärfe des Verstandes oder der Umfang der Gelehrsamkeit hat freilich mit den sittlichen Gütern nichts zu tun; wohl aber hängt das sittliche Leben eng mit ruhigem und richtigem Einblick in die Welt zusammen; der Geist, sofern er forscht und Kunstwerke gestaltet, wird vor einem anderen Forum als dem moralischen beurteilt; sofern er dagegen Fähigkeit besitzt, in fremdes Dasein sich einzufühlen und menschliche Verhältnisse milde zu überschauen, beeinflußt er das ganze moralische Verhalten auf das tiefste. Wer enge denkt, muß zugleich auch immer engherzig sein; die nobelsten Züge der Güte finden sich mit Borniertheit nun einmal nicht vereint; warum soll die „Sophia" nicht als Tugend gelten? Ebenso wird man den rein ästhetischen Feingeschmack, mit dem die Kunstphilosophie sich beschäftigen mag, von jenem anderen Geschmack, der dem sittlichen Takte verwandt ist, wohl unterscheiden, und auch den Geschmack „für" Dinge von dem „an den" Dingen; ob ich an lärmenden Festen und reichen Schmäusen oder an Wissenschaft und Dichtung Geschmack habe, entscheidet allerdings auch über den sittlichen Wert meines Wesens. Denn davon hängt zum Teile ab, ob ich ein Mensch höherer oder vulgärer Art bin; und seelische Hoheit ist Tugend. Der Wille endlich: wieweit er nach außen sich durchzusetzen Kraft hat, das rechnet niemand, und auch wir nicht, der Moral zu; wohl aber gehört in ihr Gebiet seine Beharrlichkeit und seine Gewalt, augenblickliche Triebe zu bändigen. Unbeständige, lässige, schlaffe, „unbeherrschte" Menschen nennt jedermann unsittlich; warum nicht wir? Also sind „Andreia" und „Sophrosyne" in der Tat Tugenden. Es besagt gar nichts, wenn Kant solche „Eigenschaften des Temperaments" deswegen nicht ohne weiteres „gut" nennen will, weil sie „auch äußerst böse und schädlich werden können, wenn der Wille, der von diesen Naturgaben Gebrauch machen soll . . . nicht gut ist" (Grndl. z. Met. d. S., S. 21). Denn zunächst ist Nützlichkeit oder Schädlichkeit Kriter nur für die Erhaltungsethik: der Form-

Digitized by Google

ethiker erkennt es von vornherein nicht an. Sodann gehört wesentlich zur Form eines Ganzen: Korrelation der Glieder; daß Vorzüge, um Gestalt zu ergeben, durch andere Vorzüge ergänzt sein wollen, beweist nicht, daß sie keine Vorzüge sind; was nun von ästhetischen, mag ebenso von sittlichen Vorzügen gelten. Hier dreht der Charakterethiker den Spieß um: sein Gegner ignoriere in seiner Ethik, so meint er, geflissentlich Anlagen, die er selber doch im Leben immerfort den moralischen zuzähle: er tue es zum Beispiel offenkundig bei der Wahl seiner Freunde; er tadle Energiemangel an sich und anderen in gleichem Tone wie bösen Willen und verwerfe einen aus Torheit stammenden Fanatismus nicht minder herb als Gewissenlosigkeit; der Natur der sittlichen Welt schmiege sich also gerade die Charakterethik enger an als jede andere.

Aber das eigentliche Lebensprinzip dieser sittlichen Welt verkenne sie, so tadelt man weiter. Unsere Charaktere sind uns durch Geburt und Umwelt verliehen: niemand also kann für den seinigen verantwortlich gemacht werden; und der Begriff der Verantwortlichkeit gibt uns überhaupt erst das Recht, einen Maßstab für ethische Werte zu konstruieren. „Petitio principii", ruft der Ästhet. Loben und tadeln wir nicht Kunstwerke? Mit gleichem Fug wie wir dem Häßlichen das Schöne vorziehen, achten und verachten wir die verschiedenen Arten des Willens an unseren Mitmenschen — und an uns selber, und fühlen, daß wir damit den eigentlichen Kern der Persönlichkeiten preisen oder schelten. Sollte es nun möglich sein, objektive Grundsätze für solche Schätzungen aufzufinden, so bedürften wir für eine folgerichtige Ethik weiter gar nichts. Daß die des Ästheten ästhetisch gefärbt sein wird, kann ja niemanden verwundern.

Das eben ist ihr unvermeidlicher Fehler, ruft der Ästhetenfeind Eduard von Hartmann. Eine Geschmacksmoral führt vielleicht zu sittlicher Unterscheidung, aber nicht zu sittlicher Verpflichtung. „Ist die Definition des Sittlichen damit erschöpft, das Geschmackvolle zu sein: nun, dann ist es Geschmackssache, ob man sittlich sein mag oder nicht." Begriffsvertau-

Digitized by Google

schung! entgegnen wir. Wir suchen ja eben überpersönliche Normen für unsern ethischen Geschmack (wie es vielleicht für den ästhetischen welche gibt); hätten wir solche gefunden, so wären die ethischen Werte damit subjektivem Gefallen entzogen; gilt für den Geschmack eine Regel, so hört er auf, „Geschmackssache" zu sein; es ist auch nicht „Geschmackssache", ob ich Rembrandts Saskia oder eine Zeichnung aus dem Schreibhefte des kleinen Moritz vorziehe. Und Petitio principii obendrein! Ethik ist ein System der sittlichen Werte; ob das Wort „Verpflichtung" in ihr vorkommt, muß die Untersuchung lehren; die Voraussetzung ist unerlaubt. — Aber es ist für die Sittlichkeit gefährlich, wenn es nicht erscheint! Und gefährlich ist die Ästhetenethik überhaupt! Sie verführt zur Überschätzung der kalten Geste und zur Verflüchtigung des Lebensernstes in leichtes Spiel! Für die Masse der hart arbeitenden Menschen ist sie vollends unbrauchbar. — Wer aber behauptet, daß Ethik „brauchbar" sein soll? Lehrt denn die Logik Denkgewandtheit? Fördert die Ästhetik schaffende Künstler? Ebensowenig will der Moralphilosoph den Prediger oder Erzieher ersetzen. Die sittlichen Prinzipien müssen in den Seelen leben, bevor er auftritt; er ordnet sie nur für begreifende Einsicht. Jenachdem sein Grundwert ist, mißt er das Tun der Menschen; zu ändern beansprucht er's nicht. Über die eingeborenen Reaktionsneigungen haben höchstens Erziehung und Mahnung, hat aber niemals irgendeine philosophische Ethik Gewalt.

Woher jedoch, so lautet der vierte Einwand, nimmt der mimetische Ethiker zu wertender Unterscheidung überhaupt das Recht? Wem das meiste am Reichtum der Gestaltung liegt, der sollte sich doch über die Buntheit des sittlichen Lebens freuen! Und alle Charaktere willkommen heißen, böse wie gute, edle wie gemeine! Wird ja doch ein rechter Ästhet auch Löwen und Kreuzottern nicht ausrotten wollen. Warum denn Herostrate und Messalinen? — Wer von uns recht bequem wäre, würde sich hier auf Plato berufen, der die Schlechtigkeit schlankweg für eine Krankheit des Charakters

Digitized by Google

erklärt (Gorg. 469ff., 525; Pol. IV 444f.). Und Krankheit ist ja nicht Form, sondern Formverderbnis. Mißgeschaffenes vertilgt die heilige Natur unbarmherzig; wie sollte der ethische Naturalist (und das wird doch jeder Mimet unausbleiblich) es hegen wollen? Der Einwurf, daß die Grenze zwischen Krank und Gesund nirgends scharf zu reißen sei und daß niemand wissen könne, ob er in einem Monstrum nicht vielleicht den Keim einer zukunftsreichen Variante zu begrüßen habe, würde uns nicht schrecken; wir würden erwidern, daß im einzelnen und seltensten Falle auch ein Charakter uns begegnen könnte, über den unser sittliches Urteil unklar bleiben müßte; im großen und ganzen ließe sich jedenfalls Fehlgeburt von interessanter Spielart reinlich sondern — und ebenso fast immer der „problematische" vom perversen Charakter.

Allein die platonische Verteidigung böte dennoch eine Blöße. Als krankhaft verdorben nämlich können wir zwar „unmenschliche" Charakterbilder mit Recht bezeichnen: sadistische Scheusäler, entartete Wollüstlinge, verrannte Geizhälse und dergleichen widerliche Menschensorten mehr sind uns gleichsam Irre; und es liegt in der Konsequenz ästhetischen Wertens, sie aus dem reinen Bilde der Erde hinweggetilgt zu wünschen. Aber alles „Allzumenschliche" (auch wenn jede Ethik es tadeln muß) sollten Mimeten, so scheint es, als Bereicherung des großen Charaktermuseums dulden: krank wenigstens brauchen der naiv Eigensüchtige, der rücksichtslose Liebhaber, der jugendlich rohe Raufbold, der freche Abenteurer, der Faulpelz keineswegs zu sein. Also denn nochmals: können Ästheten einen Zustand des menschlichen Geschlechtes herbeisehnen, wo mit dem Schlechten aufgeräumt wäre? Einer verneint das bei Anatole France mit besonders geistreicher Wendung: „Die Welt ist die Tragödie eines Wunderpoeten; Gott, der sie dichtete, hat jedem von uns seine Rolle zugeteilt; und da soll denn der hinkende Hephäst immer hinken, der rasende Ajax seine Wut austoben, die Blutschänderin soll das Verbrechen Phädras erneuen, der Verräter soll verraten, der Schwindler soll lügen, der Mörder soll töten" (Thais, S. 193).

Digitized by Google

Die unerwartete Antwort gibt jedoch dem Praktischen noch nicht ohne weiteres recht. Der Ästhet gesteht gerne: eine Welt, wo sittlich gekämpft und folglich auch sittlich gefehlt wird, ist ihm interessanter und lebenswerter als eine andere, wo jeder Mensch so automatisch wie eine vernünftig gewordene Ameise seine Pflicht gegen die Gesellschaft erfüllte. Er bejaht also eine Welt, innerhalb deren es Sinn hat, moralische Werturteile zu bilden. Bilden jedoch möchte er sie nun auch wirklich. Schon Augustin, der Heilige (und ein extremer Mimet dazu!), hat so gedacht: daß nicht nur Gutes, sondern auch Böses ist, das ist gut; deswegen wird doch das Böse an sich selber nicht zu etwas Gutem (Enchiridion, 96). — Ja, das behauptet der fromme Bischof nun wohl; aber wo will einer, dem das Infusor so wert sein muß wie das Pferd und der Schimmelpilz wie die Palme, Anlaß finden, über menschliche Charaktere zu richten? — Er richtet, weil es menschliche Charaktere sind; denn weil es menschliche Charaktere sind, gehören sie in eine Gemeinschaft, in die er selber gehört; und wie sie in diese Gemeinschaft passen, erlebt er; nur innerhalb dieser Gemeinschaft kann er sie sich überhaupt vorstellen, während er alle untermenschlichen Naturwesen isoliert vorstellt. Hier kommt alles darauf an, scharf zu unterscheiden. Der Ästhet blickt nicht darauf, daß der Gute der Gemeinschaft nützt, der Schlechte ihr schadet; das ist vielmehr der Standpunkt seines Gegners, des Erhaltungsgläubigen. Aber deswegen kann er doch in keinem Augenblick vergessen, daß wir gesellige Wesen sind, daß unser Charakter als Charakter nur unter dieser Voraussetzung denkbar bleibt, daß also sittliche Form Form bloß wird, soweit sie in tausendfachen Zusammenhängen mit dem Ganzen lebt. Ich kann ja Charaktere nicht wie Büsten in eine Galerie stellen noch wie Pflanzen im Garten nebeneinander wachsen lassen; sie offenbaren sich gar nirgends anders als in der Wechselwirkung. Nun gut, so fühle ich, indem ich einen Charakter nachfühle, notwendig diese Wechselwirkung nach; und notwendig tut sie mir weh oder wohl; wohl, wenn die wirkende Gestalt in

Digitized by Google

das Zusammenspiel sich harmonisch einfügt; weh, wenn sie es zerreißt. Und in diesem Falle werde ich tadeln, in jenem loben: um des Mißklanges oder des Einklanges willen mit dem gesamten Orchester, und nicht, weil mir an der Dauer des Konzertes viel läge.

Es steht hier gar nicht anders als auf ästhetischem Gebiete. Ich habe ehedem einmal bewiesen, daß wir alle Erzeugnisse der freien Natur schön finden, unsere Mitmenschen dagegen schön oder häßlich. Warum gerade hier die Gegensätzlichkeit der Wertungen? Weil die Leiber unserer Genossen und Genossinnen zur Gemeinschaft (kameradlicher oder erotischer) laden oder von solcher Gemeinschaft zurückschrecken. So aber steht es mit den Seelen auch; nur urteilen wir über sie ethisch statt ästhetisch. Wie wir nun eine „reizvolle" von einer „schönen" Erscheinung wohl unterscheiden: jene verführt uns persönlich, diese repräsentiert das Ideal der Rasse — so trennen wir als Ethiker den „edlen" vom „liebenswürdigen" Charakter; „liebenswürdig" nenne ich mir einen, mit dem ich, dieses zufällige Individuum, gerne verkehren möchte; „edel" dagegen ist mir, wer dem Ideale eines Genossen meines Menschheitkreises entspricht; um zu entscheiden, ob jemand das Beiwort verdient, muß ich in das Volksempfinden mich einfühlend tauchen, wogegen unmittelbares Eigenerleben mir die Attribute „liebenswürdig" oder „unliebenswürdig" abringt.

Die Parallele steht somit völlig in Ordnung. Als Ästhetiker lasse ich jedes wilde Tier und jede Pflanze für schön passieren, bewerte die Menschen dagegen als schön oder häßlich — und kann schließlich doch schön finden, daß es neben Schönen auch Häßliche gibt; denn sonst würde die aufregende Freude am Schönen mir ausbleiben. Als Ethiker liebe ich die Mannigfaltigkeit der untermenschlichen Instinkte und Triebe, lobe und tadle dagegen menschliche Charaktere, und lobe es, daß es auch tadelnswerte Charaktere gibt, weil sonst die lobenswürdigen kein Lob verdienten. Beides aber mit Rücksicht auf die menschliche und völkische Gemeinschaft, die der Ästhet deswegen ja nicht aus der Welt wegdenkt, weil er an

Digitized by Google

der Zeitdauer ihrer Erhaltung und an der Vermehrung ihrer Zahl und Macht nicht besonders interessiert ist.

Nun tut jedoch der Zweckmensch eine fünfte Frage: Woher nimmt der Ästhet den Grund, sittliche Mängel mit jener besondersartigen Heftigkeit zu verdammen, die wir im Verdikte des moralischen Abscheus und im bösen Gewissen erleben? Daß er die Charaktere mißratener Genossen (und unter Umständen seinen eigenen) verwirft wie einen häßlichen Kopf oder Leib, ist nicht verwunderlich; verwunderlich aber bleibt seine sittliche Empörung. Und die kennt der Ästhet doch so gut wie der Praktische; wie lebhaft sie ist, hängt von der Reizbarkeit des Temperamentes, nicht von der Wahl des Grundwertes ab. — Hier unterscheiden wir zweierlei. Die ethische Werttafel wird der qualitativ Wertende — das gibt er seinem Antipoden zu — mit einer gewissen Kühle aufstellen. Als Ethiker ordnet er die Charaktere einer positiven und einer negativen Skala entlang, ohne sonderlichen Aufwand an Affekt, meint sogar, daß die Moralphilosophie als solche eisig und klar sein müsse und den Bösen dem Guten nicht pathetischer entgegensetzen dürfe als ein schlechtes Kunstwerk einem bedeutenden. Als Ethiker denkt er so. Als Mensch dagegen urteilt er nach Naturanlage und Stimmung: leidenschaftlich oder ruhig, wie es eben kommt; nicht anders als sein Gegner. Und wie denkt er nun als Ethiker über dieses sein menschliches Verhalten? Schon der feine Psycholog und ausgeprägte Mimet Adam Smith hat gesehen: die Freudigkeit moralischer Anerkennung stammt daher, daß wir Güte im Sinne der Beglückten dankbar miterleben; die Schärfe moralischen Tadels aus unserer Sympathie mit dem durch Bosheit Geschädigten. Je empfindlicher demnach unsere Fühlfähigkeit für Menschenfreude und Menschenleid, um so lebendiger muß auch unser sittliches Urteil ausfallen. Nun wird gerade der Mimet als Einfühler diese Fühlfähigkeit sich und anderen wünschen müssen und demnach loben. Er fällt mithin, soweit er Ethiker sein will, seine Sentenzen völlig leidenschaftslos, gleich als wären's bloße Kunsturteile; einer dieser

Digitized by Google

kühlen Sprüche aber lautet, daß ein Charakter preiswürdig ist, der leidenschaftliche Sprüche ergehen läßt; und so wird derselbe Ethiker, soweit er nicht philosophiert, sondern warmes Leben lebt, die natürliche Heftigkeit seines sittlichen Urteils keineswegs zum Erfrieren bringen, vielmehr hier wie anderwärts seine theoretische Haltung sauber zu sondern wissen von dem Walten der elementaren Mächte in seinem eigenen Wesen.

3.

Die Einwände gegen die Möglichkeit einer Charakterethik sind zurückgewiesen. Wie aber wird sie aussehen?

Wo immer Form gefordert wird, muß die Forderung selber Form annehmen. Sie muß als Vorbild auftreten, nach dem die Wirklichkeit sich zu richten hat und gemessen wird. An die Spitze jeder Charakterethik also tritt ein Ideal. Wollen wir's näher bestimmen, so haben wir uns vor einer Fanggrube zu hüten, die Simmel einmal für ein fast unvermeidliches Verhängnis solcher erklärt, die dem Sein ein Soll auferlegen. Sie heißen lautstimmig „gut", was ihrem Maßstab entspricht, und fabrizieren sich ihren Maßstab wieder nach dem, was sie stillschweigend gut heißen, so daß ihr Ideal nur als Haubenstock für ihre willkürlichen Wünsche taugt. So darf's unser Ästhet freilich nicht machen. Er muß das seinige vielmehr aus seinen Prämissen ableiten. Die aber verlangen in der sittlichen ganz wie in allen übrigen Welten Fülle der Gestaltung. Der sie verlangt, wertet ästhetisch; wertete er anders, so würde er anderes verlangen. Sein Verlangen selber aber beruht auf lebendiger Einfühlung; könnte ihm die Fähigkeit zu solcher gleichgültig sein, so müßte er nicht nur sich selber, sondern mit sich selber auch sein Verlangen verneinen. Somit muß er seinem Idealmenschen die Neigung und Eignung leihen, in fremde Zustände, fremde Leiden und Freuden sich einzuleben. Aus dem ästhetischen nun ins sittliche Gebiet übertragen, heißt diese Fähigkeit: Sympathie. Kraft der Sym-

Digitized by Google

pathie also besitzt der vom Beschaulichen gelobte Charakter notwendigerweise.

Nun das zweite. Wes Form den Ethiker interessiert, das ist der sittliche Charakter. Und dessen Offenbarungen, wir sahen es schon, geschehen nur im Hin und Her geselliger Wechselwirkung. Was die unmöglich machte, würde samt seinen Offenbarungen ihn selber — mindestens für den menschlichen Beurteiler — aufheben: über Taubstumme und Styliten richte Gott! Und Charaktereigenschaften, die das beseelende Beisammensein erschweren, tadeln wir mit dem gleichen Rechte, wie wir etwa eine individuelle Gewöhnung ästhetisch unschön finden, die den Reichtum leiblicher Manifestationen hindert. Diese Erwägung führt den Mimeten dazu, jene Reihe von Gemütseigenschaften als Tugenden zu werten, die sich unter dem Namen der Humanität (oder, genauer noch, seiner lateinischen Mutterform Humanitas) umgreifen lassen. Mit der Neigung aber, menschliche Gemeinsamkeit zu erleichtern und zu verschönern, hängt die andere eng zusammen: den eigenen Reichtum freudig auszuströmen; wie wir von einem Bildhauer erwarten, daß er uns sein Werk auf passendem Sockel günstig vor Augen stelle: so offenbare uns jeder Lebenskünstler freigebig seine geistige Gestalt. Als „schenkende Tugend" bezeichnete Friedrich Nietzsche die Gesinnung; sie verrät sich noch im Klang der Stimme und im Händedruck; „fruitful" nennt Shakespeare eine liebe, begegnende, wärmespendende Hand (Othello II, 3; III, 4).

Weiter: wer Form im Geistigen heischt, heischt viererlei: Gesundheit, Prägung, Dauer im Wechsel, Harmonie. Also muß jeder folgerichtige Ästhet vor allem die kranken Charaktere verabscheuen, die perversen, die heller Menschheit entfremdeten. Freilich schwanken wie im Leiblichen auch hier die Grenzen des Normalen; und persönlicher Geschmack wird im einzelnen Falle oft entscheiden wollen, wer siech ist und wer heil. Aber im großen und ganzen tut der uns innewohnende Instinkt der Gattung uns kund, wo der Kreis des Gesunden aufhört; nicht, wie Simmel meint, wo das aus

Digitized by Google

irgendeinem Grunde „Erwünschte" dem Gegenteile Platz macht, sondern wo entweder die natürlichen Regungen in auffallender Weise versagen oder ungewöhnliche Leidenschaften in auffallender Weise übersteigert scheinen. — Die nächste Forderung geht auf die Prägung des Charakters. Wer einem Ästheten gefallen will, darf nicht im trägen und dumpfen Zustande des Wilden oder des Kindes verharren, nicht in der Masse aufgehen, kein „gemeiner" Alltagsmensch, kein „Philister", kein „Ungeschliffener" sein (und wie die Kennwörter sonst lauten, mit denen wir die Formlosen zu bedenken pflegen). Jeder habe seine Marke und Sonderart und bleibe ihr treu: das muß die mimetische Ethik fordern. Er bleibe ihr treu und sich! Ein unsicher Schwankender, von allen möglichen Motiven bald nach rechts, bald nach links gezerrter Charakter wäre der rechte Gegensatz zu der Formung des Wollens, auf die der Ästhet allenthalben Anspruch macht. Er tadelt ihn, wie er unsichere Umrisse, Verwaschenheit des Kolorits, Verblasenheit der Motive an einem Kunstwerke tadelt. Recht bezeichnend, wie der Ästhet Lipps in diesem Sinne die Kantsche Forderung sich zurecht biegt: „Verhalte dich wollend so, daß du, wo immer die gleichen . . . Gründe deines Wollens gegeben sind, jederzeit das gleiche wollen kannst." (Da wird aus dem „allgemeinen Gesetze" eine Anweisung zur Konstanz im eigenen Willensleben!) Aus dem Prinzip der Selbsttreue (und nicht aus dem der Erhaltung der Gesellschaft) leitet der Charakterethiker dann die Hochschätzung der Treue gegen andere, der Wahrhaftigkeit, der Beständigkeit ab: in diesem Sinne ganz mit Shakespeare-Polonius übereinstimmend. — Aber nicht nur wankelmütige Schwäche widerstreitet dem Formbegriff, ebenso die innere Zerspaltung und Zerrissenheit. „Problematische" Naturen sind wohl reich, fallen aber leicht ins Formlose; Form im Reichtum nennen wir Harmonie, und auch diese erläßt uns der konsequente Charakterethiker nicht. Gerade hier legte einer der ganz ausgeprägten Mimeten, Augustinus, die Grundsteine zum Bau seiner Moral, noch bevor ihm das negative Vorzeichen des Sündenbegriffs aufging: „In der

Digitized by Google

Tugend liebte ich den Frieden, im Laster haßte ich den Zwiespalt; dort bemerkte ich Einheit, hier Spaltung; und in der Einheit schien mir Vernunft, Wahrheit, höchstes Gut zu liegen; in der Spaltung vermutete ich — unselig Irrender! — irgendeine Wesenheit widervernünftigen Lebens und die Natur eines äußersten Übels." Wohl kritisiert ein Analyst wie Simmel den Standpunkt: die Forderung einer Harmonie seelischer Elemente besage nichts, solange man nicht angäbe, in bezug worauf sie harmonieren sollten. Aber ist es nicht klar? In bezug auf die Einheit und Ganzheit des Geistes! Der Gegensatz macht es deutlich; der grellste wäre das Doppelleben der Hysterischen. „Charakter hat derjenige," sagt Heine einmal („Über Ludwig Börne", V), „der . . . nie in Widerspruch gerät mit seinem Denken und Fühlen." Er mußte es wissen, der Freieste unter allen Freien, der sich von Louis Philippe pensionieren ließ!

Form hat ein gesunder, geprägter, harmonischer Charakter; aber er könnte bei alledem noch ärmlich bleiben, und Fülle der Form will der mimetische Werter. So wünscht er, daß wir alle Seiten unsres Wesens reich entwickeln sollen; wie in der Natur findet er auch im Sittlichen die Differenzierung als eigentliches Kennzeichen hochgesteigerten Daseins. „Differenzierung?! Auch Schufte können differenziert genug sein!" So erinnert der originelle „Experimentalmoralist" Rauh. Im Ästhetischen und Intellektuellen ohne Zweifel; moralisch differenziert aber ist, wer für die Fülle seiner Beziehungen zu den Mitmenschen eine Fülle leiser Abstufungen feinfühlig sich bildet; ein Schuft wird der unmöglich sein können, wiewohl ihm zur vollendeten Persönlichkeit einiges fehlen mag — was die von den anderen Prinzipien geforderten Qualitäten ergänzen sollen.

Wir fassen zusammen. Die Tugenden, die der folgerichtige Charakterethiker aus seinem höchsten Werte ableitet, sind: Fähigkeit zur Sympathie, trete sie nun mehr als Gerechtigkeit oder mehr als Mitleid, Liebe, Großmut, vornehme Rücksicht auf, ferner Humanität, sodann sittliche Gesundheit,

Digitized by Google

klare Prägung, Selbsttreue, Harmonie, endlich zarte Differenzierung warmer Fülle. Man sieht, das Schema entspricht einigermaßen dem antiken Tugendvierblatt; nur betonten die herzensharten Griechen die Gerechtigkeit etwas einseitig und vergaßen das liebende Mitleid ganz; als rechte „Intellektuelle" sahen sie die Möglichkeit seelischen Reichtums nur in der „Weisheit" und rückten als rechte Krieger eine aus der Selbsttreue abzuleitende Einzeltugend, die Andreia, neben die Grundtugend, die alle sittliche Formung umfaßt, die Sophrosyne. Und das wären denn Mängel der Einteilung; die Absicht ist keine andere als bei uns. Das Christentum hebt wiederum die Liebe über die Gerechtigkeit, mißachtet die im Temperament wurzelnden Tugenden der Form und theologisiert die Sophia zur Elpis und Pistis. Moderne empfehlen einseitig das Mitleid oder die innere Harmonie oder die Humanität oder die Selbsttreue; aber das sind systematische Fehler, die sich dann durch gezwungene Ableitungen versäumter Grundtugenden rächen, nicht prinzipielle Widersprüche. Im Prinzip vielmehr bleibt sich die Charakterethik immer gleich; Streit kennt sie nur darüber, welches Verhalten nun im einzelnen als gerecht, gesund, wahrhaftig und so weiter gelten soll; dieser Inhalt wechselt mit den Zeiten, Völkern und Sitten, interessiert aber mehr den Erzieher und Beichtvater als den Ethiker.

4.

Nun lassen wir den praktischen Menschen, den quantitativ Wertenden, auch zu Worte kommen; er muß uns seine Ethik aus seinem Oberwerte ableiten; der aber war ihm das Gedeihen der Gesellschaft. Und so baut er sich folgerichtig eine Erhaltungsethik. Auch gegen deren Möglichkeit gibt es Einwände. Zunächst scheint ihr Ziel jenseits von Gut und Böse zu liegen. „Die menschliche Gesellschaft als Ganzes ... betrachtet", sagt als rechter Ästhet Friedrich Hebbel, „ist völlig so schlecht wie ihr schlechtestes Individuum. Ihre Gesetze und Einrichtungen sind, was Mord, Raub und Totschlag des einzelnen." (Tagebuch, Juli 1840.) Nicht freundlicher

Digitized by Google

dachte darüber Hebbels großer Gesinnungsbruder Ibsen, der den Kitzel spürte, seinen Torpedo unter die Arche zu legen. Aber lassen wir das; der Zweck der Sittlichkeit (wenn sie einen hat) kann ja selber nicht sittlich sein. Ist jedoch unsere Sittlichkeit überhaupt geeignet, ihn zu erreichen? Taugen dazu nicht andere Mittel besser? Politik, Hygiene, Technik, Disziplin, Schulung, Recht?

Wir erwidern, daß der Zweifler zweierlei vermengt. Damit Gesellschaft blühe und dauere, muß sie einerseits nach außen feststehen, anderseits muß jedes ihrer Glieder mit seinem Nachbargliede förderlich zusammenwirken. Freilich hängt zuletzt tatsächlich das eine am anderen; aber im Gedanken muß beides reinlich geschieden werden. Und nun erfüllen jene erste Aufgabe nichtmoralische Kräfte; nur mit der Ermöglichung von Gemeinschaft zwischen Mensch und Mensch hat Ethik zu schaffen. Wie muß einer sein, um in die Gemeinschaft zu passen? fragte der Charakterethiker; und nun also der Erhaltungsethiker: was muß einer tun, um die Gemeinschaft zu erleichtern? Was muß er tun? Denn fürs Gedeihen des Ganzen kann der einzelne bloß durch sein Tun oder Lassen etwas beitragen; sein Wesen und die Prägung seiner Persönlichkeit ist für die Erreichung oder Vereitlung des praktischen Oberzweckes ganz gleichgültig. Also wertet der zweckhaft Gesinnte als sittlich oder unsittlich nur Taten.

Richte sich das Sein nach Idealen: eine Vorschrift, wonach Handlungen sich richten sollen, nennen wir ein Gesetz. „Sittengesetz" in unserem Falle. Wer nun irgendein Gesetz über seinem Tun anerkennt, unterwirft sich damit einem „Soll"; dem „Soll" zu gehorchen wird ihm Pflicht; und so mündet jede Erhaltungsethik notwendig in eine Pflichtethik aus.

Aus dem Begriffe der Ethik folgt, daß das Sittengesetz allgemeine Gültigkeit beansprucht. Wir wollen die Forderung nicht gleich überspannen; ob es, wie Kant wollte, über allen erdenklichen Vernunftwesen oder auch nur über Menschen aller Rassen und Zeiten waltet, ist uns zunächst gleichgültig; genug, wenn es soweit anerkannt wird, wie unsere Ethik an-

Digitized by Google

erkannt sein möchte — sagen wir vorläufig: wenigstens innerhalb unseres Kulturkreises. Das aber dürfen wir auch wirklich verlangen; und bis dahin behält Kant mit seiner berühmten Formel recht: die Maxime unsres Handelns muß als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gedacht werden können. Denn lassen wir Willkür und Ausnahme zu, so steht das Sittengesetz nicht mehr an der Spitze eines überpersönlichen Systems sittlicher Werte; und die philosophische Ethik verliert ihren Boden, sofern sie Pflichtethik sein will. Eben diese Bedingung nun nehmen Gegner der Erhaltungsethik zum Anlaß neuer Bedenken. Soll die Sittlichkeit wirklich nur die Gemeinschaft unter Menschen fördern, dann, sagen sie, kann auch ihr oberster Imperativ nicht anders lauten als so: „Diene der Gemeinschaft nach Kräften!" Mit anderen Worten: tu in jedem Augenblicke, was du als das Vorteilhafteste für die Gemeinschaft erkennst! Diesem höchsten Zwecke haben die Mittel dann sich zu fügen, und der Grundsatz der Jesuiten kommt zu Ehren. Dessen Anwendung kann jedoch nur den Auserwählten gestattet werden. Denn die Menge wird niemals wissen, was dem Ganzen frommt. Und so zersprengt jede folgerichtige Erhaltungsethik sich selber.

Wir erwidern so. Zum ersten vertauscht der Angreifer die Begriffe. Das Sittengesetz befiehlt ein Verhalten, das im Laufe vieler Jahrtausende menschliche Gemeinschaft ermöglicht und so sich bewährt hat; und die Ethik hat zu zeigen, weshalb es sich in diesem Sinne immer bewährt hat und bewähren wird; hat also das Sittengesetz vernünftig zu rechtfertigen. Diesem Gesetze immer und in jeder erdenklichen Lage zu gehorchen, nennt sie „gut", weil es die Gemeinschaft dauernd garantiert; deswegen braucht nicht jede „gute" Handlung immer und in jeder erdenklichen einzelnen Lage dieser Gemeinschaft unmittelbar zu nützen. Es steht da ähnlich wie mit dem „pragmatistischen" Wahrheitsbegriff. Die Grundsätze alles Erkennens sind nach der neuen Schule Quellen der Wahrheit, weil sie als lebensnützlich sich durchgesetzt haben; aber deshalb braucht nicht jede einzelne Wahrheit das Leben

Digitized by Google

zu fördern. Und genau wie ein Pragmatist eine unwahre Behauptung mit uns unwahr nennt, auch wenn der Glaube an sie der Menschheit zufällig vorteilhaft sein sollte — denn sie widerstreitet dem logischen Gesetz, das (seiner Ansicht nach) wegen seines Dauervorteils für die Ga tung Maßstab der Wahrheit geworden ist: genau mit dem gleichen Rechte verdammt der Erhaltungsethiker eine Tat als böse, die den sittlichen Geboten zuwiderläuft, mag sie auch wirklich einmal der Gesellschaft aufhelfen; das sittliche Gebot selber darf er deswegen doch ruhig aus dem Erhaltungswillen der Gruppe ableiten.

Er kann höchstens fragen: ob es für seinen obersten Zweck nicht zuletzt besser wäre, eine allgemeingültige Ethik bestünde überhaupt nicht? Man könnte die altgeheiligten Befehle als Warntafeln fürs profane Volk immerhin weiter ausstecken; die Gescheiten aber sollten sich an den einen Imperativ gewöhnen: stets zu tun, was nach ihres Gewissens redlichster Überzeugung der Gesamtheit frommt. Was liege daran, ob die Maxime ihres Handelns zum Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung sich eigne? wenn doch das eigentliche Ziel solcher Gesetzgebung ohne feste Ethik sicherer erreicht würde! — Mit einem Erhaltungsgläubigen, der dahinüber sich verirrte, würden wir leichtes Spiel haben. Wir weisen ihn einerseits an, einen Zustand der Gesellschaft sich auszumalen, wo kein ruhiger Glaube an die Grenzen von Böse und Gut bestände und jeder Unreifste — gerade die Unreifen neigen zu derlei Verwegenheiten — gleichsam das verbriefte Privileg zu moralischen Experimenten in der Tasche hätte. Wer möchte da noch dem Nachbar trauen? wo käme Sicherheit im Handeln her? Und die Besten sogar, immerfort ungewiß, ob sie an ihr angestammtes Pflichtgefühl oder utilitarische Erwägungen sich halten sollten, müßten ihre Gewissen allmählich ohne Rettung zerrütten. Was könnte es solchem Jammer gegenüber der Gemeinschaft helfen, daß hie und da eine schlimme Tat zu ihrem Gewinn ausschlüge? Und wäre das nur auch gewiß! Aber der Grundsatz des Pater Filucius paßt ja für viel klügere Geschöpfe, als wir Homuncionen sind. Denn

Digitized by Google

erstens haben wir recht verschiedene Ansichten über das, was der Gesamtheit ersprießlich ist, und niemand darf sich da unfehlbar nennen. Und zweitens können wir höchstens die allernächsten Folgen unsres Tuns berechnen; gesetzt also sogar, unser Ziel wäre richtig gewählt: auch dann wüßten wir nicht, ob unsre Mittel wirklich darauf los oder am Ende doch davon wegführen würden. Friedrich Paulsen illustriert das gut an einem historischen Beispiel: das Verschwinden des großen Napoleon mußte ums Jahr 1809 gewiß jeder einsichtige Deutsche wünschen. Aber nun nehme man an, das Messer jenes Staps hätte seinen Weg gefunden: wäre das in Wahrheit zum Heile Deutschlands ausgeschlagen? Die französische Hegemonie freilich wäre wohl schnell zusammengebrochen — und zwar vielleicht ohne Krieg; aber Frankreich hätte dann vielleicht das linke Rheinufer behalten; und Speyer, Mainz, Trier, Köln könnten heute welsche Städte sein; jener einzige Aufschwung Preußens wäre der Welt nicht gezeigt worden; und unser Land wäre um seine größte Erinnerung ärmer!

Nein, es bleibt dabei: Gemeinschaft zu ermöglichen, hilft allein, wer an den Befehlen eines allgemeingültigen Sittengesetzes treu festhält und die Folgen seines Tuns Gott oder dem Weltlauf ruhig überläßt.

Aber sind jene Befehle nun unfehlbar? Sie haben sich doch seit Moses und Hammurabbi auch in der weißen Welt sehr merklich geändert! — Mögen sie immer! Und mögen sie sich weiter ändern, verjüngten Bedürfnissen nach! Von Zeit zu Zeit tritt einer auf, der den Mut hat, alte Tafeln zu brechen und neue zu schreiben; gut, wir werden seine Paragraphen prüfen. Prüfen am Maßstabe des Gemeinwohles, an dem die alten sich bewährt haben. Nur müssen's dann abermals Vorschriften für alle sein! Denken wir uns jenen Staps nicht mehr als Attentäter, sondern als ethischen Neuerer. So würde er vielleicht einen Unterschied zwischen verfassungsmäßig geordneten Staaten machen, in denen das Recht den Herrscher schützt, indem es ihn bindet — und Despotien, wo dem Regenten alle Willkür freisteht; dieser Zustand aber, so

Digitized by Google

möchte er fortfahren, versetzt Gewaltherrn und Vergewaltigte in ein Verhältnis des Krieges; nützt jener seine Machtmittel aus, so kann diesen der Widerstand mit der Faust zur Pflicht werden; und in der Schlacht fragt kein Soldat, ob er den Feind in die Stirn oder in den Rücken schießt. Kurzum, eine Pflichtethik, die den Tyrannenmord als Notwehr des Volkes gutheißt (wie unsere geltende den Völkerkrieg) kann man sich vorstellen; auch eine solche aber würde nicht gestatten, um eines guten Zweckes willen beliebige Mittel zu wählen, sondern würde das Mittel selber legitimieren. Und dränge sie allgemein durch, so würde die Sicherheit des Beisammenlebens dabei nicht gelitten haben. Die Fürsten brauchten nichts zu tun, als dem allgemeinen Staatsgesetze sich zu unterwerfen — was ohnehin ihre Schuldigkeit — und ihre Häupter wären heilig. Ganz ebenso wie der Räuber, den ich in Notwehr erschieße, nur von seinem unrechtmäßigen Vorhaben hätte abstehen müssen, um ruhig weiter zu leben. Der radikale Ethiker vom Typus Staps oder Timoleon würde getrost mit Kant sprechen: die Maxime meines Handelns — nach der es verdienstlich ist, einen widergesetzlichen Gewalthaber zu töten (aber nur einen solchen) soll Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung sein; täte jedermann wie ich, so hätten wir übermorgen in allen Staaten verfassungsmäßige Garantien für ein würdiges Zusammenwirken der Bürger; und diesem ausnahmslos gültigen Imperativ opfere ich meine eigene Person auf.

5.

Aber nicht die einzelnen Vorschriften der wechselnden ethischen Codices sollen uns hier kümmern, sowenig wie dort die einzelnen Ausgestaltungen des ethischen Ideals; vielmehr wollen wir die beidartigen Prozeßverfahren beim sittlichen Urteil vergleichen. Dieser Vergleich wird uns den Gegensatz der beiden Ethiken ins hellste Licht rücken.

Zu einem Urteilsspruch gehören drei: ein Gesetzgeber, ein Richter, ein Gerichteter. Stellen wir uns die Trias in

Digitized by Google

ihrer Doppelbeleuchtung vor Augen und beginnen wir mit der Legislation.

Der ästhetischen mangelt es nach der praktischen Ansicht an dreierlei. Zunächst an heiliger Autorität. „Pflicht, du erhabener, großer Name!“ — Wem fährt die Hand nicht unwillkürlich an die Hosennaht, wenn er der berühmten Apostrophe Kants (Krt. d. pr. V., S. 105) gedenkt? Dagegen scheint die Aufforderung, einem läßlichen Ideale sich nachzubilden, unwirksam und untüchtig, echte Moralität zu zeugen. Hier aber begeht der Tadler einen psychologischen Fehler, den wir gleich an der Schwelle abweisen müssen. Der Wille zur Sittlichkeit läßt sich überhaupt niemandem andemonstrieren: das gilt für die eine Ethik so gut wie für die andere. Erkennt einer den Unterschied zwischen höherer und entarteter Menschlichkeit nicht an oder möchte er zu den „Niedrigen“ — den „Niederträchtigen“ gehören: so gibt es keine Philosophie, die ihn nötigen könnte, einem Vorbilde nachzustreben. Aber ebenso: leugnet jemand die Verbindlichkeit der Pflicht, so hat kein Denker einen Beweisgrund, den Leugner zu überführen. Schon Paulus erkannte es und besonders klar unsere Reformatoren: kein Gesetz bessert die Seele; den Willen zum Rechten flößt nur die Gnade ein. So heißt es auf theologisch. Im übrigen mag immer Erziehung, Unterricht, Predigt an harten Herzen sich versuchen; helfen sie nicht, so hilft der Büttel. In welchem Sinne die Gesellschaft Schwankende beeinflussen soll, das kann der Ethiker allenfalls zeigen, auch wie ein bereits sittlich gearteter Wille seine Wertungen am richtigsten ordnet; zu Böswilligen hingegen redet die Ethik überhaupt nicht. Um nun aber den Gutgesinnten und etwa den Staat zu belehren, bedarf sie keiner feierlichen Imperative; ja, die stoßen beschauliche Gemüter eher ab, als daß sie ihnen imponieren. Henrik Ibsen hat einst zu einer Freundin gesagt: „Es gibt ein Wort, das ich nicht ertragen kann — und das heißt Pflicht.“ (Voss. Zt., 24. 6. 1915, Abendblatt.) Das „spitze“ Wort „sticht“ ihn gleichsam: hier wird die freche Hilde Wangel doch zum Mundstück ihres ernsten Schöpfers.

Digitized by Google

Zum zweiten wirft der Zielmensch dem Ideale vor: es sei ein ungerechter Maßstab. Ein gutgekleideter Angeklagter könne sich leicht mit ihm abfinden; den armen Teufel dagegen verdamme es, indem, an ihm gemessen, die „Beobachtung der gemeinen und gangbaren Schuldigkeit" „nur unbedeutend klein" erscheine (Kant, Kr. d. pr. V., S. 185); mehr als die jedoch dürfe man von keinem Menschen billigerweise verlangen. Wirklich nicht? Hier ist freilich wieder ein Punkt, wo die beiden Weltanschauungen sich niemals einigen werden. Kein Zufall, daß derselbe Ästhet, der in der Politik zur Aristokratie neigt, auch in der sittlichen Welt jenen Adel bevorzugt, der nach Schillers tiefem Epigramm mit seinem Sosein zahlt, und daß, wer hier Leistung fordert, auch im Staate gern als Demokrat auftritt. Dem ethischen Demokraten gilt bescheidene und gleichmäßige Unterwerfung unter ein allgemeines Gebot für das Höchste, dem ethischen Aristokraten für dürftiges Mindesterfordernis des Spießbürgers; er will nun einmal Leute, deren Tugenden Gestalt und Farbe tragen; was seinem Gegner wiederum wie ein gespreiztes Prahlen mit hohlem Prunk vorkommen muß.

Zum dritten behauptet der Pflichtethiker, die Norm seines Widerparts sei allzu schwankend und unbestimmt. Jene Gemeinverbindlichkeit fehle ihr, die doch zum Wesen jeder ersinnbaren sittlichen Richtschnur gehöre; der freien Willkür des einzelnen überlasse sie, wie er sein persönliches Ideal auszubilden gutfinde. Der Willkür keineswegs, erwidert der Mimet, sondern dem Takte, der die gestaltenden Gedanken der Natur nachzufühlen weiß. Freilich soll jeder in seiner besonderen Weise dem Ideale nachstreben; es wäre vorstellbar und um des moralischen Formenreichtums willen sogar wünschbar, daß von gleich lobwürdigen Charakteren keiner dem andern sich ähnlich verhielte und doch jeder in seiner Art dem Vorbild nahekäme. Aber jedem ist eine und bloß eine einzige Linie des Wesens vorgezeichnet; sie hängt von dem gegebenen Inhalte des allgemeinen Ideals und den gegebenen Anlagen des Individuums ab. Wird sie nur um eines

Digitized by Google

Haares Breite verfehlt, so trifft den Charakter eine tadelnde Sentenz; an Strenge mithin braucht es dem ästhetischen Richter nicht zu fehlen. Wohl mag es schwieriger sein, das persönliche Schönste für alle Augenblicke des Lebens auszumitteln, als nach starr kodifizierten Regeln zu verfahren; aber eben daß sie schwierig zu erfüllen, ist ein Vorzug der Forderung: Adelsmenschen wollen nicht das Leichte; steil sind die Wege zur Tugend, steiler, aber dafür auch reizvoller als die zur Pflicht.

Und in anderer Hinsicht steht die Charakterethik sogar auf festerem Boden als die Ethik der Gesetzlichkeit. Der eigentümlichen Ausgestaltungen des Ideals kann es zwar so viele geben wie Menschen sind; aber dafür bleibt das Ideal selber sich durch Jahrtausende verhältnismäßig treu. Hektor und Penelope, Antigone und Prometheus, Hiob und Joseph sind uns noch heute Bilder der edelsten Menschlichkeit wie vor Jahrtausenden; Sokrates und Jesaia, Fabricius und Epaminondas treten unentwertet vor unsre gealterten Blicke. Das Pflichtgebot dagegen, jederzeit freilich eindeutig, hat dafür seinen Gehalt im Laufe der Kulturgeschichte öfter gewechselt; wir sahen es bereits.

6.

Der Kodex gelte. Wo sitzt nun der Richter über unsere und der anderen Beschaffenheit und Taten? Wir pflegen ihn „Gewissen" zu nennen; gehört es unsrer Wesenheit an als dauernde Bereitschaft, in bestimmter Weise auf bestimmte Erfahrungen zu erwidern, so vergleichen wir's am besten mit den sonstigen instinktiven Gewöhnungen; der Imperativ der Gruppe, als Erbteil ausgesiebter Ahnen uns in die Adern geflossen und durch Erziehung in unsren Persönlichkeiten gefestigt, ruft in uns als mächtiges Bedürfnis. Wird es enttäuscht, so folgen Affekte heftigster Unlust; wird es befriedigt, so flammt Glück auf. Und darin eben besteht das Gericht, welches das Gewissen über Ich und Du abhält.

Zu unterscheiden ist hier zweierlei. Unser Richter lobt

Digitized by Google

und straft Erfüllung und Nichterfüllung der Forderungen, die er an uns selber und an Fremde stellt. Sodann erlebt er den Widerhall eigenen oder fremden Tuns oder Seins im Draußen, freut sich der Wirkungen und leidet darunter.

Fassen wir den ersten Punkt ins Auge, und zwar zunächst vom Standpunkte des Zweckmenschen aus. Der weiß sich auf eindeutige Gebote verpflichtet; beginnen sie zu schillern, so fühlt er sich unruhig; am liebsten möchte sein Gewissen jeden Fall nach festen Paragraphen beurteilen: es hat juristische Neigungen. Und weil es sein Gesetzbuch für allgemeinverbindlich nimmt, meint es dem allgemeinverbindlichen Denken sich verwandt; so tauft es Kant mit Fug und Recht „praktische Vernunft"; der Titel paßt der rationalen Natur des Wirkenwollenden sich trefflich an. Doch bewährt sich dieser Vernunft Vernünftigkeit gleich beim ersten Schritte nur wenig. Denn ihr Spruch fällt recht verschieden aus, je nachdem ich selber Angeklagter bin — oder der andere. Im ersten Falle quält mich jene besondersartige Unruhe und Angst, die das Volk nicht übel dem Schmerze einer Bißwunde vergleicht, im zweiten fühle ich mich als Glied der Gesellschaft solidarisch mit dem Hasse der Gesellschaft gegen den Brecher ihrer Satzungen. Und dabei zeigen sich dann im Urteilen gelegentlich seltsame Unterschiede, die den Praktischen warnen sollten, die unbedingte Unparteilichkeit seines Richters gar so stolz hervorzukehren, wie er's liebt.

Der Ästhet dagegen fordert von sich und anderen Charakterschönheit; sein Gewissen tritt demnach als moralischer Geschmack auf; dem Zorne der Praktischen über die Verletzung gesellschaftlicher Ordnungen entspricht bei ihm der Abscheu vor sittlicher Mißbildung; der Reue jener die Scham, zu sein wie man ist. Und auch die hält sich minder genau an den ethischen Kanon als die Kritik über Fremde. Unfehlbar ist er keinesfalls, dieser moralische Geschmack, noch weniger vielleicht als das Gewissen der Praktischen.

Einen Vorzug hat er: er weiß zu belohnen. Pflichterfüllung wird mit nichts quittiert als kühler Zustimmung und gleich-

Digitized by Google

gültiger Ruhe; der Anblick menschlicher Herrlichkeit dagegen macht bewundernde Freude, und das Bewußtsein eigener Seelenschönheit ist stolzes Glück.

Wir kommen zur anderen Seite des Gewissens. Charaktere und Taten wirken in die Welt, und wir erfahren davon, der rechte Mimet durch Einfühlung, der rechte Zweckmensch durch rationale Überlegung. Dieser sieht die Gemeinschaft gefördert oder geschädigt; das eine heischt Lohn, das andere schreit nach Ersatz; kann der nicht gewährt werden, so bleibt ein Schmerz zurück, der sich dem Strafruf der verletzten moralischen Forderung und der Reuequal mischt. In der Reue des Pflichtgläubigen unterscheide ich also zwei Elemente: die nagende Angst als Folge des Ungehorsams gegen den in der eigenen Brust aufgenährten Imperativ der Gesellschaft und die hoffnungslose Traurigkeit um unwiderbringlich Versäumtes und Verdorbenes. „Wie konnte ich nur!" und: „Hätte ich nur nicht!" sind die beiden Affekten entsprechenden Ausrufe. Dieser Traurigkeit aber steht nicht — wie jenen Bissen der Qual — ein blasser Frieden gegenüber, sondern — als Selbstbelohnung — frohe Genugtuung über Wohlgeleistetes. Anders erlebt der Mimet, wiewohl mit ähnlichem Erfolge. Er verwandelt sich unwillkürlich in den durch eine Tat Gekränkten oder Beglückten, nimmt sympathetisch an dessen Rachedurst oder Dankbarkeit teil und verurteilt oder belohnt aus diesen Affekten heraus den Täter, sei das nun er selber oder ein Fremder. Wie solches der erste wissenschaftlich scharfe Analyst des Gewissens, der durch und durch „ästhetisch" empfindende Adam Smith vortrefflich beschrieben (und nur gar zu weit verallgemeinert) hat.

7.

Die beiden Richter kennen wir; jetzt betrachten wir die zwei Prüflinge, die ins Examen treten.

Gegenstand des Urteils ist dem Ästheten der Charakter. Aber freilich, der offenbart sich nur im Handeln. Ja noch mehr: es ist ein grober psychologischer Irrtum, den der Form-

Digitized by Google

gläubige meiden muß, weil er gerade ihm naheliegt: als könnte lebendige Gestalt in starrem Sein sich konservieren. Zwing den schönsten Fechterarm zu völliger Untätigkeit — und seine Muskulatur degeneriert durch Atrophie; wirf den edelsten Menschen in dauernde Einsamkeit — und sein Wesen bewahrt sich keineswegs wie Mus im Einmacheglase, sondern verkümmert ohne Wechselwirkung mit der Gesellschaft. Wüstenheilige und Waldklausner verwandeln sich in traurige Betmaschinen, und Robinson wird auf seiner Insel sich schwerlich so eindrucksfähig und herzlich erhalten, wie der Dichter uns einreden will. Alle Mönchsmoral ist mithin Karikatur der Charakterethik; die erkennt in diesem Hohlspiegel ihre irrenden Neigungen; und so lernt der Mimet, worauf auch sein sittlicher Geschmack beim Urteil immer zu schauen hat: auf die Bewährung der Charaktere im lebendigen Leben. Insofern richtet auch er über Taten, so gut wie sein Gegner; ihm aber bleiben sie bloße Symptome für Gesundheit oder Krankheit, Ärmlichkeit oder Pracht eines seelischen Organismus, und bleiben gleichgültig, soweit sie nicht als Symptome gelten dürfen.

Welche Elemente der Handlung sind nun für das Wesen des Handelnden symptomatisch? Nicht ihr Erfolg, kaum ihr Zweck, auch nicht ihr Verhältnis zum Pflichtgebot, sondern nur einerseits die Quelle, aus der sie fließt, und anderseits der Zug ihres Stromes. Die Quelle — also das Motiv. Wenn Theodor Lessing die Motive als schwankende und bedeutungslose Schattenbilder der Phantasie kritisiert und vor der Realität der Taten selber als ganz unwichtig verbleichen läßt: so unterscheidet er die Begriffe des Motivs und des Zweckes nicht genügend. „Edle Gesinnungen, Gefühle und Wallungen glauben alle Menschen zu haben." Glauben? Möchte sein! Der nüchterne Beurteiler müßte dann zusehen, ob der Glaube Grund hat. Doch im ganzen glauben sie das gar nicht; ja, sie denken wenig drüber nach. Edle Absichten bildet man sich schon eher ein. Von denen ist aber nicht die Rede, wenn ich Motive betrachte. Motive sind uns die jeweils um

Digitized by Google

die Herrschaft über die Seele kämpfenden Bedürfnisse; und welche unter denen oben zu bleiben pflegen, ist für die Artung eines Charakters allerdings entscheidend. Ist das aber unerkennbar und unergründlich? Nicht im mindesten. Ob in einem Menschenleben sinnliche Gier oder geistiger Drang, Besitzhunger oder Sympathie, eitle Sucht oder ideales Selbstgefühl bevorzugte Triebfeder zum Handeln ist, stellt sich schnell heraus, ebenso, ob entgegengesetzte Motive unstet wechseln oder schön verträgliche treu ausdauern. Und danach wertet der Charakterethiker den Mitmenschen — wie sich selber. Das andere Moment für seine Wertung ist die Manier, wie Handlungen ausgeführt werden; deren Gehalt interessiert ihn weit weniger. Es ist einerlei, was ein Künstler darstellt: auf den Pinselstrich kommt es an. „Das tut man nicht!" sagt der Praktische; der Mimet dagegen: „so tut man das nicht!" „Tu, was du nicht lassen kannst, aber tu es mit Dransetzung deines ganzen Wesens!" empfiehlt völlig in diesem Sinne einer der heutigen Charakterethiker (Dreyer).

Was dem Charakterethiker nur Kennzeichen ist, um danach menschliches Wesen zu beurteilen, das ist seinem Widerpart der eigentliche und letzte Gegenstand des Urteils: die Tat. Abermals fragt sich jedoch: welcher Bestandteil des Tuns für die Wertung den Ausschlag geben solle. Der Erfolg bleibt auch jetzt außerhalb ethischer Betrachtung; die Meinung, der Zweck müsse entscheiden — und heilige also die Mittel —, ist als eine Verzerrung der „erhaltenden" Sittlichkeit bereits früher von uns zurückgewiesen. Die Art und Weise, wie ein Entschluß ins Werk gesetzt wird, beschäftigt den Praktischen minder als seinen Rivalen; der Tatbestand dieses oder jenes Entschlusses ist ihm weit wichtiger. Indessen kann er als Ethiker sich unmöglich — wie der richtende Staat — mit dem nackten Faktum begnügen, daß eine pflichtwidrige oder pflichtgemäße Handlung vorliegt. Kant hat es vortrefflich gezeigt: wenn eigennützige Motive zum Handeln treiben, entscheidet ja der leidige Zufall, ob es im Sinne des allgemeinen Gesetzes gerät oder nicht. Und den Zufall wird doch nie-

Digitized by Google

mand moralisch loben oder tadeln wollen. Also wird unser sittliches Urteil über ein Tun doch wieder auf dessen Motiv als letztes Objekt der Wertung gestoßen. Aber welche Motive dürfen denn nun dem Praktischen für unbedingt gut gelten? Etwa dieselben, die uns als Probe für den Adel eines Charakters dienten? Als Probe für die Güte von Handlungen taugen sie nicht; denn sie garantieren nicht im mindesten deren Pflichtmäßigkeit. Ob Menschenliebe, Patriotismus, Bedürfnis nach innerer Harmonie zu einem Tun treiben, dessen Maxime als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung sich eignet: wiederum verhängt das der blinde Zufall. Mancher hat aus Güte einen Verbrecher geschützt, mancher aus Vaterlandsliebe schlimme Kriegsmittel angewendet, mancher um seines Seelenfriedens willen einen alten Freund kühl fallen lassen. Nein, wer die Pflichterfüllung zum einzigen Kanon seiner Ethik macht, der muß wohl oder übel mit Kant folgern: das einzige Motiv, das pflichtmäßiges Handeln unter allen Umständen sichert, ist die Achtung vor der Pflicht als solcher; das Bedürfnis also, dem moralischen Imperativ zu gehorchen, folge daraus, was immer wolle. In diesem Entschlusse manifestiert sich ein Wille als „gut", und nur in diesem. Einen vermittelnden Ausweg gibt es da nicht.

Der Beweggrund der reinen Achtung vor dem Gesetze wurzelt wie alle Beweggründe im Charakter; und so treibt es, könnte man meinen, den Pflichtethiker dennoch letztlich zur Schätzung des Charakters hinüber. Er aber erkennt nur diese eine Seite der Charaktere als wirklich wertvoll an — wie Kant es am Eingange seiner „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" mit so unvergeßlichen Worten uns einprägt. Statt der Fülle der Gestaltung lobt er ein positives Vorzeichen; das Höchste und Überschwengliche des eigenen Wesens liegt ihm in einem simpeln Ja oder Nein, zu dem der Dürftigste unseres Geschlechtes den Schlüssel ebensogut in der Tasche trägt wie irgendein Heros.

Wenn mein moralischer Wert in meinem moralischen Reichtum besteht, so darf ich an mir mich freuen, wie sonst

Digitized by Google

an einem reichen Gebilde der Schöpfung; aber woran freue ich mich noch, wenn er bloß in der kahlen Fähigkeit liegt, ein Gesetz zu bejahen? Dann bleibt mir eines: meine Suveränität. Und nur dieses eine.

Darum kann der qualitativ Wertende ganz ruhig den Gedankengängen des Determinismus sich überlassen. Er fühlt sich im Zusammenhange der formenreichen Natur; wie er deren mannigfaltige Herrlichkeit bestaunt, so weidet er seinen Blick an der strotzenden Pracht menschlicher Seelenschätze; daß deren Offenbarungen mit gleicher Notwendigkeit vorüberrollen wie alle Vorgänge im weiten Universum, ist ihm fast selbstverständlich und betrübt ihn nicht im mindesten. Ist mein Allereigenstes Gestalt: nun gut, von Gestalten verlangt kein Vernünftiger Besseres, als daß sie „gegeben" seien. — Ist dagegen das, wovon meines Lebens ganzer Wert abhängt, Entschluß — ein farbloser, unansehnlicher, eindeutiger Entschluß, rational wie das Einmaleins, einfach wie ein Raumpunkt, uninteressant wie ein Kommandoruf — der Entschluß, einem Imperativ abstrakter Pflicht zu gehorchen: was bin ich dann, wenn auch dieses Letzte, Eine, Einfachste mir vererbt, angeboren, durch einen ewigen Kausalzusammenhang nezessitiert wird? Darum macht der folgerichtige Determinismus die quantitative Weltauffassung trübe und trostlos. „Daß ich bestimmt sein sollte, ein Weiser und Guter oder ein Tor und Lasterhafter zu sein, daß ich an dieser Bestimmung nichts ändern, von dem ersteren kein Verdienst und an dem letzteren keine Schuld haben sollte — dies war es, was mich mit Abscheu und Entsetzen erfüllte . . . Das Beste soll ich wollen können, schlechthin weil ich es will; und wenn ich statt desselben etwas anderes will, soll ich die Schuld haben!" So muß jeder Mensch der Pflicht mit Fichte schreien; er ist Indeterminist von Geburt an. — Wieder wird hier jener große Gegensatz sichtbar: der Mensch des Simul verlangt vom Geschehen nur strenge Gesetzlichkeit, da, was geschieht, ihm bloß geschieht, um die Fülle des Seins ausreichend an den Tag zu heben. Der Mensch der Zeit dagegen, den das Ge-

Digitized by Google

schehen selber interessiert, möchte dieses in jedem seiner interessantesten Momente mit besondersartigem Leben ausstatten und glaubt deshalb an den freien Willen.

Dessen Gläubige geraten nun freilich alsbald in eine seltsame Antinomie. Sie fordern Freiheit, weil ohne solche jeder Pflichtmoral das Herz ausgebrochen wird; sie proklamieren eine Pflichtmoral, weil es für Handlungen keine oberste ethische Richtschnur geben kann als ein allgemeingültiges Gesetz; und ihre Lehre wertet Handlungen, weil im Handeln alle Menschengemeinschaft hängt. Nun würde diese Gemeinschaft aber offenbar am sichersten gedeihen, wenn auf das sittliche Handeln jedes Gliedes mit voller Sicherheit gerechnet werden könnte; und dies wäre der Fall, wenn der Gehorsam vor der Pflicht allgemeine Gewohnheit geworden wäre, ein festgewurzelter Instinkt, dem der staatbildenden Ameisen vergleichbar. Damit jedoch wäre die moralische Freiheit des einzelnen erstarrt und zugleich die Gelegenheit zu moralischem Verdienste im Sinne der Pflichtethiker verschwunden. Zuerst erhöhen die demnach das pflichttreue Tun zum obersten Menschenwerte, um dann als ideales Ziel der Kulturentwicklung die Pflicht sich selber aufheben zu lassen; kämpfen um die Freiheit des Willens — und wünschen doch einen Zustand herbei, wo wir alle als Moralautomaten uns vorfänden. Eben dieser Gedanke aber ist nun wieder den Ästheten als Liebhabern moralischer Mannigfaltigkeit unbehaglich; hier verfechten sie zur Abwechslung die menschliche „Freiheit" (in anderem Sinne als vorher ihre Gegner). Sie wollen buntartige Entschlüsse sehen — ob sie auch alle für determiniert halten; die Praktischen dagegen verlangen zwar freie Entschlüsse, aber am liebsten soll die Freiheit zuletzt sich selber samt aller Möglichkeit der Entschlüsse unnötig machen. Die einen loben es, daß es böse und gute, daß es damit verdienstliche Willensakte gibt; aber sie loben am Menschen nicht nur den verdienstlichen Willensakt, sondern vielerlei sonst. Die anderen tadeln, daß verdienstliche Willensakte noch geschehen müssen; solange solche aber geschehen müssen, loben sie am

Digitized by Google

Menschen nichts anderes als verdienstliche Willensakte. Und was loben sie, wenn die Zeit des heiligen Bienenstocks endlich erfüllt ist? An den einzelnen gar nichts mehr: die gelten einander im Reiche des „absoluten Staates" dann völlig gleich. Solche Ausgleichung aller Höhen und Tiefen nun ist ganz im Sinne quantitativer Werter, während die Qualitativen davor zurückschaudern.

Unter den Zielstrebigen aber veranlaßt die eigenartige Paradoxie, die da immerhin versteckt liegt, den Ausbruch schlummernden Zwistes. Wir sahen schon, ihr gemeinsamer Oberzweck, das Heil der Gesellschaft, hatte zwei Seiten: einerseits bestand es in der Erhaltung und Entfaltung der Gruppe als eines mächtigen Ganzen, anderseits in der Lebendigkeit des Zusammenlebens ihrer Glieder. Für das eine sorgte Energie und Intelligenz, für das andere Moral. Naturgemäß nun gibt es Menschen und Denker, denen jene, und solche, denen diese Aufgabe näher am Herzen liegt; ich will danach unter den Praktischen die „Moralisten" und die „Techniker" unterscheiden. Den Technischen nun, als welchen Sittlichkeit nur ein Mittel und nicht einmal das entscheidende ist, ihr Hochziel zu erreichen, versteht es sich von selber: Gewöhnung an pflichtmäßiges Verhalten ist das einzige, worauf es bei allem ethischen Streben in Wahrheit ankommt. Bentham war in neuer Zeit vielleicht der erste, der (mag sein, in Erinnerung an aristotelische Gedanken) die eingeübte Tugend rückhaltlos pries; Herbert Spencer sieht in der Moral nichts als Anpassung des ursprünglich isolierten Menschen an den sozialen Zustand; und diese Anpassung ist um so vollkommener, je selbstverständlicher das gute Handeln gerät; denn darin liegt das Wesen jedes angepaßten Verhaltens, daß es immer mehr zum Instinkte wird. Zur anderen Natur, wie Adolf Bastian einmal sagt. Am weitesten gehen die modernsten unter den technischen Ethikern. Dann stehe es am besten mit der Welt, meint Theodor Lessing, wenn das sittliche Tun mit einem Mindestmaße an Bewußtsein ablaufe; und der feurige Ingenieur-Philosoph Bon versteigt sich gar zu dem

Digitized by Google

Glauben, eine künftige Menschheit, der die Pflichtmäßigkeit so automatisch durch die Glieder wirken werde wie uns das Sprechen und Aufrechtgehen, werde sich über unser Geschlecht so schwindelhoch heben wie wir über die Affen.

Schwieriger haben's die „Moralisten", mit der Selbstaufhebung der Moral sich abzufinden. Aber unmöglich ist es auch für sie nicht. Der freie Entschluß, dem Sittengesetze zu gehorchen, den sie über alles werten, erlischt wohl um so mehr, je unbedingter er sich einübt; aber in demselben Maße einigt sich der gehorchende Wille dem gesetzgebenden, dem Willen der Gemeinschaft selber also im letzten Grunde; und diesen irgendwie als einen freien und suveränen zu hypostasieren, würde es nun gelten: dann nähme das Individuum an der göttlichen Selbstherrlichkeit des gedachten Gesetzgebers teil und erhielte so an Willensglorie mit Zinseszinsen zurück, was es an Willkür durch seine eigene fortschreitende Heiligkeit eingebüßt hätte. In diesem Sinne bewegen sich denn auch die Gedanken Kants und Fichtes. Kants Ideal ist die Einigung der autonomen Willen aller vernünftigen Wesen in einem „Reiche der Zwecke"; und Fichte träumt von dem künftigen „absoluten Staate", der jeden Einzelwillen zwingen wird, das „Leben der Gattung" mit Bewußtsein zu leben — wie das der Urmensch instinktiv tat; eine „Ethik des Gesamtwillens" also (freilich sehr anders gemeint als die utilitarische Goldscheids) ist dereinst bestimmt, die Ethik des individuellen Wollens zu ersetzen. Charakteristisch für den stürmischen Drang des großen Tatphilosophen, daß die Aussicht ihn zuletzt dennoch nicht befriedigt. Das Verschwinden des Ich im Ganzen ist wohl der äußerste aller irdischen Zwecke. „Aber wenn er nun erreicht sein und die Menschheit am Ziele stehen wird, was wird sie dann tun?" Um Gelegenheit für neue Flüge persönlichster Freiheit zu gewinnen, flüchtet Fichte in ein imaginäres Jenseits, wo der Kampf wieder entbrennen mag um Pflichtleistungen und Vervollkommnungen, die über alle ausdenkliche irdische Vernunft gehen.

Digitized by Google

8.

Wir untersuchen jetzt die Verdikte, die von beiden Gerichtshöfen abgegeben werden.

Unsere Sprache hat gefühlt, daß die Absicht, das Leben der Gemeinschaft zu fördern, und die, den Geboten der Pflicht zu gehorchen, auf dasselbe hinausläuft; sie nennt Handlungen, die auf beides zielen, „gut". Nur bildet sie zwei Gegensätze dazu; was Gesellschaft und Leben mit Absicht schädigt, heißt „böse"; was dem Sittengesetz widerstreitet, „schlecht". Von den drei Begriffen nun paßt mindestens der lobende für ein feines Ohr besser auf Taten als auf Charaktere (obwohl er naturgemäß auf diese als Täter übertragen wird); ein „guter Mensch" zu sein, ist zwar gewiß ein recht wünschbarer Preis — aber dennoch klingt ein unreiner Oberton hinein: fast als wäre der so Gerühmte ein ganz klein wenig dümmlich oder schwächlich, zur Ausbeutung durch Rücksichtslosere vorausbestimmt; oder auch in seiner Pflichterfüllung beschränkt und duckmäuserisch; ein ganz klein wenig nur; immerhin: Schiller oder selbst Jesus als „gute Menschen" — es will uns nicht recht glatt über den Zahnhag. Dagegen möchte jeder sittlich Gesinnte seine Handlungen „gut" genannt haben. Aber auch die beiden tadelnden Bezeichnungen tragen, soweit sie auf Charaktere bezogen werden, ihre Färbung mehr vom Tun als vom Sein. Der Schimpf der Schlechtigkeit geht im allgemeinen auf die Leistung; einer ist ein schlechter Feldherr, ein schlechter Redner, ein schlechter Maler; ist er ein „schlechter Mensch", so heißt das: er ist unwillig oder unfähig, zu leisten, was man im Mindestmaß von einem Menschen oder Bürger verlangt; er gewährt der Mitwelt nichts und übertritt die Gebote; fast weniger der „Gute" als das „nützliche Glied der Gesellschaft" ist der Gegensatz. Anderseits nennen wir den „böse", der sich durch besondere Aktivität seiner Feindseligkeit gegen die Sozietät auszeichnet; eine Bosheit, die sich nicht durchs Tun offenbart, können wir uns schwer ausmalen. Und so spannen denn die beiden scheltenden Begriffe zusammen einen viel engeren Kreis als ihr gemeinsamer Gegensatz; gehen

Digitized by Google

noch zur äußersten Not alle gelobten Charaktere unter die Vokabel „gut", so sind doch lange nicht alle bemängelten deswegen gleich „schlecht" oder gar „böse", während zwischen den guten Taten und den bösen oder schlechten die Wage richtig schwebt, wie sie soll.

Dagegen scheint der Gegensatz „edel" und „gemein" recht eigentlich für Charaktere geprägt. Wenn man von einer „edlen" Tat vernimmt, zuckt man leise zurück; man hört etwas wie unechte Empfindsamkeit heraus (Kant hat's scharf erlauscht: Krit. d. pr. V., S. 185) und hat das dunkle Gefühl, ein Tun sei reichlich gelobt, wenn man's gut oder brav oder rechtschaffen heiße. Die „gemeine" Handlung freilich ist uns ein geläufiger Ausdruck; wir verwenden ihn jedoch immer gerade dann, wenn wir die Beziehung auf das innerste Wesen des Handelnden besonders energisch hervorheben möchten. Nenne ich eine Tat böse oder schlecht, so sage ich über den Täter noch nichts Entscheidendes aus; nenne ich sie gemein, so deute ich an: sie sei derartig, daß nur ein gemeiner Mensch ihrer fähig war. „Der Mensch kann nichts Gemeines tun, er kann nur gemein denken und empfinden" — äußert Friedrich Hebbel einmal. (Tgb. 1838, 24. Nov.)

Eine andere Betrachtung kommt zum gleichen Ziel. Die Gegensätze gut—böse und gut—schlecht erwecken verhältnismäßig einfache Vorstellungen; man denkt an eine Wahl zwischen zwei Möglichkeiten, an Nutzen oder Schaden; somit sind die Wörter wie gemacht, um Willensentschlüsse zu kennzeichnen. Sage ich dagegen „edel", so tritt eine Mannigfaltigkeit vor den Geist: Kraft sympathisch zu empfinden, freie Menschlichkeit, Selbstbeherrschung, innere Harmonie, dazu eine hohe Stufe seelischer Entwicklung (Neger und Kinder können wohl gut, aber nicht edel sein), auch ein gewisser Reichtum der Seele (kein ganz bornierter Mensch ist „edel"). Deswegen paßt der Begriff — samt seinem Gegensatze — kaum für Handlungen und einzig für Charaktere. Er bezeichnet, um Ehrenfels' Ausdruck zu brauchen, einen „Eigenwert"; der Begriff des Guten dagegen einen „Wirkungswert". Und

Digitized by Google

so richtet denn der Pflichtethiker mit Fug über gut und böse oder über gut und schlecht, der Charakterethiker lieber über edel und gemein. Hier aber tritt wiederum die Verbindung der mimetischen Grundanlage mit der Charakterethik hervor. Kein Edler begnügt sich, im innersten Kerne seines Wesens edel zu sein; um edel zu sein, muß er sich auch so darstellen; ebenso wie der Gemeine in jeder Miene und Geste als solcher sich verrät. Der Böse oder Schlechte dagegen kann sein schlimmes Inneres so lange verhehlen, bis es durch Taten an den Tag hervorbricht; ebenso wie der Gute seine Güte hinter der bekannten „rauhen Außenseite" verbergen mag. Das meint auch Sophokles, wenn er seinem Kreon die Worte in den Mund legt (Öd. Tyr., 614f.):

„Die Zeit allein bewähret den gerechten Mann" — lies: den „guten"! —

„Den schlechten aber —" (den gemeinen nämlich!) „kennst du wohl in einem Tag."

Wären hier δικαιος und κακος Gegensätze, so wäre die Tendenz widerspruchsvoll, denn es müßte ja dann, wer sich am ersten Tage nicht als κακος erwiesen, für δικαιος gelten dürfen; Kreon aber meint: eine Lumpenseele offenbart sich schnell (und eine vornehme ebenso); ob aber von einem Menschen, sei er nun an sich selber edel oder gemein, etwas wie ein frevelhafter Anschlag aus Ehrgeiz, eine Verletzung also des Rechtes und der Gesellschaftsordnung, zu befahren sei, das läßt sich erst allmählich sicher entdecken. Schon Homer nahm an, daß die „Ate" — jene Verblendung, die, vornehm kürend, gerade Edle überfällt — dergleichen möglich mache. Wie anderseits auch der Gemeine sich zu pflichtmäßigem Tun zwingen, ja sich mit der Zeit dran gewöhnen kann. „Where an unclean mind carries virtuous qualities, there commendations go with pity; they are virtues and traitors too": meint eine ästhetisch empfindende Aristokratin des aristokratisch empfindenden Vollblutästheten Shakespeare, der es wissen mußte (All is well, that ends well, I, 1). Darum

Digitized by Google

wartet der Praktische auch mit seinem sittlichen Urteil, bis er Taten sieht; der Mimet wertet bereits nach Äußerung und Ausdrucksbewegung.

Er ist, wir sahen es früher, von Natur aristokratisch gesinnt, und schon deshalb trifft er seine Entscheidung zwischen „gemein" und „edel". Denn „edel" ist ja „adlig"; der „Adlig-Edle" steht als ein Seltener in der Masse der Gemeinen; Eigenwerte sind (wie Ehrenfels einmal fein bemerkt) ein Luxus der vornehmen Klasse — und des vornehmen Gemütes, in welcher Klasse es sich nun finde, so setze ich hinzu. Der Durchschnittsmensch dagegen darf zufrieden sein, wenn man sein Verhalten und damit ihn selber gut nennt; dies kann jeder erreichen, der nur den Willen hat; die Begriffspaare gut—schlecht und gut—böse tragen einen demokratischen Zug und passen daher als Richtersprüche in den Mund des quantitativen Werters, der als Ethiker die Pflicht zu seinem Leitsterne macht.

Wenn sich aber in einer Seele ästhetisches und praktisches Wesen gleichmäßig mischt, so paaren sich auch die Begriffe edel und gut. Ein großer Dichter, Mimet also von Natur, gewinne praktische Ideale. Alsbald kann er singen:

„Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut."

Dem Schauenden widersteht etwas in diesen Zeilen; dem Pflichtmenschen gefällt kein anderer Vers Goethes besser. Auch ein Schiboleth.

9.

Es gilt nunmehr, die Gegensätze in der Ethik, die bisher zum Kampfe angetreten sind, auf unsere beiden Grundtypen zurückzuführen. Natürlich nur diejenigen, die logisch auf dem gleichen Felde stehen. Begriffe wie „assoziative" oder „Gefühlsethik" gehen unsere Aufgabe nichts an; denn aus welchen psychischen Quellen Sittlichkeit entspringt, ist für die Wertlehre ganz gleichgültig.

Digitized by Google

Da begegnet uns zunächst ein durch Phraseologie verwirrtes und verwirrendes Formelpaar: Personal- und Sachethik liegen im Streite. Aber man wird schnell sehen: es kommt darauf an, den Sinn der beiden Wörter richtig zu fassen; es steht da ähnlich wie mit dem Ehrentitel des Individualismus, den sich die beiden feindlichen Weltanschauungen mit gleichem Rechte oder Unrechte anmaßten.

Zuerst muß gefragt werden, was unter „Persönlichkeit" und was unter „Sache" zu verstehen ist. Mit „Persönlichkeit" meint der eine ausgebildete und eigenartige Wesensform, der andere ein Menschenexemplar, von dem nur verlangt wird, daß es lebt und zoologisch zur Gattung Homo gehört. „Sache" vollends hat drei ganz verschiedene Bedeutungen. Es kann bei der Vokabel an ein Dingexemplar gedacht werden, ein Zufallsstück außermenschlicher Natur oder menschlicher Fabrikation. Ebensowohl aber auch an ein Glied des Ideenreiches: eine unersetzliche Gestalt der tierischen und pflanzlichen Schöpfung oder ein einziges Kunstwerk. Wer beiderlei Sinn nicht unterscheidet, redet hier ganz ins Blaue. Außerdem jedoch denkt ein dritter bei dem Wort „Sache" an einen abstrakten Zweck: an eine Leistung, Pflicht, Aufgabe — an die Sache etwa der Schule, des Staates, der Firma, an „Causa" statt an „Res".

Nun wird unter Vernünftigen keiner bestreiten, daß Dingexemplare hinter Menschenexemplaren zurückzustehen haben; anderseits ist eine Gesetzesethik schwer denkbar, in der geleugnet werden sollte, daß jedes Menschenexemplar in den Dienst von Causae irgendeiner Art zu treten hätte; es müßte denn ein Erhaltungsfanatiker jenen Satz Careys, daß letztes Ziel aller Produktion der Mensch sei, so paradox übersteigern wie Popper-Lynkeus, wenn er etwa einmal alle Kulturfortschritte für unwichtig erklärt gegenüber der Rettung auch nur eines einzigen Individuums vor dem Hungertode. Lassen wir solche Einseitigkeiten auf sich beruhen und stellen wir uns klar und kühl die beiden Vorfragen, die im Dispute der Personal- und der Sachethiker aufgeworfen werden müssen.

Digitized by Google

Erstens: können Formen Wert haben, auch ohne daß eine Person ihrer genieße? Jeder ganz folgerichtige Ästhet muß den scheinbar wunderlichen Satz bejahen. Denn er hat die Formenfülle als objektives Gut erklärt; von ihren Bewunderern war dabei gar nicht die Rede; oder für wessen Augen wären Saurier und Urweltfarne aus dem Schachte der Natur gestiegen? Verlangt er hinterher dennoch ein Publikum für sein Theater, so zerrt ihn der Gegner unausweichlich zu sich hinüber. Eine Art arktischer Tiefseefische ist wertlos, weil ihre seltsame Gestalt kein Mensch je zu Gesicht bekommen wird? So wird sie wertvoll, wenn einer, ein einziger Forscher sie studieren kann? Reicht das? Aber eine Spezies, die hundert Wißbegierige ergötzt, ist um so viel wertvoller? Und schließlich gibt noch das Aquarium, vor dessen Scheiben die Menge sich drängt, einer Gattung erst ihren richtigen Wert! Dann bestimmt aber dennoch der Nutzen oder die Menschenfreude, nicht Formung, die Reihenfolge der Güter. Nein, zurück! Wir schätzen alle Manifestationen der Quellkraft des Alls, gleichgültig ob Betrachtende daran teilnehmen oder nicht. Zu diesen Offenbarungen aber gehören auch die Erzeugnisse menschlicher Denk- und Phantasiemacht, gehören also Schriften und Kunstwerke. Daß ein tiefes Buch verfaßt wird, daß eine einzigartige Statue dasteht, ist, worauf es ankommt, nicht auf die Interessen der Museumsbesucher und Leser. Wenn ein in der Wüste verschollener Griechentempel einstürzt, so hat der Erdball eine seiner Herrlichkeiten verloren, in Gottes Gesicht ist ein Zug verlöscht, eine Idee ist tot; und der Ästhet trauert bei solcher Vorstellung. Die Augen des Zweckmenschen dagegen bleiben trocken.

Nun die zweite Vorfrage. Welchen Wert hat das Menschenexemplar, sofern es nicht besondere Gestalt verkörpert? Das Exemplar als solches? Der quantitativ Denkende antwortet: einen unmeßbar hohen; denn da ihm die Erhaltung und Mehrung seiner Gruppe am Herzen liegt, muß ihm jede Nummer wichtig sein. Jedes Individuum kann für die Gesellschaft irgendwie noch brauchbar gemacht werden (der „brauchbare Staatsbürger"

Digitized by Google

ist ein Begriff, den kein Mimet aus seinem Munde bringt), und geschieht nur das, was liegt daran, ob eins der Individuen etwas erbaulicher oder abscheulicher ausschaut?

Ganz entgegengesetzt urteilt da der Ästhet — wofern nicht etwa das Genie eines Dostojewski in ihm lebt, auch noch in der verlorensten Menschenseele eigentümliche Kleinodien aufzuspüren. Er wertet das Menschenexemplar als bloßes Exemplar — auf Null. Ob ein Leben überhaupt Wert haben soll, darüber entscheidet allein seine Führung; stört sie das Konzert des Allebens, so wird die Abschätzung negativ. Wozu müssen Fehlgeburten auf der Erde wimmeln und die reine Schönheit entstellen? Weit besser, der Welt bliebe ihr widriger Anblick ganz erspart.

Mit den Vorfragen sind nun die beiden Hauptfragen leicht erledigt. Geht Personalwert stets über Sachwert, so weit dieser Formwert ist? Der Ästhet leugnet's und zeigt sich hier als Sachethiker; Personalethiker ist in dieser Hinsicht der Praktische.

Anderseits aber: hat sich die Persönlichkeit unter allen Umständen einer „Sache", will sagen ihrer Aufgabe, unterzuordnen? Das bejaht der Zweckmensch; ja, eine andere Möglichkeit, sein Dasein zu erhöhen, läßt er grundsätzlich nicht gelten. Selbstvervollkommnung, so meint Wilhelm Wundt, könne gar nichts anderes bedeuten als immer bessere Waffnung für Leistungen. Dann freilich wäre der Spezialist die wahre Vollnatur, nicht der allseitig und harmonisch ausgebildete Charakter. Hat unsre Existenz soviel Wert, wie sie für die Ziele der Gruppe Dienst tut: dann schmieden wir uns am besten in tüchtige Werkzeuge um. „Man erziehe die Mädchen zu Müttern, die Knaben zu Dienern"; „mache ein Organ aus dir und erwarte, was für eine Stelle dir die Menschheit im allgemeinen Leben wohlmeinend zugestehen werde!" So empfiehlt Goethe, der Mimet von Anlage und Erhaltungsmensch von Überzeugung, der, nebenbei bemerkt, nicht sein unbedeutendstes Talentchen verkümmern lassen mochte und seine herrlichste Sonderkraft jahrelang rosten ließ, um als

Digitized by Google

Hofmann sich zu drehen und dilettantisch wider Newton zu streiten. Wir anderen, sofern wir mit Bewußtsein mimetisch denken, genießen eben das an unsrem großen Dichter, was er als objektiver Richter an sich selber getadelt hätte: sein freies Leben nach allen Seiten. Nie möchten wir Instrumente unsres Berufs werden, suchen vielmehr noch, unsre Berufstätigkeit in die Sphäre leichten Spiels emporzuheben. Denn uns ist das umfangende Ganze keine zweckesgierige Maschine, als deren winzigstes Rädchen uns stolz zu fühlen wir die Pflicht hätten; eher ein formenbuntes Gefilde, das wir, uns selber schmückend, gerne schmücken möchten. In dieser Hinsicht sind die Charakterethiker notwendig zugleich Ethiker der Persönlichkeit und die Ethiker der Pflicht auch Sachethiker. Meiden wir darum besser so zweideutige Titel.

10.

Ein rechter Antäus ist der Eudämonismus; von einem Herakles nach dem anderen niedergeschlagen, gewinnt er immer wieder aus dem Mutterboden irdener Begehrungen neue Kraft. Daß wir ihn verwerfen müssen, leuchtet ein; zunächst sahen wir: ein objektiver Oberwert ist das „Glück" gar nicht. Sodann: wäre es einer, seine Gestalten wären so mannigfach, daß eine allgemeingültige Ethik aus dem eudämonistischen Prinzip sich nicht hervorziehen ließe. Aber das Prinzip ist überdies unpsychologisch, während es doch auf Psychologie sich zu stützen wähnt. Denn zwar trachtet jeder einzelne brennend nach eigenem Glück und nach dem Glück der wenigen, die er liebt; aber eine Lehre, die den einzelnen anwiese, wie er persönlich am sichersten glücklich würde, wäre Doktrin der Lebenskunst, nicht Ethik; nach Kant hat niemand mehr nötig, das zu zeigen. Und nach dem Glück der vielen wiederum begehrt kein einziger Mensch. Wir Sittlichgesinnten wollen ein starkes Vaterland, Kultur, Zivilisation, Ehre unseres Standes, alle möglichen überindividuellen Güter; aber nach Erhöhung der allgemeinen Lustsumme hat noch niemals ein lebendiges Gemüt lebendig verlangt; jeder denkt bei sich, es

Digitized by Google

schade wenig, wenn die andern ebensogut ihr Pack zu schleppen haben wie er selber; gewiß, wo wir herzergreifendes Leid sehen, möchten wir helfen, sofern wir gutgeartet sind und Sympathie kennen; aber von der Wertung mitleidiger Regungen ist es weit bis zu der Begründung aller moralischen Triebe auf den Wunsch nach dem größtmöglichen Glücke der größten Zahl. Welche unerrechenbaren Rechenexempel nebenbei dem, der den guten Willen zu solchem Wunsche hätte, die Formel Benthams aufzwänge, ist oft gezeigt worden, sehr ausführlich und fein zum Beispiel von Simmel; uns bleibt da nichts hinzuzufügen. Nun meint zwar Goldscheid alle Wirrnisse zu meiden, indem er für das höchstmögliche Glück der meisten das mindestmögliche Elend der wenigsten als Ziel der Sittlichkeit einsetzt; der Kalkül wird so etwas einfacher, das ist richtig (obschon immer noch nicht zweifelsfrei); aber dafür springt im System ein neuer Riß auf. Der soziale Eudämonist muß nämlich zugleich Optimist sein; nähme er an, das Leiden überwöge alles in allem notwendig die Lust, dann könnte er ja von seinem Standpunkte aus nur noch einen Rat geben: das ganze schlechte Lebensgeschäft durch allgemeinen Freitod zu liquidieren. Ist jedoch mindestens die Möglichkeit gegeben, die Lustsumme über die Unlustsumme hinauszusteigern: so liegt gar kein Grund vor, die Vermeidung eines Schmerzes prinzipiell höher zu werten als den Gewinn einer Freude; für den einzelnen nicht und ebensowenig für die Menge.

Gegen alle Einwände ziehen sich die sozialen Eudämonisten (wie Sidgwick, Kreibig oder Becher) auf die Gewißheit zurück: daß die „sittlich" genannten Antriebe im großen und ganzen die Tendenz haben, das allgemeine Glück zu fördern, das allgemeine Leiden zu mildern; ob der Sittliche einer solchen Absicht bei seinem Tun sich ausdrücklich bewußt sei und ob die Bilanz zwischen Plus- und Minuserfolgen im einzelnen immer erwünscht ausfalle, sei mehr oder minder gleichgültig. Wenn aber nur jene Gewißheit selber so gewiß wäre! Humanität und Gutherzigkeit beglückt; wären so schöne

Digitized by Google

Eigenschaften allgemein verbreitet, die Welt würde mehr Freuden und weniger Schmerzen erfahren als bisher, zweifellos. Aber sind das die einzigen Tugenden, die einen Charakter ehren? Ist mildes mit pflichtmäßigem Handeln ohne weiteres einerlei? Und Pflichttreue kann das Leben gründlich säuern — auch den „anderen"! Als rechten Kardinalvorzug dagegen müßten die sozialen Hedonisten die Selbstbescheidung auf allen Gebieten ansehen. Glücklich wird und macht, wer nie mehr erstrebt, als er vermag. Die Pflicht gebiete Überspannung der Kräfte, ein Ideal heische Nacheiferung bis zum Unmöglichen: das Glück aber wird durch satte Selbstzufriedenheit garantiert; sind alle Bürger eines Staates selbstzufrieden und satt, jeder in seinem Winkel, so gedeiht zwar weder Leben und Größe des Gemeinwesens, noch erblüht geistige Gestaltenfülle; aber ein möglichst großes Maß an Vergnüglichkeit wird der möglichst großen Anzahl von Menschen sicher gewährt. Und es komme da keiner mit Aristoteles' und Mills berühmter Unterscheidung zwischen höheren und niederen Genüssen, von denen jene, nur den Stolzerstrebenden zugänglich, ohne Zweifel zugleich die stärkeren wären. Setzen wir, es sei so: jedenfalls sind sie nur für wenige da; bloß ein individualistischer Eudämonismus also, nicht der soziale, könnte mit der Überordnung menschenwürdiger über „schweinische" Lust arbeiten. Der einzelne Denker mag sich in geistiger Atmosphäre am wohlsten fühlen und daher die Kultur überzeugt bejahen; käme es auf die Wonne der vielen an, so wäre vielleicht doch Tahiti das rechte Utopien der Benthamschüler. Mindestens in einem Bereiche widerstreben die Regeln unserer europäischen Moral aufs härteste dem Glücke der großen Zahl: ich meine das geschlechtliche. Und gerade hier wäre es so leicht, Gesetze abzufassen, deren Befolgung alle Welt beseligen müßte. Es werde die Eifersucht eingedämmt, die vom Geliebten Treue und von der Braut Reinheit verlangt; Jugenderziehung könnte da viel leisten, denn — wie das Beispiel der Japaner und unserer Literaten und Künstler beweist — um einen eingeborenen und unausrottbaren Urtrieb der

Digitized by Google

Menschlichkeit handelt sich's durchaus nicht bei dem Begehren, der „Einzige" zu sein. Alsdann verbreite man die passendsten Mittel gegen Empfängnis überall. Man sorge drittens, daß endlich einmal die venerischen Krankheiten wirksam bekämpft werden. Man mache viertens Eheschließungen und Scheidungen so leicht, daß beides den Charakter eines heiteren Gesellschaftsspieles gewinne. Und man schreibe schließlich über jede Schlafzimmertüre den erbaulichen Spruch Sardanapals. Alsbald werden sich die seligen Inseln aus dem Meere heben; die Hälfte des irdischen Jammers verstummt; und die Menschheit gleicht einem entzückten Taubenschlage. Sehr lange freilich dauern die Tänze nicht; in ein paar Jahrtausenden wird unser Geschlecht aussterben — und unsere Kultur vermutlich schon binnen eines Jahrhunderts. Aber was macht das aus — wenn wirklich das Glück letztes Ziel ist?

Doch genug: daß der Eudämonismus, sozialer wie individueller, eine falsche, ja unmögliche Ethik ist, nehme ich für erwiesen; wen meine flüchtigen Bemerkungen nicht überzeugen, den verweise ich auf die ausführlichen Darlegungen bei Wundt, Paulsen, Unold, Gomperz, Lipps, Wentscher, Hensel oder Eisler.

Sobald der soziale Eudämonist sein eigentliches Ziel wirklich scharf ins Auge faßt, wandelt es sich ihm unvermerkt. Mit dem Glück der vielen fing er an; geschwind muß er merken, daß ihm der schwankende Begriff in den Händen zerfließt; er kommt zunächst zum Wohle der vielen; aber auch damit weiß er nichts Rechtes zu machen; was dem einen Eule, ist dem anderen Nachtigall; und welche Vorschriften oder Ideale dem Wohle vieler einzelner aufhelfen, läßt sich allgemeingültig nicht angeben. So gleitet er unvermerkt zum Wohle der Gesamtheit über; also denn: der Gesellschaft. Und damit sind wir bei der gewöhnlichen Erhaltungsethik glücklich wieder angelangt.

Und nun der „individualistische" Eudämonismus? Schon im Altertum, dessen eigentliche Lieblingslehre er war, sah man den Doppelfehler seiner ursprünglichen Gestalt: daß für die

Digitized by Google

Lustmehrung überpersönliche Verbindlichkeiten nicht behauptet werden konnten und daß etwaige Regeln dafür nur Klugheitsmaximen sein würden und somit nur eine Technik, keine Ethik bilden könnten. Man suchte demnach früh zu bessern. Das „wahre" Glück steht über der „Lust". Kann es nun von außen kommen? Die griechischen Denker leugneten das: denn was dem bloßen Zufall preisgegeben, begründe nicht echte Eudämonie. Eine Petitio principii freilich: denn im Begriffe der Eudämonie liegt keineswegs, daß sie vom Zufall unabhängig sei. Wohl aber wäre, wenn der Zufall die Seligkeit meisterte, kein strenges System derselben, also keine eudämonistische Ethik möglich. Soll es die geben, so muß hiernach die Quelle des wahren Glücks im Menschen selber springen. Seinem Handeln entfließt sie nicht, auch nicht der Pflichterfüllung, wie gute Leute und schlechte Psychologen mitunter behaupten; man kann das Rechte sehr ungern, sehr freudlos, sehr unbelohnt, auch durch Befriedigung des Gewissens nicht hinreichend belohnt — und dennoch tun; man sehnt sich vielleicht noch spät nach versäumten Sünden und ist trotzdem entschlossen, sie auch künftig zu versäumen; entschlossen — und traurig. Also das sittliche Tun macht nicht glücklich. Soll mithin die Eudämonie dennoch aus der eigenen Seele stammen, so muß der Charakter ihr Boden sein. Das aber bleibt ohne Zweifel wahr: ein echter Weiser ist, wer auch im Sturme lächeln und, wenn das Elend ihm über den Kopf schwillt, heiter sterben kann. Demnach gibt es entweder überhaupt keine Ethik der persönlichen Eudämonie — oder sie ist Charakterethik. Nur daß sie deren letzten Gehalt nicht sicher greift. Sie tut, als wäre die Formung des eigenen Wesens eigentlich nur ein Mittel, um glücklich zu sein; während umgekehrt jene Formung das höchste Gut sein muß und das mit ihr verbundene Maß an Seligkeit dankbar als Zugabe hingenommen wird (als *ἐπιγεννημα* [Diog. Laërt. VII, 1, 94], wie die Stoiker die Lust benannten). Im Ernste aber dachten die alten Eudämonisten ja nicht anders. Wenn sie ihr Bild des Weisen malen: wer sieht nicht, daß dessen Schönheit und

Digitized by Google

Seelenfülle allein sie begeistert? Plato und Aristoteles, Epikur im Grunde so gut wie Chrysippos und Zeno? Wenn Plato zu zeigen meint, daß der schlimme Tyrann der allerunglückseligste der Menschen sei, so zeigt er in Wahrheit nur die Mißgeschaffenheit und Krankheit der bösen Seele. Nun gibt es ja schmerzlose Krankheiten und grausige Kuren; also nicht jedesmal ein Glück, sondern nur eine Genesung bedeutet sittliche Besserung, das aber heißt: die Herstellung reiner Menschenform. Wenn Aristoteles lehrt, jedem Wesen sei Glückseligkeit, seiner eigensten Natur gemäß zu leben, und deshalb könne kein Mensch durch tierisches Leben glücklich werden: so lehrt er mehr, als er (und John Stuart Mill) weiß. Ob nicht jedem menschlichen Individuum sein individuelles Wohl entspricht, und ob es nicht Individuen gibt, deren individuelles Wohl dem Wohl eines gutgenährten Schweines mehr ähnelt als dem eines Weisen: das muß die Erfahrung zeigen. Aber eines weiß der Philosoph: es gibt menschenwürdige Gestaltungen des Charakters und solche, die es verdienen, als Fehlgeburten ausgemerzt zu werden; denn ein Schwein in menschlicher Maske ist dem Reinen widerlich anzuschauen. Wenn Zeno behauptet, der wahre Weise wäre selbst unter Martern glückselig: so ist das eine höchst geistreiche Phrase, geschmiedet, um die Eudämonie mit dem Charakter in unlöslichen Zusammenhang zu klammern, nicht, um wörtlich geglaubt zu werden. Und Epikuros endlich in seinem Garten: er wollte sein Wesen im Stillen reifen lassen und, unbeeinflußt vom Drange der Umwelt, werden, was er war; Künstlertum an der eigenen Seele: das war seine „Hedone". Genau so denkt auch noch sein jüngster Schüler, Ludwig Feuerbach: „Die Sittlichkeit ist nichts anderes als die wahre, vollkommene, gesunde Natur des Menschen; die Fehler, die Sünden, die Laster nichts anderes als eine Unvollkommenheit, eine Regelwidrigkeit, oft wahre Mißgeburt der menschlichen Natur." In diesem — und nur in diesem — Sinne „gibt es keine Glückseligkeit ohne Tugend" und „keine Tugend ohne Glückseligkeit".

Digitized by Google

II.

Mancher zielstrebig gesinnte Denker scheint Unbehagen bei der Vorstellung zu fühlen, daß alle Mühe und Plage schließlich auf nichts hinauslaufen solle als auf die Erhaltung der Gemeinschaft. Solche verschämten Erhaltungsethiker nun haben wir vor uns, wo von „Kulturethik" die Rede ist. Der Name Zivilisationsethik würde uns besser passen; denn die Güter der Bildung nannten wir ja Kultur, sofern sie als Ausdruck des Volksgeistes zweckfrei sich gaben; und nun ist keinerlei Gesetz oder Ideal zu denken, das Geist und Geistesausdruck fördern könnte; meinen eigenen Geist kann ich kultivieren, freilich; und geht die Sittenlehre darauf hinaus, so ist sie einfach Charakterethik; fremde Geister kultiviere ich allenfalls als Pädagog, nicht als moralischer Mensch; am allgemeinen Geiste kann ich nicht meißeln; der entwickelt sich in Millionen von Leibern, wie er muß. Sofern dagegen die Kulturgüter die Gesellschaft erhalten, also zu Zivilisationsgütern werden, kann allerdings jeder zu ihrer Verwirklichung beitragen, und zwar durch fleißige Berufsarbeit. Röntgenstrahlen und Diphtherieserum sind Kulturergebnisse, sofern man von ihrer Entdeckung spricht, Zivilisationsmittel, sofern man ihre Anwendung an Krankenbetten bedenkt. Nun hilft keine Mahnung und kein guter Wille dazu, daß Naturkräfte entdeckt werden; daß aber die entdeckten emsig ausgenutzt werden, um möglichst viele Patienten zu heilen, das kann redliches Bemühen zuwege bringen, Lässigkeit vereiteln. Jeder gewissenhafte Schneider und Schuster steht im Dienste der Zivilisation und „soll" für die Bekleidung seiner Mitbürger nach besten Kräften sorgen; die Mode dagegen, nach der er sich richtet, ist als Manifestation der Kultur von Moral frei. Ebenso frei wie die Kunst etwa des Dichters und des Schauspielers; für Abfassung und Auffassung von Tragödien gibt es keine ethischen Rezepte. Dagegen hat jeder Theaterdirektor die zivilisatorische Schuldigkeit, dem Publikum Gutes vorzuführen. Und so auf allen Gebieten. Es folgt: die Zivilisationsethik ist jene Spielart der Pflichtethik, die den Imperativ des Berufs gegenüber anderen

Digitized by Google

Paragraphen des Moralgesetzes stark hervorhebt und den Wert der Arbeit höher schätzt als z. B. den der Freigebigkeit oder der Keuschheit. Da es nun Kulturethik im strengen Wortsinne nicht geben kann und alle Zivilisation der Erhaltung der Gesellschaft dient: so ist es wenig konsequent, wenn Anhänger der Richtung — z. B. Wundt, Windelband und Bergemann — dergleichen tun, als wäre das bloße Bestehen der Volkheit ein ungenügendes Oberziel für das sittliche Handeln. Da ist der eigentliche Vater der Ethik der Zivilisation, Johann Gottlieb Fichte, bereits zu hellerer Klarheit vorgedrungen; er weiß, eine höhere irdische Aufgabe läßt sich der Menschheit, sofern sie praktischen Zwecken nachjagen und Pflichtgeboten folgen soll, überhaupt nicht setzen als die volle Beherrschung der Natur. Von einer überirdischen Bestimmung des Menschen, als welche dem Reiche des Glaubens angehört, sehen wir freilich im Gegensatze zu dem großen Prediger-Philosophen ab. Auch den zauberreichen Kulturtraum Ernst Renans lassen wir auf sich beruhen. Dem tiefsinnigen französischen Ästheten schwebte als äußerstes Ziel alles Lebens das Verschmelzen der Einzelbewußtseine zu einer göttlichen Harmonie vor; zu einer denkenden Einheit, der als Leib die organisierte Gesamtmaterie der Welt dienen müßte. In dieser Ewigkeitsbahn ein Schritt ist menschliche Kultur; ihn mitzuschreiten: Sittlichkeit. Der Gedanke, angeregt ohne Zweifel von Kant, Fichte und Hegel, ist kühn und hat auch wieder deutsche Denker gelockt, ihn nachzudenken. Indessen: kann er Ethik, kann er insbesondere Kulturethik begründen? Was soll nur der einzelne zur Integration des Gesamtgeistes leisten? Sich selber so hoch und reich entfalten, wie er irgend vermag? Dazu möchte die Charakterethik führen: aber isoliert persönliche Fülle nicht eher die Einzelgeister, als daß sie verbände? Oder gilt es, der Zivilisation mit rechtem Eifer zu dienen? Dann haben wir wieder die gemeine Zivilisationsethik mit einer prachtvollen Fassade vor uns stehen. Und woher wissen wir, ob unsere Bildung und wir als ihre Sklaven gerade den richtigen Weg zum Endziele einschlagen? Den

Digitized by Google

weiß die Entwicklung selber? Und so wäre es sittlich, jeder geistigen Strömung, die uns mitreißen will, frei uns hinzugeben? Etwa gar jeder Tagesmode? Man sieht, als Ethiker dürfen wir Renans Idee unberücksichtigt lassen. Erst recht aber Eduard von Hartmanns „absolute" Moral. Die Selbsterlösung des Unbewußten interessiert uns nur literarisch. Wir halten uns lieber an dasjenige ethische Prinzip, das dem Ästhetenfeinde für das letzte empirisch begründbare gilt. Und das ist erdbezwingende, menschenmehrende, menschenbereichernde Zivilisation; dieser seltsame Schüler des beschaulichen Schopenhauer wird nicht müde, uns die Großartigkeit der industriellen Arbeitshölle, die Vorzüglichkeit der würgenden Konkurrenz, den Segen wimmelnder Volksmassen anzupreisen. Nicht, wie das Evangelium einst lehrte, durch Pistis und Agape, auch nicht durch Liebe oder Kunst, wie Schiller meinte, sondern durch weltüberwindende Technik werden wir Göttern gleich; so denkt auch Hugo Dingler, einer der neuesten Propheten der zivilisatorischen Sittenlehre; Rudolf Goldscheid, der Ethiker der „Menschenökonomie", und der ärztlich gesonnene Wilhelm Stern stimmen ein. Und der amerikanisierte Fichtejünger Hugo Münsterberg formt sich sein Leibwort nach dem bissigen Swift, der neben dem bissigen Voltaire das rationale Jahrhundert schriftstellerisch am glänzendsten repräsentierte: „Wo ein Grashalm wuchs und nun zwei wachsen, wo ein Schienenstrang das Tal durchzog und nun zweie sich strecken, wo ein Schornstein rauchte und nun tausend Schlote von nützlicher Arbeit zeugen, da ist ein schlechthin gültiger Fortschritt vollzogen, durch den die Welt besser und wertvoller geworden ist." Jetzt bleibt noch übrig, den Ruf zur Arbeit naturwissenschaftlich umzuformen; und der nagelneue „energetische Imperativ" ist geschmiedet: „Vergeude keine Energie, verwerte sie." Hier mündet die Zivilisationsethik in gewöhnliche Erhaltungsethik aus; wie sie es überall tun wird, wo nicht falsche Scham ihren Bekennern hallende Wörter auf die Lippen zwingt. (Daß Wilhelm Ostwald persönlich für das Glück als Oberzweck alles Strebens sich entscheidet, tut nichts zur Sache.)

Digitized by Google

Nun hat die praktische Ethik der Zivilisation, als welche die Pflicht zu nützlicher Berufsarbeit im Dienste der Volkheit über alle Pflichten hebt, ihr ästhetisches Gegenbild. Nur im Tun entfaltet sich der Charakter — wie alles Lebendige in Bewegung sich offenbart. Und so darf sich denn die Ethik des Mimeten auf die Wertung zuspitzen: daß freies Tummeln tätiger Kräfte jedem einzelnen höchstes Gut sein müsse. Wie Geste zu Zweckbewegung, wie Kultur zu Zivilisation, wie Spiel zu Geschäft, so verhält sich Tätigkeit zu Arbeit. Die Wendung der Charakterethik zu einer Ethik angemessener Tätigkeit ist mithin ganz natürlich — und war bei optimistischen Ästheten seit Aristoteles immer beliebt; unter ihren modernsten Vertretern wären etwa Guyau und Paulsen zu erwähnen.

12.

Die Lehre von der Entwicklung der lebendigen Formen auseinander hat wie alle Geisteswissenschaften auch die Ethik beeinflußt; und so begegnen uns seit fünfzig Jahren in moralphilosophischen Traktaten zwei neue Begriffe: Züchtung und Anpassung.

Daß alle Sittlichkeit Anpassung sei, hat zuerst Herbert Spencer deutlich ausgesprochen und geistvoll durchgeführt; wir aber haben für unsere Zwecke drei logische Möglichkeiten scharf zu scheiden, die bei dem großen Evolutionstheoretiker zusammenspielen. Entweder nämlich bleibt das System der ethischen Werte (das uns allein beschäftigt) von der Neuerung ganz unberührt; Sittlichkeit ist — was immer sie auch sonst sein würde; und nur ihre Entstehung wird erklärt, indem sie als Anpassung der Völker an ihre Lebensbedingungen gedeutet wird. Von dieser Ansicht, mag sie nun richtig oder falsch sein, dürfen wir in unserem Zusammenhange völlig absehen. Oder es ist das oberste sittliche Gut selber Anpassung der Gesellschaft an ihre Umwelt. Ist dann aber dieses Gut nicht genau das gleiche wie unser altes, Erhaltung und Wachstum nämlich der Gesellschaft, nur modisch aufgeputzt? Ich wenigstens

Digitized by Google

sehe keinen Unterschied. Oder drittens: sittliches Ziel ist, daß die einzelnen sich den Bedürfnissen der Gesellschaft anpassen. Doch läuft auch diese Formulierung wieder auf die gewohnte Pflichtethik hinaus; denn wozu bedarf die Gesellschaft der Hilfe ihrer Mitglieder? Zum Bestehen und Gedeihen. Man sieht, vom Begriffe der Adaptation aus kommt kein Ethiker zu fremdartigen Bauten.

Eher vielleicht stürzt das Ideal der Züchtung höherer Menschheit die üblichen ethischen Vorstellungen. Nietzsches Traumbild vom Übermenschen und die Arierphantasien derer um Gobineau haben gesonnt und geregnet; nun sprießt ein lustiger Flor von bunten Vorschlägen aus allen Mistbeeten. Die Gesetze freilich, die dem Privatmenschen vor die Augen gehängt werden, sind nur Übersteigerungen jener alten Imperative, die als „Pflichten gegen sich selbst" in allen Codices der Erhaltungsethiken glänzen. „Lebe mäßig!" so hieß es früher; lebe abstinent, um in deiner Person und durch gesunde Nachkommen die Volkskraft zu stärken! rufen die jungen Propheten; sehr zum Mißvergnügen aller ästhetisch Wertenden, deren Ideal Selbstbeherrschung im reichen Wechsel mannigfachen Genießens fordert. Aber die Zweckgläubigen verlangen noch mehr; man soll nicht nur so im allgemeinen das liebliche Gift des Alkohols meiden; nein, man hat die Pflicht, dem Guttemplerorden beizutreten und ein ausdrückliches Gelübde auf Enthaltsamkeit abzulegen: und zwar um des begeisternden Beispieles willen. Kein Vorschlag aber könnte dem Ästheten widriger sein als der: sich nützlicher Zwecke halber für alle Zukunft auf einförmiges Handeln festzulegen. Derselbe Gegensatz der Auffassungen wiederholt sich anläßlich der zweiten Forderung der Rassenethiker: als Gesunder eine Gesunde zu heiraten und möglichst viele gesunde Kinder zu erzeugen, als Kranker ledig zu bleiben. Wer anders handelt, wird von den Eifrigen wie ein Verräter, ja wie ein Mörder der Zukunft seines Volkes gebrandmarkt. Man sieht, die Mediziner sind nicht allerorten so tolerant und milde wie in modernen Gesellschaftsdramen. Wer nun aber zweckfremd empfindet,

Digitized by Google

für den gibt es nichts Greulicheres als diese Art, die vertrautesten Verhältnisse unter Menschen, ausgerechnet Liebe und Ehe, mit hygienischen Scheinwerfern zu beleuchten. Denn der Ästhet heiratet nicht um der Zukunft seines Stammes willen, sondern weil er seinem Wesen Ergänzung sucht. Mag der Nachwuchs für sich selber sorgen: vorausberechnen läßt sich ja doch nichts. Er rechnet nicht, der Irrationale; er genießt, was harmonisch klingt; der Lieder Ende überläßt er Gott.

Im übrigen würden die Rassenethiker ihm soweit zustimmen, als auch sie annehmen, der einzelne könne für ihre Absichten wenig leisten. Soll in ihrem Sinne gearbeitet werden, so muß man den Gesamtwillen in Bewegung setzen; und es wird, wie Goldscheid sagt, zur eigentlichen Aufgabe der Ethik, diejenige Organisation der Gesellschaft festzustellen, die günstige Entwicklungen ermöglicht; für die Erzwingung des nötigen Verhaltens ihrer Mitglieder sorgt dann die einmal geordnete Gesellschaft weiter, durch pädagogische und juristische Mittel. Aus Ethik ist also unvermerkt Politik geworden; aber freilich eine Politik, die alle bisherigen moralischen Wertungen stark ins Schwanken bringt; kein mimetisch gestimmter Mensch wird sie irgendwie billigen können; denn sie mutet unsern natürlichen Sympathiegefühlen, unserm Freiheitsdrange und unserm Verlangen nach ungestörtem Durchleben persönlicher Liebesgemeinschaft ganz Unerträgliches zu — um jenes kommenden Aufschwunges der Rassenherrlichkeit willen. Diese Politik strebt also einseitig in die Zukunft, ist auf errechneten Fortschritt gerichtet, ist demnach ausschließlich Sache praktischer Geister. Müßte man nur nicht sagen: praktischer Phantasten! Denn wer garantiert uns, daß sie wirkt, wie sie soll?

Zunächst muß die Humanität, zu der die Menschheit sich langsam emporgearbeitet hat, über den Haufen. „Eigentlich haben doch auch die Kranken das größte Anrecht darauf, sichergestellt zu werden!“ „Na, da haben wir's. Gerade die Anschauung macht die menschliche Gesellschaft zu einem Krankenhause!“ Wie Ibsens Doktor Rank denken unsere

Digitized by Google

Rassenethiker alle. Besonders auch, weil ein Stamm, in dem die Selektion ihre Schere nicht braucht, vergeilt. Weismann zeigt, daß die Panmixie jede Art herunterbringt, nicht etwa bloß ihr den Aufstieg über das erreichte Niveau hinaus sperrt. Also Tod der individuellen Hygiene um der Hygiene des Ganzen willen! Woltmann und Schallmayer wären mit der Losung einverstanden. Allein das alles klingt noch trocken. Wer sich an Ungewohntem recht ergötzen will, muß die Utopien der Lapouge und Ehrenfels lesen. Da wird die Frage klipp und klar gestellt, durch welche Mittel wir den fördersamsten Nachwuchs erbrüten. Und die Antwort: wenn der bestgeratene Mann möglichst viele wohlgeratene Weiber zur Befruchtung bekommt — und die minder prächtigen Hähne sich mit dem Abhub begnügen müssen; für die sind dann Mittel erfunden, um die Schwängerung zu hindern; aufgezogen werden nur die Küken der erlesenen Sorte. Das wieder setzt eine Organisation der Frauen zum Zwecke gemeinsamer Familiengründung nach Mutterrecht voraus; in fidelen Klöstern leben die appetitlichsten Hennen zusammen; man besucht sich, man promeniert, man unterhält sich aufs beste — und der Sieger im Sporenkampf geht mit dem Bewußtsein, dem Vaterlande und der Rasse gedient zu haben, in sein Junggesellennest heim. Die glückliche Folge aber: eine ganze Welt voll kleiner Leutnants und Assessoren (ein künftiger Schiller oder Nietzsche ist schwerlich zu befürchten).

Wie man's auch wendet, man sieht klar: die neueste Abart quantitativer Wertungsweise wird uns nicht veranlassen, von unserm Satze abzugehen, daß es zwei richtig gebaute ethische Systeme geben könne; zwei allerdings; aber auch nur diese beiden.

13.

Andere Gegensatzpaare als das unsrige hat man ins Duell zu treiben gesucht, indem man besonderen Ständen besondere Ethiken zuwies.

Die Antithese Herbert Spencers ist die zwischen einer

Digitized by Google

Krieger- und einer Industriemoral. Soll man freilich von Antithese reden? So recht „moralisch“ kommt dem Engländer nur das eine System vor. Also denn: aus der Unmoral der kriegerischen Welt entwickelt sich die Moral der händlerischen; und diese Entwicklung geschieht durch wachsende Anpassung der Menschenbestie an den geselligen Zustand. Die Anpassung ist vollendet und die vollkommene Sittlichkeit erreicht, wenn erst gegenseitige Hilfe und freier Zusammenschluß der Kräfte zu nützlicher Arbeit allgemein geworden ist. Dann schädigt niemand mehr den Nachbarn, auch kein Staat mehr den andern; jeder unterstützt seinesgleichen und weiß sich seinerseits jedes Beistandes sicher; diese Sicherheit läuft in universale Glückseligkeit aus (soweit bleibt Spencer in Benthams Banne; wir würden lieber sagen: in universales Gedeihen); Wohlbefinden (wir sagen Wohlfahrt) ist letztes Oberziel; es seinen Gliedern (der Gesellschaft, so formulieren wir) zu schaffen ist Aufgabe des Staates. Das Mittel dazu: das fleißige Zusammenwirken aller (also das gleiche wie bei den Kulturethikern); und die Bedingung, damit ein Tun, das Werte zeugt, auch in wertvoller Weise geschehe: die Freiheit; wir erinnern daran, wie wichtig jeder Pflichtethiker die Anerkennung des freien Willens nimmt; der demokratische Parteimann versetzt die Kantische Autonomie aus metaphysischen Sphären in soziale Niederungen. Das die Ingredienzien dieser Fabrikantenethik; eine wesentlich andere Lehre als die gewohnte Ethik der Erhaltung läßt sich daraus nicht erkochen. Die Neigung zur Demokratie kennen wir am quantitativ wertenden Menschen bereits; der politische Zug charakterisiert den Engländer, der manchesterliche den modernen Bewunderer geschwinder Dampfer und eleganter Waterclosets; die pazifistische Sehnsucht schwebt als idealer Himmel über den meisten Zukunftsvisionen praktischer Geister, sofern sie gut und milde denken. Nichts hindert uns mithin; wir können Spencer ganz ruhig mit unsern übrigen Erhaltungsethikern in eine Reihe stellen.

Aber nun das Gegenbild des tugendhaften Industriellen,

Digitized by Google

der Krieger: soll dem gar kein sittliches Gut bleiben? Man sucht umsonst danach. An einer Stelle (Princ. of Soc., II, S. 595f.) scheint eines aufzublitzen. Im Industrieparadies ist der Staat für seine Bürger da; in der militaristischen Hölle der Bürger für den Staat. Das klingt fast nach Sombarts Unterscheidung des Helden vom Händler; jener soll — frei nach Zarathustra — fragen: was kann ich dir geben, o Leben? („o Staat", hieße es nach dem Händlerphilosophen); dieser: was, Leben („was, Staat"), gibst du mir? Aber es ist dennoch ganz anders gemeint. Denn der Krieger Spencers schenkt sich ja nicht freiwillig dem Gemeinwesen. Er wird durch die Selbstsucht seiner Herrscher dem Moloch geopfert. Der freien Kooperation tritt nicht freie Hingabe, sondern Machtgier und Knechtung, der gegenseitigen Hilfe nicht einsames Sichauswirken, sondern Feindschaft und Blutgier gegenüber. Also kurz, es bleibt dabei: eine Heldenmoral gibt es nicht, nur eine Heldenunmoral.

Umgekehrt! ruft Friedrich Nietzsche. Was der Krämer Fortschritt nennt, das ist für den Ästheten gerade Verkümmerung; ist der Sklavenaufstand in der Moral! So vielmehr gestalten wir die Antithese: nicht nach Glück fragen wir, sondern nach unserm Werke (also nach Form); nicht technische Arbeit ist der Weg zum Ziele, sondern der Mensch der Pracht unseres Ideales Inhalt; nicht demokratische Gleichheit, sondern das Pathos der Distanz ist's, was wir preisen; nicht freies Zusammenwirken, sondern Selbstzucht und strenge Einsamkeit; nicht Wechselhilfe, sondern Härte; nicht Liebe, sondern Stolz; nicht Frieden, sondern Krieg.

Der Praktische erhofft von ferner Zukunft eine selige Völkermesse, der Ästhet verkleidet sich als Krieger und schaut seine Vorbilder in der Vergangenheit; allenfalls stellt er den Cobden und Gladstone seinen stählernen Bismarck entgegen; lieber noch blickt er auf die pantherschönen Ungeheuer Cesare Borgia oder Alkibiades; ja ein andermal schweift die dichterische Phantasie in Urwälder und sonnt sich am Blond und Weiß hochgewachsener und räuberischer Germanen. Dem

Digitized by Google

Ethiker der Technik tritt der der Menschenform, dem Vertreter der demokratischen, das aber ist: der Sklavenmoral, der Verkünder der Herrenmoral schroff gegenüber. Und es bleibt dennoch dabei: der alte Kampf zwischen dem praktisch und dem ästhetisch gerichteten Sittenlehrer geht weiter; nur tragen beide neue Masken.

Was aber gibt nun (abgesehen von luftigen Bizarrerien, die wir nicht allzuernst nehmen) der Ethik Nietzsches trotzdem ein so ganz eigenes Gepräge? Um das richtig zu beurteilen, müssen wir vor allem erwägen, was der Dichter des Zarathustra wollte und was er nicht wollte. Er wollte nicht (wie wir andern) die allgemein für gültig betrachteten sittlichen Urteile aus einem einheitlichen Prinzip ableiten, sondern wünschte, neuen Menschen Neues zu gebieten, Gesetzgeber zu sein, nicht erklärender Philosoph. Dadurch wird jedoch etwas Unerwartetes möglich. Er selber ist Ästhet durch und durch; aus ästhetischen Antrieben schreibt er seine Tafeln; aber der Oberwert seiner Tafeln gerät dann praktisch, weil es im Wesen jeder erdenklichen Gesetzgebung liegt, auf praktische Zwecke zu zielen. Im einzelnen geht das folgendermaßen zu. Der reizbare Künstler fühlte sich von den Menschen seiner Umgebung abgestoßen; vor den Geschöpfen, die er im Klima des mehr und mehr sich erhitzenden Kapitalismus heranwachsen sah, grauste ihm wie vor unreinem Gewürme. Weit besser gefielen ihm die Gestalten der großen Hellenen und der Renaissancemenschen einerseits, anderseits die Kimbern und Cherusker. Solche Figuren wieder auf die Bühne! Und am liebsten gar noch breitschulterigere Wesen, Übermenschen! Aus den Prämissen folgt eine Charakterethik antiker Art wie der Dreieckswinkelsatz aus dem Parallelenaxiom — wenn nämlich philosophisch gefolgert werden soll. Aber leider, dem Größenwahne des kranken Denkers genügte es nicht, folgernder Philosoph zu sein. Denn alle Philosophie bleibt ewig theoretisch und lebensferne; und so ist auch eine Charakterethik keine weltumwandelnde Macht. Macht jedoch ersehnte der Feuergeist, der zum Weltumwandler sich stark genug fühlte.

Digitized by Google

Er wünschte nicht, Ideale ins Museum zu stellen und Werturteile kühl danach zu ordnen; modelnde Gewalten sollten die Bilder seines Traumes werden; seine Moral wollte er nicht demonstrieren, sondern diktieren. Und damit springt seine Ethik ins Praktische über. Wie stellt man die verlangten Menschenfiguren her? Der luftige Wunsch, den Übermenschen zu zeugen und zu gebären, dürfte schwerlich hinreichen. Wo finden wir ein lebenskräftigeres Rezept? — Wir erschaffen eine neue Gesellschaft, in der die neue Rasse gezüchtet wird; erschaffen und erhalten sie. Damit also die begehrte Form ihr Dasein gewinne, orientieren wir die Ethik nach dem Oberwerte der Arterhaltung und Artentfaltung; nur handelt sichs um Entfaltung einer kommenden, statt der gegenwärtigen Art. Doch wie nun? wenn es vielleicht gar nötig würde, damit der Mensch der Pracht sich erheben könne, ihm als Unterbau ein Gewimmel dienender Herdentiere zu erziehen? Ein erdausnützendes, bescheidenes, kluges, verächtliches Über-China, gegen welches das neue Über-Hellas herrlich und furchtbar sich abzuheben Gelegenheit fände? Dann gälte es schließlich dennoch wieder, die Hygiene zur Königin im moralischen Reiche zu machen, wie unsre Rasseethiker wollten; nur aus anderen Gründen! Und also denn: es lebe die volkserhaltende Technik! Um ein köstliches Sein zu erzielen, schreibt der Philosoph den Politikern praktische Regeln vor. Mögen die einem Nutzen solches Ranges sogar die Kunst dienstbar machen! Wohlgemerkt jedoch immer: die Ableitung des Gesetzes aus dem quantitativen Grundprinzip schwebt bloß dem Gesetzgeber selber vor; die Unterworfenen sollen nichts als — gehorchen. Und so gründet ein ästhetischer Prophet aus ästhetischen Motiven eine Erhaltungsmoral; deren Anhänger aber sollen ihre Pflichten möglichst als fremde Imperative verstehen; sollen keine Schüler irgendeiner Ethik, sondern gehorsame Jünger werden; der Kirchenstifter bleibt in seiner Kirche zugleich der einzige Ethiker. Und außerhalb der Kirche, im Kämmerchen — legt er den Talar des Zweckdieners ab und freut sich betrachtend wieder seines ästhetischen Alltagskleides.

Digitized by Google

14.

Eine kurze Übersicht zeige, wie im Laufe der Geschichte die Charakterethik mit der Pflichtethik gewechselt hat.

Im Anfange, das hat man oft bemerkt, muß die Tat wegen ihres Nutzens oder Schadens für die Gemeinschaft geschätzt und verdammt worden sein; und erst allmählich leistete man sich den Luxus, die Gesinnung selber ohne Rücksicht auf ihre zufälligen Früchte zu werten. Man verbot also, was man für schädlich hielt, vor allem, was Götterrache ins Land ziehen konnte; man befahl, was nützte, namentlich religiöse Zeremonien, die himmlischen Segen, dem Täter nicht nur, sondern dem ganzen Stamme verhießen. Aber man leitete Gebote und Verbote nicht theoretisch ab; die Götter verlangten, die Sitte wollte, das Gesetz befahl. Die praktische Moral ist zunächst durch und durch heteronom, und interessiert uns deshalb nicht weiter. Die eigentliche Ethik beginnt mit qualitativen Wertungen.

Denn die Hellenen, die sie erschufen, empfanden als Künstlervolk mit köstlicher Selbstverständlichkeit ästhetisch und bauten sich, sowie sie über ihr Tun nachsannen, eine wohlgefügte Charakterethik. Schon aus ihrem Wortschatz ließe sich das vermuten. Die griechische Sprache besitzt keinen Ausdruck für „Pflicht"; nur für das, was sich ziemt, was wohlansteht (*ἃ δει, πρεπει*): was also ein Menschenbild verschönt. Den Ausdruck *το καθηκον* (eig. „das Mir-Zukommende") soll zuerst Zeno, der Stoiker, aufgebracht haben — und der war ein halber Phönizier! (Diog. Laert., VII, 1, 25; 108.) Diese Sprache kennt kein Gewissen, nur die Scham (*αἰδος*), die ästhetische Form des Selbsturteils. Sie kennt keine Reue, nur eine Änderung früheren Vorsatzes (*μεταμελεια, μετανοια*). Nicht einmal von eigentlicher Schuld weiß die folgerichtige Sprache, geschweige denn von „Sünde". Denn *ἁμαρτανειν* bedeutet — wie die von *ἀλη* abgeleiteten Verba — im Grunde nur das Laufen eines falschen Weges, und *ἀτη* ist „Verblendung"; eigentlich wird da mehr an eine Betäubung der Einsicht als an Bosheit des Willens gedacht. Bei anderen Ausdrücken

Digitized by Google

(*μιασμα*) dann wieder an Befleckung der Persönlichkeit. Niemals an etwas wie Pflichtwidrigkeit. Der Mensch mit seinem Tun ist edel (*ἐσθλος*), gottgefällig (*ὁσιος*) oder „schön" (*καλος*); häßlich (*αἰσχρος*) oder abstoßend (*μιαρος*); auch wohl ein boshafter Belästiger (*πονηρος*); aber die schlichten Gegensätze gut—böse und gut—schlecht, die für die Pflichtethik bezeichnend sind, begegnen uns in der griechischen Kultur nirgends. Am ehesten entspräche ihnen das Begriffspaar *δικη—ἀδικια*: sehr charakteristisch! Denn gerecht oder ungerecht ist ja immer zunächst die Gesinnung, erst mittelbar die Tat. *Ἀγαθος* hat keinen eigentlich ethischen Klang; so heißt der brauchbare, nützliche, tüchtige Bürger; daher denn auch die Zusammensetzung *καλος κἀγαθος* zur Kennzeichnung des vollkommenen Menschen nötig wird: der muß ein in sich „schöner" Charakter und dabei in seinen Geschäften gediegen sein. Dem gegenüber wird freilich *κακος* alles genannt, was in irgendeinem Sinne Tadel oder Abscheu verdient: ein zu verschwommenes Adjektiv, um aus ihm auf Gesinnungen des Volkes zu schließen. Diese liegen dafür wieder klar zutage in der Auswahl der hervorragenden Tugenden. *Ἀρετη* selber ist „Vorzüglichkeit", nicht „Tugend" im moralisch-modernen Sinne; und so gehen denn auch zwei von den vier Grundtugenden gar nicht aufs Sittliche in strenger Bedeutung, sondern auf die Herrlichkeit des Gedankens (*σοφια*) und die Kraft des Mannesmutes (*ἀνδρεια*); die dritte (*σωφροσυνη*) bezieht sich auf die Energie des Willens; und nur die vierte (*δικαιοσυνη*) auf dessen Richtung. So ferne steht der Hellene dem Verlangen, daß einem Sittengesetz gehorcht werde; so ausschließlich fordert er Vollendung der Persönlichkeit.

Wie hätte er sonst auch die hohe Tragödie erfinden können? Ihr ganzes Wesen lebt ja darin, daß mächtige Gestalten sich manifestieren; über denen waltet das Schicksal unentrinnbar; gleichviel; wie sie schreiten und sinken, blitzt die Welt von ihrer furchtbaren Pracht. Gläubige der Pflicht und der entsprechenden Strafen und Tugendpreise, Gläubige vernünftiger Willensfreiheit wären nur ein schlechtes Publikum

Digitized by Google

gewesen für die Ödipus und Prometheus, die das allgewaltige Verhängnis zermalmt. Der griechische Determinist dagegen war geschaffen, die Schauer solches Schauspiels bis ins Mark hinein zu genießen. Er genoß ja schon in den Taten der homerischen Helden jene Tragik, die der „Gerechtigkeit" im flacheren Sinne des Wortes so gar entgegengesetzt ist; man vergleiche damit, wie die Menschen des Alten Testaments sich ihre Ausgänge zimmern, indem die einen tun, was dem Herrn wohl, die anderen, was ihm übel gefällt! So will's ein praktisch gerichtetes Volk hören; alle Praktischen haben die echte Tragödie im Herzensgrunde gehaßt, vom afrikanischen Kirchenvater Tertullianus an bis auf den witzigen Bernard Shaw.

Was Sitte, Sprache und Literatur erwarten lassen, bestätigen die Systeme, das platonische voran.

Plato gehört zu einem merkwürdigen Geistestyp: Lionardo und Goethe sind seine Brüder, Genien mimetischer Anlagen mit praktischen Sehnsüchten. Seine eigensten Erfahrungen mit der Muse und ihrer launischen Gunst: wer weiß, ob nicht auch die eine eifersüchtige Liebe in Haß vergifteten? Aber vielleicht bedurfte es eines solchen Stachels gar nicht. Der düstere Aristokrat sah das buntbewimpelte Festschiff Athens rettungslos auf Klippen treiben — und verlangte nach kundigen Steuerleuten und zuverlässigen Matrosen. In der Todesnot seiner Heimat treten ihm erhaltende Ideale vor Augen; und so schafft er das älteste Bild des Gewaltstaates, der um seines Heiles willen alle Einzelschönheit zerbricht. Die Fülle der lebendigen Persönlichkeiten, deren Athen sich freut, erscheint nun dem Utopiker wie die alberne Musterung grellfarbiger Prunkkleider: Augenlust für Kinder und Weiber (Pol., VIII, 557)! Die Einfühlung in fremde Zustände, auf welcher der ästhetische Genuß zum großen Teile beruht, macht die Seele zu schmiegsamem Wachs und zerrüttet die staatserhaltende Einheit der Charaktere: hinaus also mit allen Dichtern, ja mit aller Schönlebendigkeit auch der Bildkunst aus dem Zukunftsstaate (Pol., III, 394ff.; Nom., II, 656, VII, 817)! Sogar der Eros selber soll in Zucht genommen und

Digitized by Google

zum Vorteile der Gesellschaft reguliert werden. Wer hat je quantitativer gewertet?

Dennoch mißverstände man diesen Flammengeist ganz, wenn man ihn ungriechisch nennte und rationales Semitenblut in ihm vermutete. Der Denker, dem aller Dinge tiefstes Wesen die Idee war, also doch die ewige Form, und dem die Anzahl ihrer Siegelabdrücke das Gleichgültigste vom Gleichgültigen schien: wie hätte er in der Politik anderes als Form suchen sollen? In der Tat, sein Staat dient gar nicht der Erhaltung eines Volkes, sondern wird als ein eigentümlich gestalteter Organismus vorgestellt, auf dessen Ordnung und Schönheit alles ankommt. Schon daß er über eine angemessene Größe nicht hinauswachsen soll (Pol., IV, 423, V, 460), beweist, wie ästhetisch der Dichterphilosoph die Sache ansieht; besonders aber: der Staat gilt ihm als Abbild des Menschen selber, ist der Übermensch! Wie für die Einzelseele kommt es auch für den erträumten Gott auf das richtige Zusammenwirken und das gute gegenseitige Verhältnis der Organe, hier der einzelnen Bürger und Stände, an: auf Gestaltung mithin, möchte auch die der dienenden Glieder darüber zu kurz geraten. Nicht also wird um der Erhaltung des Ganzen willen dem einzelnen eine Pflichtethik auferlegt, sondern das Ganze selber wird als Persönlichkeit höheren Ranges beurteilt und nach den Maßstäben der Persönlichkeitsmoral gewertet.

Wie könnte da wohl die einzelne Persönlichkeit an unpersönlichen Maßstäben gemessen werden? Natürlich wird sie es auch nicht, obschon manche Wendung abermals Mißverständnisse nahelegt. Das „Gute" (*ἀγαθον*) wird nicht etwa in pflichttreuem Handeln, sondern immer nur in einer bestimmten Beschaffenheit der Seele (*ἀρετη*) gesucht; der entscheidende Ansatz zur Charakterethik wächst also in jede Phase der Lehre hinein. Freilich wechseln diese Phasen. Anfangs tritt Plato als individualistischer Hedonist auf: der notwendige Zusammenhang aber dieser Doktrin mit der ästhetischen Sittenlehre wurde uns bereits klar. Im „Protagoras" (354ff.) fällt das „Gute" noch mit der Lust zusammen; und die ethische Weis-

Digitized by Google

heit wird damit zu einer Art von Meßkunst der Genüsse, die Zukunft und Gegenwart des Glückes geschickt abwägt. Allein bald spürt der reifende Denker das Ungenügende dieser Bestimmung. Gibt es doch süße Gifte und heilsame Schmerzen! So wird statt der Lust (ἡδονη) die Eudämonie zum Wahrzeichen des Guten (Gorg., 470ff.; Menon, 88; Pol., I, 354, IX, 580; Nom., II, 660ff.). „Eudämonie" — jene griechischeste unter den griechischen Vokabeln, durch kein neudeutsches Wort annähernd zu übersetzen (eher noch durch den alten Ausdruck „Saelde"); zur äußersten Not durch das englische „Happiness". Wir Modernen nämlich wissen, daß die Götter ihren Lieblingen auch die Schmerzen des Lebens ganz zu schenken pflegen und oft reichlicher als die Freuden; der naivere Hellene meinte, ein Leben, das unter dem Segen der Himmlischen stünde (εὐδαιμων), müsse zugleich besonders stark genossen werden. Und so schillert denn das Wort εὐδαιμονια zwischen den Bedeutungen eines schönen Seelenzustandes und der Glückseligkeit eigen hin und her (vgl. Gomperz, Gr. Denker, III, S. 191, 235). Auf die Schönheit des Seelenzustandes aber legt Plato wie alle ihm folgenden Eudämonisten das Hauptgewicht. Zunächst freilich könnte es auch wohl anders scheinen. Er bestimmt häufig (Protag., 333; Gorg., 468ff., 497ff.; Theät., 177; Menon, 87ff.; Pol., II, 379, X, 608; Phileb., 11) das Gute als das Nützliche (ὠφελιμον); man glaubt an gewissen Stellen einen Vorläufer Benthams zu lesen (Protag., 327, 351ff.; Nom., V, 733f., X, 906). Aber bald bemerkt man, wie fern der Grieche davon ist, Erhaltungswerte zu erhöhen. Er betont so schroff wie möglich die Wertlosigkeit des bloßen Daseins: nur auf das Wie des Lebens kommt es ihm an; eine Hygiene, die sieche Existenzen verlängert, mag er in seinem Staate der Schönheit nicht leiden (Gorg., 511f.; Pol., III, 406ff.). Also geht der Nutzen der Tugend nicht auf die nackte Dauer, sondern auf Gesundheit und Herrlichkeit; und der Ethiker tut für die Seele, was der Lehrer der Gymnastik oder der Arzt für den Leib (Gorg., 464f., 478f., 504; Pol., IV, 444f.). Aber die Gesundheit selber ist hier kein Erhaltungs-, sondern ein

Digitized by Google

Gestaltungsgut. Alles kommt auf die richtige Ordnung der Seele, auf das beste Verhältnis ihrer Vermögen zueinander, auf das vollkommene Regiment der Einsicht über die Willenskräfte an. Und hier enthüllt sich der Ästhet erst ganz: das Gute fällt ihm mit Harmonie und Formung (*ταξις* und *κοσμησις*) zusammen (Gorg., 504ff.; Phileb., 61; Pol., IV, 443ff., IX, 589). Deswegen kann es denn auch über allem Sein schweben (Pol., VI, 509). Wenn es sich zu den übrigen Ideen verhalten soll wie die Sonne zur Welt der Wahrnehmung (ib., 507), wenn es diese Welt erzeugen und erkennbar machen soll (ib., 509): so muß dahinter doch der Wunsch im Versteck liegen, den Grund des Alls teleologisch zu begreifen, als System, als Kosmos, als Zusammenklang; eben diese formende Zweckhaftigkeit ist das Gute schlechthin; sind die einzelnen Ideen und damit das innerste Wesen der Einzeldinge Gestalt, so muß das innerste Wesen der Ideen (und damit die Idee der Ideen) das oberste Prinzip aller Gestaltung sein; das aber ist die „Teloklisie"; in diesem Sinne ist hier Gut und Nützlich Eines. Eine folgerichtige Krönung für den Gedankenbau des großen Ästheten und Ästhetenfeindes! Wer bei dem welterzeugenden „Agathon" ans Moralgesetz denken wollte, würde den Hellenen zum modernen Christen umfrisieren.

Des Aristoteles Ethik unterscheidet sich von der seines Lehrers im Grunde nur durch den Verzicht auf überweltliche Träume; sonst — durch andere Wörter. Das höchste Gut ist hier wie dort die Eudämonie (Eth. Nic., I, 4); hier wie dort bezeichnet der Ausdruck mehr die Kraft, Gesundheit und Schönheit des Lebens als das „Glück" (I, 8; vgl. die Einschränkung 8, 10). Die Schönheit der Seele sah Plato in dem harmonischen Verhältnis ihrer Teile; sein nüchterner Schüler in der richtigen Mitte zwischen möglichen Extremen (II, 2, 6 und pass.); da ist die psychologische Voraussetzung ein wenig verschoben, die Meinung aber ganz dieselbe geblieben. Und hätte sich Plato etwas näher darüber auslassen wollen, woran die Gesundheit und Kraft der Seele erkannt werde: schwerlich hätte er anderes aussinnen können als die vernunftgemäße

Digitized by Google

Tätigkeit (Eth. Nic., I, 7f., 13; Pol., VII, 3, 1325); einem Turnmeister verglich er ja selber den Weisen, der die Tugend zu lehren unternähme (eine ähnliche Anspielung Eth. Nic., II, 2). Diesen Gedanken spinnt nun der Stagirit mehr ins Breite. Und vollends in der hellenischen Hochschätzung der Einsicht stimmt er ganz mit seinem Vorgänger überein (Eth. Nic., X, 7).

Charakterethiker gleicher Art sind die Stoiker: weise sein gilt es, dann folgt alles Weitere von selbst. Der Tor mag sich anstellen, wie er will: niemals wird er das höchste Gut erjagen; und der Weise kann es nicht verlieren; besonderer Vorschriften für sein Leben bedarf er nicht mehr. Auch über das Wesen dieses höchsten Gutes sind Zeno und Chrysippos völlig mit den Akademikern und Peripatetikern einverstanden. Hier wie dort besteht es in der „Eudämonie"; höchstens vielleicht, daß in der fosforeszierenden Vokabel bei den Stoikern die Erhaltung der inneren Form etwas heller durchscheint als bei Aristoteles. Und nun, wie läßt die Eudämonie sich näher bestimmen? Nach Aristoteles als die unter allen Wesen gerade dem Menschen eigentümliche, das aber ist die vernunftgemäße Tätigkeit. Die Stoa wiederholt den Gedanken, mit leiser Abwandlung der Ausdrücke: der Menschennatur entsprechend lebe der Weise; und das bedeutet zugleich: entsprechend der Vernunft. Ist nun die menschliche ein Teil der Weltvernunft, dann folgt auch die Verallgemeinerung, die dem metaphysisch anders orientierten Stagiriten so noch nicht in den Sinn kam: der Natur des Alls (nicht nur der menschlichen) gemäß gelte es zu denken und zu handeln. (Diog. Laert., VII, 1, 87ff.; vgl. Zeller, III, 1, S. 214).

Man sieht, die Ethik entwickelt sich wohl von Aristoteles bis auf Chrysippos und Kleanthes, bleibt jedoch einheitlich und widerspruchslos (vgl. auch Cicero, Fin., III, 2: „Zeno non tam rerum inventor fuit quam novorum verborum"). Daß der große Umfasser der Wissenschaft und des Menschenlebens, der zugleich Philosoph eines Königshofes war, schroffen Konsequenzen seiner Lehre gerne aus dem Wege ging und mit der Volksmeinung gelegentlich paktierte — während die

Digitized by Google

Stoiker an ärgerlichen Paradoxien ihre ausgesuchte und geistreiche Freude hatten —, ist im Grunde der Hauptunterschied. So übertrieben sie den Unwert aller Güter außer der Weisheit, vertieften den Abgrund zwischen Narren und Weisen ins Bodenlose, rühmten die Seligkeit des Weisen sogar in glühenden Martern; Aristoteles dagegen findet einige Gunst des Schicksals für die Fülle des Daseins immerhin wichtig: soweit wichtig, wie dem Musiker die Güte seines Instruments, dem Dramatiker die Ausstattung seines Chores für das Gelingen künstlerischer Leistung ist (Pol., VII, 13, 1332; Eth. Nic., I, 8). Indessen, jene Schwärmereien begegnen sogar bei dem Vergötterer der Hedone, bei Epikuros (Diog. Laert., X, 118).

Auch der sucht die Eudämonie in gesunder Seelenruhe; auch der sucht in der Einsicht das einzige Mittel zum höchsten Zwecke; ja, er preist den Weisen im Mißgeschick glücklicher als den Toren unter den vorteilhaftesten äußeren Umständen. Der Charakter also, nicht die Tyche, schafft uns die Saelde. Und der wünschbarste Charakter trägt obendrein die gleichen Züge wie bei Zeno, Aristoteles, Plato: es ist der ruhige Beschauer, der harmonische und abgeklärte Wissende, der sichere Beherrscher seiner Begierden. Hier wird die Stille des Privatlebens, dort die Tätigkeit im Staate höher geschätzt, gewiß; aber das hängt an persönlichsten Neigungen und Erlebnissen; einen tieferen Gegensatz der ethischen Betrachtungsweisen begründet es noch nicht. Wozu also der Lärm des Streites zwischen Epikureern und Stoikern?

Es ging um die psychologische Prämisse der Ethik, kaum um die Ethik selber. Diese blieb hüben wie drüben Charakterethik ähnlichsten Gehaltes. Um ihre theoretische Begründung kämpfte man; da aber ließ sich auch mit Gründen kämpfen. Das hedonistische Prinzip ist unmöglich, das zeigten die Stoiker; fällt es dahin, so kann die epikureische Morallehre immer noch bestehen; sie verschmilzt dann nur mit der stoischen zu einer einheitlichen ästhetischen Doktrin.

Digitized by Google

15.

Aber die christliche Form der Charakterethik: sollte auch die mit der antiken sich vereinigen lassen? Gerade wer die Antike in ihrer Einheit sieht (wie etwa Friedrich Paulsen), ist geneigt, das ganz und gar zu leugnen. Wir indessen wollen, bevor wir den Leugnern uns gesellen, mehreres erwägen.

Erstens räumen wir ein Vorurteil weg, das uns allen naheliegt, weil unsre heutige Kultur sich „christlich" nennt und weil wir getauft sind; das Vorurteil, als hinge unsere Gegenwart in den Idealen Christi und die eigentlich tiefe Kluft gähnte zwischen dessen Lehre und dem „Heidentume". Weg mit dem Fälschergedanken! Seelische Welten wandeln sich unaufhörlich unter der Decke gleicher Namen und bleiben auch wohl, was sie sind, während ihr Kostüm wechselt. Ein früher Christ wie Origenes oder Gregor von Nazianz, der vierte Evangelist oder Augustin würde sich, trotz aller Meinungsverschiedenheit, mit Plato und Zeno immer noch leichter verständigt haben als mit dem frömmsten der heutigen Pfarrer. Lesen wir nun die quantitativ orientierte moderne Sozialethik in die Äußerungen des Urchristentums unwillkürlich hinein, so scheint freilich in Nazareth eine ganz neue Quelle moralischen Denkens zu entsprudeln; nehmen wir aber die alten christlichen Ethiker schlicht, wie sie sich geben: dann sind sie dem griechischen Geiste tatsächlich näher, als wir meinen. Sodann verwandeln nach unsrer Definition Abänderungen der metaphysischen, psychologischen, hygienischen Ansichten wohl den Inhalt, aber nicht das System einer Ethik. Dieses entsteht, indem von einem Oberwerte aus mittels theoretischer Sätze oder logischer Postulate die niederen Werte abgeleitet werden. Verwandeln sich nun die Ansichten über Lebenstatsachen, so entstehen mit den neuen Minores notwendig auch neue Unterwerte; und somit freilich neue Ethiken. Wer z. B. an die persönliche Unsterblichkeit der Seele glaubt, wird über den Selbstmord anders denken müssen als der Ungläubige. Aber ich bestreite ja auch nicht (wie sollte ich denn?) die

Digitized by Google

Möglichkeit beliebig vieler falscher Sittenlehren; zwei richtige gibt es, von denen eine die richtige Charakterethik ist. Für tatsächliche Behauptungen nun lassen sich Kriterien aufstellen; soweit also die Unterschiede der christlichen von der antiken Ethik auf metaphysischen Irrtümern der einen oder der anderen Geisteswelt beruhen, dürfen wir sie ruhig gegeneinander ausstreichen und die Meinungen ausgleichen zugunsten eines von Fehlern gereinigten, nach unsrem Maße der Erkenntnis endgültigen Systems. — Drittens: das Christentum ist aus dem Judentum erwachsen, das ein Gesetz und Gesetzesauslegungen, aber keine eigentliche Ethik (in unserem Sinne) besaß. All diese heteronomen Forderungen der Vergangenheit sind zwischen die neuen moralischen Bestimmungen hineingelaufen und haben sie vielfach verwirrt. Und auch Jesus selber war ja kein Ethiker, sondern ein Prediger; seine Gebote hängen nicht rational zusammen; ihre Einheit schafft der leidenschaftliche Genius, dem sie entströmen. So besteht die christliche Moral von Anfang an aus zwei schwer vereinbaren Elementen: einer unsystematischen, teils jüdischen, teils dem Stifter der neuen Religion entstammenden Pflichtenlehre, und einer aus dem griechischen Altertum hervorwachsenden Charakterethik. Jene scheiden wir aus unsrer Betrachtung aus; nur diese interessiert uns in unsrem Zusammenhange. — Endlich noch eines: wir leiteten früher die sittlichen Züge, die aus dem obersten Ideal des Mimeten entflossen, möglichst vollständig ab und bemerkten schon damals, daß der eine Charakterethiker mehr auf diese, der andere mehr auf jene Tugend Gewicht lege, daß aber erst alle zusammen den vollen Regenbogen der menschlichen Vorzüge ausmachten. Wenn sich nun zeigen sollte, daß der christliche Widerspruch gegen die antike Ethik eher eine Ergänzung des moralischen Spektrums bedeutet als ein Hinaustreten aus dem Farbenkreise: dann vollends bliebe unser Satz von der Einheitlichkeit aller echten Charakterethik in Ehren.

Nach diesen Vorbemerkungen also vergleichen wir! Das höchste Gut ist auch im alten Christentume die Eudämonie

Digitized by Google

geblieben: nur wird die „Beatitudo" religiös umgefühlt; an Stelle der Selbstgenugsamkeit des Weisen tritt die Einigung mit Gott. Man ändere aber die metaphysische Gottesvorstellung und denke den Vater der Liebe in die Weltseele zurückverwandelt: gleich fällt das christliche Leben im Ewigen mit dem stoischen nach der Natur wieder zusammen. Um nun ein Seliger zu werden, muß man eigentlich hüben wie drüben schon einer sein: Erfüllung irgendwelcher Pflichten und guter Wille hilft dem zu Unehren gemodelten Töpfertone des Paulusbriefes so wenig wie dem Toren Chrysipps; auf das innerste Wesen des Menschen kommt alles an. Man ist weise oder töricht, lehrt die Stoa; Gradunterschiede gibt es weder im Guten noch im Schlimmen; man ist ein Gotteskind oder ein Verdammter, predigt Augustin; ein Mehr oder Minder kennt weder die Verdammnis noch die Erlösung. Sowenig dem Toren einzelne brave Handlungen nützen, um über die blöde Menge emporzutauchen: sowenig helfen dem Verlorenen bei dem großen Denker der alten Kirche Vorsätze und Taten — die Tugenden der Heiden sind nichts als glänzende Laster! Und wie pessimistische Stoiker zum Zweifel kamen, ob es einen wahrhaften Weisen denn überhaupt je gegeben habe oder geben werde: so schleuderte die düstere Lehre von der Erbsünde die ganze Menschheit ins Flammengrab; der Gnade Gottes allein blieben die Wiedergeburten vorbehalten und galten als echte Wunder. Aber vergleichen wir den „Weisen", sofern er unter Menschen wandelt, mit dem „Erlösten": beider Tugenden entsprießen ihrem Wesen so natürlich wie die Frucht dem Baume; beider Vorrang wurzelt letztlich mehr in der Einsicht als im Willen. Nur freilich: der Inhalt der Erkenntnis ist sehr verschieden, logisch dort, transzendent hier; verschieden daher auch der Weg, sich des Kleinods zu bemächtigen; den Hellenen führt die Vernunft, den Orientalen der Glaube; Pistis und Elpis ersetzen als Kardinaltugenden die Sophia. Ein Gegensatz, augenscheinlich mehr metaphysisch-religiöser als eigentlich moralischer Art.

Ja, von einem noch schrofferen Gegensatze gilt im Grunde

Digitized by Google

dasselbe. Aristoteles setzt an einer berühmten Stelle (Eth. Nic., X, 8) auseinander, wie lächerlich es wäre, der Gottheit menschliche Tugenden anzudichten: was macht ein Allwesen mit Selbstbeherrschung, Gerechtigkeit oder Tapferkeit? Nur Weisheit ziemt dem Höchsten — weshalb denn eben der Philosoph das göttlichste Leben unter allen Menschen führt. Das Christentum jedoch entdeckt eine zweite sittliche Kraft, die aus Gott selber stammt: der denkende Weltenherr ist zugleich der schenkende; sein Logos wurde liebendes Fleisch, und seine Weisheit fällt mit seiner Liebe zusammen. Daraus aber folgt, daß auch seine Kinder Liebende sein sollen, nicht nur Gläubige und Hoffende; und daß die Agape die Stelle der Gerechtigkeit in der Tafel der Vorzüge gewinnt. Die Wandlung des Ideals ist sicherlich bedeutend genug und eine der tiefsten seelischen Revolutionen der Geschichte. Kein moralischer „Sklavenaufstand" freilich; denn von Knechtischem ist keines Atems Hauch in einer Gesinnung, die aus dem Drange eigener Fülle heraus ihr Selbst wegströmen möchte und das Geben seliger findet als das Nehmen. Vielmehr ein Aufstand derer, die daran krank waren, daß die kühlen hellenischen Mimeten unter allen Tugenden der Mimesis eben die Sympathie immer vernachlässigt hatten, und die nun mit überreizter Einseitigkeit die Lücke des Firmaments zu bestirnen brannten. Ein Aufstand der Weiber und Weiblichgesinnten gegen das harte Männerwesen der Antike, so ließe sich allenfalls sagen. Daher wird denn auch in der erneuten Welt unter den beiden Tapferkeiten die frauliche, die Dulderkraft, höher gepriesen als die stürmende des Kriegers; unter den beiden Enthaltsamkeiten die mädchenhafte, die unberührbare Reinheit, höher als die männliche Sophrosyne, die alle Königstiger der Brust zugleich nährt und in Ketten schlägt; und ebensogut ist ja die Liebe das feminine Gegenbild der Gerechtigkeit, Glauben und Hoffen ist weiblich, männlich der Stolz des Gedankens. — Mann und Weib zusammen, sagt das Volk, machen erst den vollen Menschen aus; man muß, um die volle Charakterethik zu gewinnen, die christliche Tugendschar mit der

Digitized by Google

griechischen kopulieren; überall wo's der einen mangelt, tritt ein Glied der andern ein. Der Verein ergibt eine Sittenlehre für Ästheten, an der schwerlich je viel zu bessern sein wird.

Pflichtethik jedenfalls ist der durchdachte Teil der altchristlichen Doktrin nirgends. Die Agape läßt sich nicht gebieten; sie ist eine „Gabe" — wie das Zungenreden und das Weissagen; man hat sie oder man hat sie nicht (ἐαν ἀγαπην μη ἐχω: I. Kor. 13). Die Metanoia ist eine von Gott wundersam gewirkte Umwandlung des Seelenwesens, einer neuen Geburt vergleichbar, sehr verschieden von der katholischen Pönitenz, die zum Teil mit Werken geleistet wird. Und so geht es mit allem Zubehör des Gotteskindes. Für jede Pflichtmoral ist die Erfüllung des Gebotes ein positives Gut, der Ungehorsam ein positives Bös; für jede Charakterethik dagegen der sittliche Defekt nur ein „Nichthaben", ein Minder, eine „Privation". So aber denkt Augustinus auch wirklich über die Sünde. Der Grieche Plotin ist sein Anreger; und kein Grieche hätte anders denken können.

Der wahre Widerspruch der beiden sittlichen Welten entspringt da, wo hebräische Gesetzestradition ihre Konsequenzen ins Neuland schwemmt; zum Imperativ gehört freilich Strafe; ewigem Heil muß daher eine ewige Hölle beigeordnet werden (statt ewiger Vernichtung, die, christliche Mythologie einmal vorausgesetzt, aus der Charakterethik folgen mag); solche Androhung fordert wieder die Annahme freien Willens; und die praktischen Wünsche der Kirchenfürsten, den praktischen Anlagen der Lateiner gesellt, drängten zum Pelagianismus. Die Kirchenlehrer verwickelten sich in den Netzen dieser Unklarheiten: Autoritäten drohten da rechts und links; und einen Ausweg ans Licht reiner christlicher Liebesethik fand kaum jemand mehr. Etwa ein einsamer Mystiker. (Meister Eckhart: „Bist du gerecht, so sind och dine Werk gerecht. Nit gedenckt man heilikeit ze seczen auf ain tun, man sol heilikeit seczen auf ain sin.") In neuer Zeit wies Schleiermacher bedachtsam den Pfad aus dem Gestrüpp

Digitized by Google

und führte zu einer Aussicht, die Altertum und Christentum unter der gleichen Sonne vereinte — ganz wie wir es fordern.

16.

Der erste selbständige moderne Ethiker, Baruch Spinoza, erneuert die Moral der Stoiker, wie er auch deren pantheistische Metaphysik weiterbildet und zur reinsten Klarheit erhebt. Sein Determinismus läßt ihn niemals von „Pflichten" sprechen: auf das Idealbild des Weisen strebt alles hinaus, ganz wie bei Zeno und Chrysippos (Eth., V, Prop. 42, Schol.). Auch bei ihm fordert die Vernunft die naturgemäße Tätigkeit (Eth., IV, Prop. 18, Schol.; 21, 24); und die Natur will, daß jedes sein Dasein zu erhalten trachte (ib., Prop. 18, Schol.; 20). Diese Formel findet sich schon bei den Stoikern (Diog. Laert., VII, 1, 85); dem Griechen freilich bedeutet sie die Erhaltung nicht der bloßen Existenz, sondern der inneren Form (*την αὐτου συστασιν*); der Sohn des quantitativ und rational denkenden jüdischen Volkes gerät dagegen in Versuchung, zur Erhaltungsethik hinüberzuschwenken: um sich selber besser zu erhalten, muß man die Gemeinschaft zu erhalten suchen (l. c. Pr. 18, Schol.; 40); und da würden denn Pflichten entspringen. Aber der Schluß ist offenbar falsch; denn gälte es wirklich nichts als die Erhaltung der eignen Person, so wäre augenscheinlich das empfehlenswerteste, die einmal vorhandene Gemeinschaft klug auszunützen; wie sie bestehen bliebe, das ließe jeder Selbsterhalter anderer Sorge sein. In der Tat nun verfolgt Spinoza diesen Holzweg nicht weiter. Nicht so sehr auf die Erhaltung des Lebens kommt es an als auf die der Menschlichkeit (ipsa humana essentia, quatenus ratione definitur: Eth., IV, Pr. 36); und deren Eigenstes ist das Denken (ib. 37), so gewiß das Wesen des Geistes im Erkennen besteht. Damit aber sind wir wieder im griechischen Fahrwasser: Tugend und Gedankenleben fallen zusammen (Eth., IV, Pr. 24ff., 35). Was nun bei den Stoikern mehr beiläufig aus pantheistischer Prämisse folgt, die Vernünftigkeit des Anschlusses an die All-

Digitized by Google

natur, das krönt Spinozas Werk: alles vollkommene Erkennen mündet in den Amor intellectualis Dei (Eth., V, Pr. 15, 24, 31, 32, 36) und bringt bei dem modernen so gut wie bei den antiken Denkern die höchste Seligkeit hervor, die hier wie dort in der Ataraxie, der „Animi acquiescentia" besteht (Eth., IV, App. 4; vgl. V, Prop. 42). Eine Ruhe, die auch kein Mitleid mit fremden Schmerzen trüben soll; den Stoikern ist das ein unvernünftiger Jammer (Diog. L., VII, 1, 111, 123); dem Vater der neuen Ästhetenmoral als Unlustaffekt an sich „vom Übel und unnützlich" (Eth., IV, Pr. 50). — Natürlich, die Farbe der spinozistischen Ethik sticht gegen die der griechischen grell ab; man spürt die verschiedenen Menschen; dort freudig blickende Hellenen, heiter ihr eigenstes Leben lebend; hier ein leidgewohnter Ghettojude, der nach Himmel und Erde nicht mehr fragt, wenn er in abstrakte Gedankenlabyrinthe sich verliert; dort starrer Trotz, hier kühler Verzicht; dort gotterfüllte Natur, hier ein naturgewordener Gott.

Nun aber laß statt des grübelnden Hebräers einen englischen Peer seine Charakterethik entwerfen: alsbald wird der gütige und honorige Aristokrat aus dem Goldrahmen gucken; an Stelle der vernünftigen Gottesliebe schieben sich Milde und feiner Wesensschliff; und eine Moral des Wohlwollens und der Mäßigung tritt auf, ohne daß das ästhetische Prinzip sich irgend geändert hätte: die Entfaltung reichster Menschlichkeit als Oberwert zu preisen. Von der Stoa biegt sich's zu Epikur hinüber; den denke man aus seinem athenischen Gärtchen in einen modernen Herrensitz verpflanzt; und leibhaftig steht Lord Shaftesbury vor uns. Er ist wohl der früheste Denker, der ganz bewußt das sittliche Urteil dem ästhetischen zuordnet (Unters. üb. d. Tug., S. 33, 35, 52; Die Moralisten, S. 192). Um so weniger wird uns am Wesen seiner Doktrin irremachen, daß er die von Plato her durch die Philosophie geschleppte und auch von Spinoza (Eth., IV, Def. 1) allen Betrachtungen vorangestellte Definition des Guten als des Nützlichen getreulich festhält (Unters., S. 18, 27, 49).

Wer unsre Zweiteilung aller möglichen Ethik bestreiten

Digitized by Google

wollte, möchte nun vielleicht auf jene besonderen Auffassungen hinweisen, die als Ethik des „moralischen Sinnes" und der „Sympathie" berühmt geworden sind. Aber dann würde er nur die logische Gliederung verwirren. Wir leiteten aus zwei Oberwerten zwei Wertskalen ab; beide bleiben unverändert, was man auch über den Erkenntnisgrund der sittlichen Urteile denken möge. Gerade das aber interessierte Francis Hutcheson; für sein eignes Teil gibt auch er sich als Charaktertethiker und trägt, gleich als verstünde sich's von selbst, eine Art von verwässertem Stoizismus vor. Sein Problem ist jedoch: woher wir denn eigentlich wissen, welche Art der Menschlichkeit die preiswerte, welche die tadelhafte sei? Denn Autoritäten gehören nicht in die Philosophie; der Geschmack ist ein allzu unsicherer Führer; und bloße Vernunftschlüsse scheinen auf eine gewisse Unterscheidung der Tugend vom Laster nicht zu leiten. Da erfindet er denn jenen eingeborenen „Sinn", der angeblich Gut und Übel so klar sondert, als wären's mathematische Begriffe, und die moralische Welt ebenso zuverlässig gründet wie die Schwere den physikalischen Kosmos (Phil. mor. inst., I, 1, § 10). Natürlich hätte er ganz die gleiche Lehre auch als Pflichtethiker vortragen können: er hätte dann wahrscheinlich statt „sensus" etwa „conscientia" gesagt.

Die Probe, daß dies möglich, liefert uns alsbald David Hume als Begründer der sogenannten „Sympathieethik". Diesem scharfsinnigsten aller Analysten des Geistes genügte solch ein vager Begriff wie Hutchesons „moralischer Sinn" bei weitem nicht; er wußte aus dem Chaos, das in dem Worte sich verkriecht, einen wesentlichen Bestandteil sauber hervorzupräparieren. Was belehrt uns über Böse und Gut? Es ist die Sympathie mit Leiden und Freude der Mitmenschen; diese Affekte stecken uns, die Beschauer, an; modern ausgedrückt: zwingen uns zu innerer Nachahmung; und je nachdem die schmerzlich oder erfreulich ausfällt, tadeln wir oder loben Handlung oder Charakter, woraus sie folgen; hier die psychologisch klar verständliche Essenz des mystischen Vermögens, das Hutcheson annahm. Adam Smith verfeinerte die Be-

Digitized by Google

stimmung. Nicht die seelischen Erregungen der von der Tat Betroffenen fließen auf uns über; sondern die durch das Tun oder Benehmen erweckte Situation nötigt uns zu sympathischer Einfühlung. Diese ist mithin aktiver als Hume sich's dachte; wartet nicht auf den Weheschrei des Geschädigten, um dessen Rache mit zu übernehmen, nicht auf den Jubel des Beglückten, um dessen Dank mitzufeiern; sie lebt anderseits in der Lage auch des Handelnden und fühlt deren Druck oder Helle, einerlei was dieser Handelnde selber tatsächlich empfindet oder nicht empfindet. Bei Hume spiegelt der moralische Richter fremde Affekte; bei Smith projiziert er eigene in die fremden Zustände hinein. Wer sich den Unterschied der beiden Denker völlig deutlich machen will, frage sich, wie „Furcht" und „Mitleid" beim Genuß der Tragödie entsteht. Fürchten wir, was der Bühnenheld fürchtet, fürchten wir mit ihm? Leiden wir mit ihm, was er leidet? Dann behält Hume wenigstens fürs Bretterreich recht. Oder fürchten und leiden wir für die Gestalten des Dichters, auch wo sie selber noch blind ihrem Schicksal gegenüberstehen? Auch wo sie unbewegt scheinen, wir aber uns ausmalen, wie unerträglich uns ihre Lage sein würde? Dann hat Smith gewonnen. Und er gewinnt offenbar. In der ernsten Welt des Moralischen noch sicherer als in der des schönen Scheines. Sonst müßte ja der Lärm des Jammers und der Freude über das Maß unsres sittlichen Tadels oder Preises entscheiden. Das aber wird niemand von den Folgen eines Tuns so sklavisch abhängen machen wollen.

So nun gewendet oder so: das Sympathieprinzip scheint vielleicht zu einer Charakterethik führen zu müssen; nur mimetische Genien konnten es ja erdenken. Und solche freilich waren die beiden großen Genossen zweifellos. Allein logisch liegt doch keine Notwendigkeit vor, das mimetische System an das mimetische Kriter zu schließen. Durch innerliche Mimesis erkennen wir, was gut ist oder schlecht, edel oder gemein. Der Gegenstand des Erkennens selber jedoch könnte deswegen immer noch von einem praktischen Oberwert ab-

Digitized by Google

hängen. Es bliebe denkbar, daß eine Tat lobenswert oder tadelnswert wäre, weil sie dem allgemeinen Nutzen diente oder entgegenstrebte, und daß dabei dieser Widerstand und jener Dienst auf sympathetischem Wege uns nahegebracht würde. Und dies hat nun Hume in der Tat angenommen: er bietet uns freigebig sogar die beiden möglichen Systeme der Ethik zur Wahl. Einmal läßt er uns Charaktere, nicht Handlungen sittlich beurteilen (An enq. conc. h. underst., S. 114) und hebt erfreuende Eigenschaften hervor, die wir um ihrer Schönheit und Gefälligkeit willen hochschätzen: wir fühlen uns in das stolze Glück ihrer Träger hinein und genießen sie ästhetisch. Da haben wir denn also unsre Charaktermoral; unverändert die ewig alte; nur ihre hedonistische Färbung unterläge unsrer Kritik. Anderseits beurteilen wir Handlungen nach dem Nutzen, den sie der Gesellschaft bringen; die Pflichtethik mithin gilt neben ihrer Rivalin. Keine neue Pflichtethik; nein, die uns allen gewohnte und vertraute. Welche Taten ihr entsprechen, welche nicht: das zu entscheiden ist die Aufgabe, die Hume seiner „Sympathie" zuweist.

Ist sie dieser Aufgabe gewachsen? Belehrt uns über das Heil der Gesellschaft nicht vernünftige Überlegung weit sicherer als das wärmste Mitgefühl? Es scheint so. Und demnach würde der Riß zwischen praktischer Begründung und mimetischem Kriter der Sittlichkeit, den die Logik ungerügt ließ, schließlich doch in einem psychologischen Fehler zutage treten? Es wird schon so sein: ein mimetisch angelegter Mensch läßt sich nicht ungestraft auf eine Ethik der Zielstrebigkeit ein; dieselbe eklektische Neigung, die auch Humes Ästhetik schielen macht, verdirbt dem weltenweit schauenden, in allen Gegensätzen noch das verhältnismäßige Recht erspähenden, historisch überlegenen Geiste, dem vor enger Systematik graute, das Konzept der Sittenlehre. Da ist sein Freund und Verbesserer glücklicher. Der bestreitet deutlich die Ansicht, daß wir um der sozialen Wohlfahrt willen unsre moralischen Urteile fällen (Theory of m. sent., S. 198ff.); läßt das Sittengesetz nach unsren Wertungen sich richten, nicht diese regieren (S. 268)

Digitized by Google

und hebt (S. 317ff., 356ff.) die Verwandtschaft der ethischen mit den ästhetischen Schätzungen kühn und sicher hervor; nirgends redet er von Pflicht und Gehorsam, überall nur vom Preise oder Tadel des menschlichen Wesens und seiner Eigenschaften (S. 416ff.); mit andern Worten, er zimmert sich eine einheitliche Charakterethik zurecht, in der Oberwert und Erkenntnisgrund genau harmonieren. Und damit steht er wieder, wo Shaftesbury stand.

17.

Gesetzbücher gab es, ungeschriebene und geschriebene, solange die sittliche Welt lebt; mit Vorschrift und Regel fängt sie ja allenthalben an — und wär's sogar in Griechenland. Aber „Ethik" in unserm Sinne heischt ihren gedankengeprüften Oberwert; und der kann für eine folgerichtige Pflichtmoral nur das Heil der Gesellschaft sein, wir sahen es schon. Die praktischen Römer haben's immer gewußt: „Constat profecto ad salutem civium civitatumque incolumitatem vitamque hominum quietam et beatam inventas esse leges", sagt Cicero (De legibus, II, 5; vgl. De officiis, I, 16, 17). Die christliche Kirche, genötigt, mit der jüdischen Gesetzlichkeit irgendwie sich abzufinden, trägt die Formel weiter; die steht, leicht variiert, beim heiligen Thomas (Summa Theol., Pars II, Abt. I, Qu. 90, Art. 2) neben den aristotelischen Prinzipien der ästhetischen Seinsmoral so friedlich, wie sich da Moses mit Augustinus vertragen muß. Sie ist selbstverständlich und klar und behauptet sich kraft solcher Qualitäten. Und als im beginnenden 17. Jahrhundert zum ersten Male eine ganz bewußte Zweckethik sich erhob, da wurde das „Bonum communionis" alsbald mit unausbleiblicher Notwendigkeit ihr höchstes Ziel. Francis Bacon ist es, der zuerst ein ethisches Lehrgebäude ausdrücklich auf diesem Begriff gründet; auch fühlt er hier selber seine Originalität; und folgerichtig entspringt bei ihm diesem höchsten Gute die „Pflicht" („Bonum communionis . . . nomine officii vocari consuevit": Instaur. magna, Works II, S. 392).

Digitized by Google

Interessant nun, wie fast sofort die Frage hervorspringt, die bis heute allen Anhängern der autonomen Pflichtethik soviel Qualen schafft: woher wir ein Motiv holen, dem allgemeinen Wohle zuzustreben? Es kann keines je geben, faucht der grimmige Hobbes: der unbeschränkte Staat muß den einzelnen zur Ordnung zwingen! Im Gegenteil, versichert gutmütig und geschwätzig Richard Cumberland: jeder Vernünftige sieht ein, daß das Glück des Ganzen auch den Teilen zugute kommt und daß der einzelne im allgemeinen Schiffbruche sich nicht erhalten könnte; also lassen sich unsre Verpflichtungen („Obligationes") recht wohl aus der Vernunft entwickeln (De leg., I, 4, 6, 14, 16, 24; IV, 5; V, 16). So schwankt der Streit zwischen Pessimisten und Optimisten: da wirft Mandeville den Obersatz mit geistreichem Spotte zu Boden. Das allgemeine Wohl soll das höchste Gesetz sein? Aber dann ludert doch bitte und lumpt, schwindelt und blast euch auf! Ohne Luxus keine Industrie, ohne den Wettlauf der Eitelkeiten kein Reichtum, ohne Volksbetrug keine Macht! Die paradoxe Bienenfabel hat damals und heute viele wie eine zynische Empfehlung aller Schlechtigkeiten entrüstet; in Wahrheit will sie nur zeigen, daß eine autonome Pflichtmoral ein Unding sei; die einzige Quelle für sittliche Pflichten bleibe ewig die Religion (vgl. den Schluß des Kommentars zur „Fable of the bees"). Aber sollten wir um Gottes willen materielle Vorteile verschmähen und bei Eichelkost tugendhaft werden? Solche Lehre konnte der aufsteigende Kapitalismus nicht brauchen: die Pflichterfüllung mußte dennoch auch das Leben und den Glanz der Gesellschaft fördern! Garantiert sie denn nicht die Erhaltung der Volksgesundheit und somit des Volkes selber? und somit letztlich Kraft und Macht der Gesamtheit? In diesem Sinne antwortet Berkeleys „Alciphron" dem genialen Skeptiker; und zwar ist seine Antwort unter allen bislang gegebenen wohl die feinste und schärfste; auch Hume dürfte sich bei ihr beruhigen, soweit er seine zwiescheckige Ethik auf das „Glück der Gesellschaft" zuspitzte (An enq. conc. the princ. of morals, S. 33ff., 88). So wird

Digitized by Google

im 17. und 18. Jahrhundert wohl über die Möglichkeit einer Pflichtethik und über das Motiv zur Pflichterfüllung gestritten; deren System samt seinem Oberwerte blieb unverändert.

18.

Es völlig umzuwandeln war Kants Absicht; wenn sie gelungen ist, liegt unser Satz am Boden: daß es zwei — und nur zwei — gleichberechtigte Ethiken gebe und geben könne.

Zunächst lehnt Kant aufs schroffste jede Art von Charakterethik ab; unter dem Namen des Vollkommenheitsprinzips schafft er sie etwas kurzerhand beiseite (Grndl., S. 21, 82; Kr. d. pr. V., S. 50; vgl. übrigens Metaph. d. Sitten, II, S. 13); jene berühmte Stelle der „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" (S. 27), die Schillers Spott traf, leugnet den sittlichen Wert aller Liebenswürdigkeit, natürlichen Güte und Ehrliebe; Mut, Entschlossenheit und Beharrlichkeit können — so gut wie die Talente des Geistes — „äußerst böse und schädlich werden, wenn der Wille, der von diesen Naturgaben Gebrauch machen soll . . . nicht gut ist" (S. 21). Wohl, die Wahl ist des Philosophen unbestreitbares Recht; er ist entschlossen, eine Ethik der Pflicht zu begründen. Und zwar eine gänzlich neuartige. Denn (Grndl., S. 69): „alle bisherigen Bemühungen . . . das Prinzip der Sittlichkeit ausfindig zu machen . . . haben fehlschlagen müssen".

An der Spitze eines neuen Systems müßte ein Oberwert stehen, den wir bisher nicht antrafen; aus diesem würde dann ein oberstes Gesetz abgeleitet; oder es würde aus einem neuen Grundpostulat dieses Gesetz abgeleitet und aus dem wieder jener Oberwert. Welcher von beiden Wegen gewählt wird, wäre ganz einerlei; es fragt sich nur, ob der Kantische Ansatz überhaupt Ansprüche machen darf, als objektiv begründet zugelassen zu werden, oder ob er etwa als willkürliche Erfindung zurückzuweisen ist. Sehen wir denn zu!

Der Oberwert eröffnet die „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten": „Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Ein-

Digitized by Google

schränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille." Wir gestatten uns, so feierlich der Spruch auch klingen mag, rundweg zu widersprechen; und mit uns widerspricht außerhalb der Königsberger Schule wohl fast jeder, der unter dem Ansturm von moralischem Pathos den kühlen Kopf nicht verliert; womit also verteidigen die Jünger die Behauptung, die ihr Meister so erhaben ins erhabene Leere sprach? Dem Behauptenden liegt die Beweislast ob; Kant hat sie ohne Rechtsgrund abgelehnt.

Von hier an freilich geht alles seinen Gang. Ist der gute Wille wirklich das „Summum bonum", so sind zugleich alle Wesen, die ihn tragen oder doch tragen könnten, Selbstzwecke; dürfen folglich niemals nur als Mittel verwendet werden, sondern müssen Oberzwecke sein, mindestens soweit sie als aktuell oder potentiell sittlich Wollende gelten (Grndl., S. 63f., 72ff.; Kr. d. pr. V., S. 106). Ferner läßt sich aus dem Oberwerte das allgemeinste Moralgesetz ableiten. Da nämlich die Charakterethik beiseite liegt, kann „gut" nichts bedeuten als „pflichttreu". Pflicht nun setzt ein Gebot voraus, dem zu gehorchen sie anweist. Dieses Gebot kann nicht um eines höheren Zieles willen erlassen sein; denn sonst wäre nicht mehr der gute Wille, sondern dieses Ziel das oberste Gut. Demnach gilt es dem Gesetze nachleben, nur um der Gesetzlichkeit willen. Demnach lautet der einzige Imperativ: handle gesetzmäßig. Was aber kann das heißen, wenn es nicht Unsinn heißen soll? Es heißt: „handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich auch als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne." Denn nur in dieser Fassung läßt sich der Wille als durch die bloße Form des Gesetzes bestimmt denken (Kr. d. pr. V., S. 36f., 32; Grndl., S. 31, 73). Es ist unter allen sittlichen Imperativen der einzige ersinnliche, der keinem weiteren Zwecke dient; also der einzige, der unbedingt gilt; der einzige „kategorische" Imperativ.

Nun kann man die Reiseroute ebensowohl umdrehen. Man postuliert: jedes echte ethische Pflichtgebot müsse kate-

Digitized by Google

gorisch sein (Grndl., S. 49; Kr., S. 22). Das Verlangen ist allerdings noch willkürlicher als jene Feststellung des Oberwertes; die war wenigstens fähig, Enthusiasten rasch fortzureißen; ob dagegen (außerhalb des Reichs von Königsberg) irgendein Vorurteilsloser etwas besonders Wertvolles darin erblicken könnte, moralische Gesetze von allen Bedingungen „rein" zu halten, weiß ich kaum; im ganzen nahm vor Kant schwerlich ein Mensch an, daß sie es seien. Aber geben wir den Vordersatz zu, dann folgt daraus wieder der Paragraph: „Handle so —" usw. Und aus dem die Bestimmung der Pflichttreue und des höchsten Gutes (Grndl., S. 55).

Noch ein Korollar wird uns hinzugeschenkt. Wenn der gute Wille will, daß seine Handlungsweise allgemeine Richtschnur sei, und zwar um keines andern Zweckes als um seiner selbst willen: so ist er nicht nur Gehorchender, sondern zugleich Gesetzgeber. Und damit fällt jede heteronome Moral dahin; denn dächte ich einen fremden Gebieter als Quelle des Sittengesetzes, so diente ich diesem ja aus Furcht vor jenem (oder aus Liebe); und die Voraussetzung der Zweckfreiheit wäre vernichtet. Wieder darf man umdrehen: statt aus dem Oberzweck und der kategorischen Natur des sittlichen Imperativs den Satz von der Selbstgesetzgebung des sittlichen Willens, dann aus diesem die Lehre von der ethischen Autonomie abzuleiten, kann man diese Autonomie als Grundpostulat voranstellen und daraus die Unbedingtheit des allgemeinen Gesetzes und das weitere folgern (Kr. d. pr. V., S. 34, 39, 46, 51ff.; Grndl., S. 67ff., 76ff., 85, 90). Bis hierher hängt alles unlöslich zusammen.

Daraus aber ergibt sich: ist eine der Aufstellungen falsch, so fällt auch alles miteinander. Und nun sind die willkürlich gesetzten Prämissen nicht nur willkürlich; sie sind unrichtig. Der erste Fehler ist: das formale Gesetz hängt ohne Zweck und ohne Beweggrund, es zu befolgen, in der Luft — ein mißlicher Umstand, wie Kant selber gefühlt hat (Grndl., S. 61). Daß nämlich die bloße kalte Achtung vor der Pflicht (Grndl., S. 25ff.; Kr. d. pr. V., S. 88ff.) kein wirksames Motiv abgeben

Digitized by Google

kann, moralisch zu handeln, ist leicht zu sehen (besonders gut darüber: Wundt, Kl. Schr., I, S. 208); aber ein Gebot, das einem wertvollen Zwecke dient, darf ruhig seine autoritative Stimme hören lassen, ohne ängstlich zu fragen, wie es zum Gehorsam anrege. Schenk ihm anderseits einen Stachel, Menschenseelen zu treiben — Stolz, Sympathie oder Lust zum Schönen: so mag es alles Zweckes entraten und formal bleiben. Aber nimm beides, lebendiges Motiv und höheren Zweck, dahin und laß das Gesetz uns auffordern, zwecklos ihm Opfer zu bringen, und zwar ohne andern Beweggrund als den des Respektes vor dem inneren Rufe als solchem: alsbald erfaßt uns ein Gefühl, das Guyau sehr fein mit dem der unseligen zu sisyphitischer Arbeit verurteilten Sträflinge vergleicht; und wir revoltieren.

Mag das jedoch an unsrer inneren Schlechtigkeit liegen: aber die Fassung des kategorischen Imperativs selber, so notwendig sie aus Kants Prämissen folgt, ist in sich unklar. Die Maxime meines Tuns soll zum Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung taugen; was bedeutet das nun: „allgemeine Gesetzgebung"? Nicht das mindeste offenbar, wenn nicht eine Gesellschaft vorausgesetzt wird, innerhalb deren diese Gesetzgebung gilt. (Kant selber fühlt es zuzeiten: vgl. Kr. d. pr. V., S. 84.) Eine ganz empirische Gesellschaft; ein bloß fingiertes Reich der Geister genügt da keineswegs. (Wundt zeigt es gut: Eth., S. 367; Die Nationen u. ihre Phil., S. 77.) Die Gesellschaft also haben wir mit der Gesetzgebung und halten sie fest; soll nun die Gesellschaft fürs Gesetz dasein oder das Gesetz für die Gesellschaft? Die Frage wenigstens hätte Kant sich stellen müssen; sie scheint ihm gar nicht aufgetaucht zu sein. Er mußte zum allermindesten einräumen, daß bei der ersten Annahme das Hilfsverb „können" seinem kategorischen Imperativ gefährlich wird. „Ich soll niemals anders verfahren als so, daß ich auch wollen könne, meine Maxime solle ein allgemeines Gesetz werden" (Grndl., S. 31). Daß ich wollen „könne"? Aus meiner Menschennatur darf dieses „kann" nicht strömen; denn iede Einmischung des „Anthropologischen"

Digitized by Google

in seine Ethik verbittet Kant sich feierlich (Grndl., S. 60, 80; Kr. d. pr. V., S. 22, 35, 40). Weshalb also soll ich nicht wollen „können", daß z. B. gestohlen oder gemordet werde? Weil dann Gesellschaft unmöglich würde: die Antwort ist klipp und klar. Gibt es dagegen eine Antwort, wenn die Erhaltung der Gesellschaft nicht Oberzweck des Gesetzes ist?

Gibt es dann überhaupt ein Kriter des Sittlichen? Die ganz Konsequenten unter den Kantianern behaupten, sie brauchen keines. Sittlich handelt ihnen einfach, wer seiner Pflicht dient, wie er sie versteht. Münsterberg z. B. geht so weit, daß er den Banditen lobt, der mit eigner Gefahr raubt und tötet, weil er redlich meint, das fordere Räuberehre und Räuberschwur. Andre preisen wohl Torquemada als einen Heros trauriger Pflicht, der, „da keine Neigung ihn anreizte" (Grndl., S. 27), an den Ketzern tat, was seines Amtes war. Und heute wieder, die Lobredner der „selbstlosen Idealisten" des Spartakusbundes! Hätte Kant mit solchen Jüngern übereingestimmt? Mußte er nicht, da er doch die Überlegung, welche Maxime des Handelns fürs Gedeihen der Gesamtheit vorteilhaft sei, dem zweifelnden Gewissen verbot? Denn ist diese Gesamtheit des Gesetzes wegen da, so durfte der Inquisitor sagen: ihre Mehrzahl sei unter Umständen da, um zur Erbauung der Minderheit qualvoll zu sterben; und die Liebknecht und Landauer: Deutschland sei da, um zu Ehren ihrer Prinzipien ein Trümmerhaufen zu werden. Ihr Gewissen wolle nun einmal eine allgemeine Gesetzgebung dieser Art. — Dennoch ist Kant hier andrer Meinung als die Kantianer, und bringt dies mittels einer Definition zuwege, deren Unzweckmäßigkeit vor Augen liegt: E. von Hartmann und Simmel haben sie besonders deutlich erwiesen. Es wird nämlich der reine Wille mit der reinen Vernunft identifiziert (Grndl., S. 25, 45, 87; Kr. d. pr. V., S. 67); damit wird beiläufig der weitere Satz erschlichen, daß das Sittengesetz (wie die logischen Regeln) für alle vernünftigen Wesen gelten müsse und schlechthin notwendig sei (Grndl., S. 39ff., 62, 86; Kr. d. pr. V., S. 21, 35, 38). Und es entspringt die Hoffnung, irrige Sentenzen eines

Digitized by Google

getäuschten Gewissens gleich fehlerhaften Rechnungen dadurch zu entlarven, daß man sie auf Selbstwidersprüche hinzwingt; hiermit aber wäre zugleich das entscheidende Kriter für Böse und Gut gegeben. Ein wahrhaft abenteuerliches Unternehmen! Sehen wir zu, wie es gelingt (Grndl., S. 32, 56; Kr. d. pr. V., S. 21, 32, 53). Auch ein Lügner soll nicht wollen können (und hier endlich kommen wir auf den Sinn jenes fatalen „Könnens" beim Kritiker der praktischen Vernunft), daß alle Welt von Rechts wegen löge; denn sonst müßte die ihm zum Mißbrauch unentbehrliche Einrichtung von Treu und Glauben überhaupt verschwinden; es gäbe unter der Voraussetzung eines so absurden allgemeinen Gesetzes weder Schwüre noch Versprechungen, weder Verlobungen noch Depositen mehr; die Legalität des Schwindels höbe dessen Möglichkeit auf. Aber hier wird uns ein Widerspruch falscher Psychologie mit unsinniger Ethik als Selbstwiderspruch eingeredet. Solange nämlich der Mensch ein mitteilsames Wesen bleibt und seine Sprache behält, werden seine meisten Äußerungen ganz von selber „ehrlich" sein; denn er tut sie ja eben im Drange, sich zu äußern; ein sprechendes Tier, das immerfort löge, wäre so wenig vorstellbar wie ein handelndes, das sein Leben lang gar nichts täte als schlagen und stoßen. Also muß jedes erdenkliche Gesetz, und wäre es noch so moralfeindlich — einen Zustand voraussetzen, wo im großen und ganzen das Wort zu wahren Mitteilungen und aufrichtigen Verheißungen benutzt wird und demnach seine Suggestivkraft auf den Hörer im allgemeinen behält. Erlaubte nun eine generelle Regel den Betrug für dringende Fälle (und empföhle dadurch zugleich Vorsicht im Verkehr mit Unbekannten, wie jeder sie beim Pferdehandel übt): so würde das Spiel des Wortetauschens und Täuschens, unter etwas mehr Schwierigkeiten, dennoch weiterlaufen; und ein listiger Amoralist könnte vergrößerte Schwierigkeiten obendrein reizvoll finden und also ruhig ohne Selbstwiderspruch jene gottlose Regel herbeiwünschen. In der Tat herrschte und herrscht sie ja unter odysseisch angelegten und unter naiven Völkern; und könnte doch nicht, wenn sie sich

Digitized by Google

selber sofort vernichtete. — Noch weniger würde in den übrigen von Kant angeführten Beispielen eine unsittliche Allgemeinvorschrift der Logik widerstreben. Ein Wille, der „beschlösse", daß niemand einem Fremden in Nöten beizuspringen verpflichtet wäre, soll „sich selbst widerstreiten, indem der Fälle sich doch manche ereignen können, wo er anderer Liebe und Teilnahme bedarf." Sich widerstreiten? Wieso? Wenn ich nun einmal die Gesinnung hätte, auch im schwersten Drange lieber meinen Weg allein zu suchen als mir von einem andern helfen zu lassen! Vielleicht bin ich dann ein eigensinniger Narr; vielleicht auch bereue ich irgendeinmal meinen Wunsch (wie Wilhelm Tell bei Schiller); aber in sich selber widerspricht sich da nichts. — „Eine Natur, deren Gesetz es wäre, durch dieselbe Empfindung, deren Bestimmung es ist, zur Beförderung des Lebens anzutreiben" (durch die „Selbstliebe" nämlich), „das Leben selbst zu zerstören", soll „ihr selbst widersprechen und also als Natur nicht bestehen können"; und daher soll die Gestattung des Selbstmordes als allgemeines Prinzip unsinnig sein. Aber welken Existenzen den Freitod gestatten, heißt doch nicht, ihn aller Welt empfehlen! Wie? wenn nun die Natur im Gegenteil zur Erhaltung gesunden Stammes die kranken Individuen in rasches Sterben stieße und sich zu diesem Zwecke des Lebensüberdrusses bediente!? Man könnte ebensogut den Drohnenmord im Bienenstock oder die Autotomie bei so vielen Tieren Selbstwidersprüche der Natur heißen. — Niemand soll endlich wollen können, daß an Stelle des Strebens nach Höherem in der ganzen Menschheit das Ideal des Südseeparadieses zu herrschen begönne. Warum nicht? „Als ein vernünftiges Wesen" soll jeder notwendig wollen, „daß alle Vermögen in ihm entwickelt werden, weil sie ihm doch zu allerlei möglichen Absichten dienlich und gegeben sind." Also deswegen verwerfen wir die Trägheit, weil nur Fleiß eine vernünftige Entwicklung unsres Wesens fördert? Demnach wird *diese* als Oberwert gesetzt; und darüber läßt sich freilich reden. Nur einen Selbstwiderspruch kann niemand aus

Digitized by Google

schlaraffischen Begehrlichkeiten herauslesen — auch wenn sie generalisiert würden.

Nein: aus der Logik der Vernunft (und wär's die „praktische") läßt sich ein Kriter für das Moralische niemals herausdestillieren. Und so bleibt die formale Pflichtethik ohne Unterscheidungsmerkmal für Gut und Böse, ohne ausreichende Motivation zum rechten Handeln und ohne Klarheit über die Stellung des Begriffes der Gesetzlichkeit zu seinem Korrelat, dem der Gesellschaft. Klären wir! Opfern wir das Hirngespinst des kategorischen Imperativs! Lassen wir den höchsten Befehl dem Heile der Gesellschaft dienen! Alsbald stellt alles Vermißte sich zusammen ein. Nun quellen Beweggründe zu sittlichem Tun in Hülle und Fülle (denn wir sind ja soziale Wesen); daß sie empirisch zu konstatieren sind, kann nicht schaden; der Fanatismus für das aller Erfahrung Entrückte ist ja nur eine persönliche Liebhaberei des großen Scholastikers von Königsberg; was verbindet uns, ihr nach einem Jahrhundert immer noch nachzuhängen? Und indem wir den Traum von einer Gesetzlichkeit, die allen vernünftigen Wesen als solchen gälte, aus den Augen reiben, erfassen wir mittels der üblichen Ethik der Praktischen die Moralität als Dienst des Einzelnen für das Ganze.

Die Notwendigkeit, diesen Anschluß zu finden, hat Kant nun selbst gefühlt. Nur daß das Wort „Gesellschaft" ihm trivial und unfeierlich klingt, wo es sich darum handelt, das oberste Gut alles Wollens zu bezeichnen. Er redet statt dessen von einem „Reiche der Zwecke", in dem jedes vernünftige Wesen ein Glied sei (Grndl., S. 70, 76, 92ff.). So wird aus den uns vertrauten Formen des menschlichen Zusammenlebens ein geheimnisvoller Chorus; man kann eine künftige irdische Gemeinde darunter verstehen, wenn man nüchtern bleiben will; und dann huldigt der Sittliche dem Fortschritte des Geistes hienieden (das zielstrebige Ideal der modernsten „Kulturethiker"); oder man schwingt sich in theologische Höhen und fühlt sich mit den Erzengeln in eine Familie verbunden und verschlungen. Vielleicht trennt man auch die beiden Ober-

Digitized by Google

werte reinlich: der Mensch gehört zwei Welten an; als Bürger der sichtbaren trachtet er nach dem „absoluten" Staate, als Genosse der unsichtbaren drängt er überschwenglich-unbegreiflichen Bestimmungen entgegen. So lehrt es J. G. Fichte, dieser kühnste Prophet des praktischen Willens, der das Evangelium des kategorischen Imperativs flammend verdeutscht hat, ohne es im wesentlichen abzuändern.

Wir aber steigen in solche Höhen nicht mit. Religiöse Ethiken lassen wir auf sich beruhen; zwei mögliche gibt es, denen kaltes Denken den Grund legt; der Glaube mag getrost noch ganze Scharen gebären.

19.

Von Fichtes Ideal der vollkommenen Naturbeherrschung im absoluten Staate führen zwei gerade Straßen zu Hegels Reichen der objektiven Vernunft (vgl. Jodl, II, S. 117) und zu unsern Ethikern der Zivilisation hinüber; ebenso wie es von Kants Ethik des Vakuums zu Stammler und Staudinger, Cohen und Natorp geht. Anderseits pflanzt sich die auf das Gedeihen der Gesellschaft zugespitzte Pflichtmoral von England aus fort; man darf nicht eben sagen, daß sie begrifflich besonders geschwinde Fortschritte macht; die kosmopolitischen Träume des rationalistischen Jahrhunderts lassen einen Denker wie Priestley zwischen den Begriffen des „public good" und „happiness of mankind" nicht klar genug unterscheiden; er bemerkt gar nicht, wie alles sittliche Handeln bloß auf die Möglichkeit gesellschaftlichen Zusammenlebens und Zusammenwirkens zielt, mittelbar also aufs Heil der Gruppe; wie dagegen das Glück der Menschheit von völlig andern Umständen als der Moralität ihrer Mitglieder abhängt; wenigstens vorläufig, solange diese Menschheit nicht einheitliche Gruppe ist. Sodann verleitet jenes Geschiller zwischen „gesundem Gedeihen" und „Glück", das aus dem englischen Worte „happiness" flimmert, auch scharfe Köpfe zu hedonistischen Irrgängen; Benthams trügerische Rechnungen gewinnen seltsame Bedeutung, auch auf dem Kontinente, und verwirren die Aus-

Digitized by Google

richtung praktischer Ethik auf das schlichte Prinzip der Erhaltung der Sozietät. — Als dritter Anlaß zu Wirrnis kommt der Einfluß des Positivismus hinzu; Auguste Comte begnügte sich nicht mit den traurigen Steppen seiner Erfahrungsphilosophie und mit den Sonnenbildchen seiner historischen Visionen; er mußte durchaus Religionsstifter sein und elektrisierte die nüchterne Erhaltungsethik mit eschatologischer Schwärmerei und weltumarmender Sentimentalität. So rational gesinnt, daß er selbst die Kunst nur nach ihrer Nützlichkeit zu werten vermochte, brachte er doch mit seinem Geträume von der künftigen demokratisch organisierten Liebesgemeinschaft einer sicher fortschreitenden Menschheit fast etwas Mystisches in sein utilitarisches System, und machte zu dessen Stützpfeiler den Grundsatz: „für die andern leben". So schuf er die besondere Spielart der Erhaltungsethik, die sich mit sozialistischen Staatslehren zu verschmelzen neigt. Sie gäbe sich gerne als neue Spezies aus — ist aber nur eine Verquickung der gewohnten Form mit religiösen und politischen Idealen. Doch wirkt sie bis heute; nicht nur in der Parteipresse, auch bei Schriftstellern wie Eugen Dühring und Julius Baumann ist Comtes Wesenshauch zu spüren; bei beiden versteht sich's leicht; wie ihr geistiger Ahn sind diese Enkel zugleich völlig phantasielos, ja bittere Feinde der Phantasie, quantitative Werter, wenn es jemals solche gab — und dennoch jeder Phantastik zugänglich, die aus Nirgendheimen der Zukunft lockt.

Zwischen humanitären Verstiegenheiten, demokratischen Velleitäten und eudämonistischen Denkfehlern wankt denn also die Zweckmoral ihren unsicheren Gang durchs neunzehnte Jahrhundert: viel anderes als bei den Engländern des achtzehnten wird man bei den Neuesten kaum zu lesen bekommen; mehr wohl: scharfer Kritik, feiner Psychologie, naturwissenschaftlich orientierter Betrachtungen genug; aber wesentlich anderes nicht.

Nun schauen wir auf die Gegenseite! Die Ästhetenethik des 19. Jahrhunderts eröffnet Herbart mit der Erklärung, deren Unzweideutigkeit weit über die allgemeinen Wendungen

Digitized by Google

Shaftesburys und Smiths hinausgeht: daß die sittlichen Urteile so gut wie die ästhetischen Urteile des Geschmackes seien; dementsprechend sucht er mit radikaler Kühnheit aus psychischen Proportionen seine fünf ursprünglichen „Ideen" abzuleiten: Grundtugenden, die so ziemlich mit den von uns auf andre Weise gewonnenen Grundtugenden jeder Charakterethik — aber auch mit den Elementen antiker Sittlichkeit übereinstimmen. Die erste ist nämlich die Freiheit; sie entspricht als schönstes Verhältnis des Urteils zum Wollen etwa der griechischen Sophrosyne, in unsrer Tafel der seelischen Festigkeit und Selbsttreue. Die zweite „Idee" Herbarts ist die der „Vollkommenheit"; darunter wird das wohlgefällige Ebenmaß in der Stärke der verschiedenen Willensregungen verstanden; mithin ungefähr, was wir „Harmonie" nannten. Drittens folgt das Wohlwollen und viertens die Gerechtigkeit; wir faßten beides als Sympathie zusammen. Die letzte „Idee" ist die der „Billigkeit". Sie scheint nicht glücklich aufgestellt; zwischen Gerechtigkeit und Großmut fällt sie einigermaßen ins Leere, dem vorgedachten Schema zuliebe. Gleichviel, man sieht wieder: einseitig oder vielseitiger kann eine Charaktermoral ausfallen: im wesentlichen bleibt jede der andern gleich. — Das gilt auch von der Schopenhauers. Der leidvolle Inhalt seiner Metaphysik nötigt diesen Denker, alle Tugenden auf das Mitleid zurückzuführen, und der wundersame Gedanke von der Selbsterlösung des Willens treibt ihn zur Verherrlichung der Askese. Die wird denn freilich niemand mitmachen, der jene Nirwana-Hoffnung nicht teilt; und somit darf man davon absehen. Dann bleibt eine Mischung religiös gefärbter Sympathieethik mit Vorschriften eines melancholischen Epikureismus.

Des Epikureismus heitere Schattierung bietet uns Ludwig Feuerbach ungemischter. „Die Sittlichkeit", so läßt er sich vernehmen, „ist nichts andres als der mit Weisheit gepaarte Glückseligkeitstrieb" (Theog., S. 78). Aber freilich: diesen Drang des Ich nach Eudämonie gilt es mit dem gleichberechtigten des Du in Übereinstimmung zu bringen (Über

Digitized by Google

Sp. u. M., S. 113). So herzenskühl wie der antike kann der moderne Hedoniker denn doch nicht mehr werten. Dann fragt allerdings der Gegner sogleich: was mich denn antreiben solle, an die Freuden andrer zu denken? Unser Optimist wird da nicht verlegen. Er glaubt innig an die allgemeine Sympathie. „Deine erste Pflicht ist, dich glücklich zu machen. Bist du glücklich, so machst du auch andre glücklich. Der Glückliche kann nur Glückliche um sich sehen" (Ph. Fr., S. 391). Wohl: wer so rosig in die Welt schaut, hat es leicht, Epikureer zu sein; natürlich muß er nur vermeiden, den Begriff seiner Glückseligkeit allzu niedrig zu fassen; wie die antiken Denker wird er ihn mit Vollkommenheitsideen bereichern (Ph. Fr., S. 372) — und alles wäre in Ordnung: wenn nicht alles gar so oberflächlich wäre!

Als tieferer Geist geht Schleiermacher lieber bei Plato in die Schule. Wie sein Meister versteht er unter Tugend, daß das Höhere in der Seele regiere, das Niedere diene. Und zwar soll das auf möglichst mannigfaltige Art geschehen. Immer wieder wird betont, „daß jeder Mensch auf eigene Art die Menschheit darstellen solle, in einer eigenen Mischung ihrer Elemente, damit auf jede Weise sie sich offenbare" (Mon., II); wohl gelten gemeinsame Normen für alle; aber jeder läßt sich auf tausend Weisen nachleben; und die Weise, in der gerade ich ihnen nachlebe, soll aus den innersten Tiefen meines Sonderwesens wie von selber quellen; nur dann werde ich „vollkommen". Man sieht, was wir als „Prägung" und „Differenzierung" des Charakters forderten, hebt dieser echte Mimet besonders energisch hervor; man verschmelze diese Sehnsüchte mit den Deduktionen Herbarts, und unsre Tugendtafel hängt ziemlich vollständig da. Es ist die der individualistischen und immer ästhetisierenden romantischen Zeit allein angemessene Ethik. Ihre wesentlichen Tendenzen klingen z. B. auch bei Beneke ziemlich unverändert wieder. Rüstigere Tage verlangten eine leise Abwandlung der Charaktermoral. Die pessimistische wie die platonisierende Nuance derselben machte der peripatetischen Platz; man empfand wieder

Digitized by Google

die naturgemäße Tätigkeit als den schönsten Ausdruck persönlichen Wesens. In diesem Sinne ist beispielsweise Paulsens feinsinniges „System der Ethik" verfaßt. — Der Begriff der Tätigkeit schlägt leicht in den der Zweckarbeit um; und ist unsre zweckgierige Generation nicht im Grunde aller Ästhetenmoral entwachsen? Die letzten der Ästheten wehren sich; sie schleudern den Maschinen der Machthaber ihr Schlagwort entgegen: „Persönlichkeit"! „Sei Persönlichkeit!" lautet der oberste Imperativ Seths; daß der Theoretiker der Einfühlung, Theodor Lipps, unter allen ethischen Werten den der Persönlichkeit für den höchsten erklärt, versteht sich beinahe von selber; Heinrich Maier, Max Wentscher, G. Heymans, Max Scheler schließen sich an. Die Charakterethik lebt noch; aber sie bleibt die alte — gerade wie ihre Gegnerin.

Daran wird auch nichts geändert, wenn Eklektiker beide der Vollständigkeit wegen zusammenschweißen; das geschah von jeher: man reihte in den Lehrbüchern neben die Tugendlehre die Pflichtenlehre. Wer es tat und tut, beweist damit nur, daß er außerstande ist, letzte Konsequenzen eigener Prämissen zu denken.

Digitized by Google

IV. Abschnitt

Die beiden Metaphysiken

I.

„Der Mensch konstruiert sich die Welt nach seinen persönlichen Bedürfnissen; wir gleichen jenen Raupen, die ihre Kokons in den mannigfachen Farben ihrer Nahrung spinnen." Wenn dieser Ausspruch Taines und zugleich die These unsres Buches richtig wäre, so müßte es zwei gutgesponnene Metaphysiken geben. Freilich: so viele Denkfehler begehbar und so viel Widerstrebendes mischbar ist, so viele Metaphysiken waren und sind möglich. Ganz folgerichtige jedoch und fehlerlose gab und gibt es wirklich zwei. Jede von ihnen modelt sich mit dem Wissen und den Standpunkten der Wissenschaft; aber das sind Vermummungen, hinter denen das eine Paar der Gesichter immer wieder vorlugt. Und nur dieses interessiert uns in unserm Zusammenhange; die Erforschung der Larven lassen wir den Historikern.

Bevor wir indessen den Beweis für unsre Behauptung antreten, haben wir zu bestimmen, was wir mit dem verhängnisschweren Worte „Metaphysik" des genaueren meinen. Andre mögen anders definieren; für unsre Zwecke definieren wir so: Metaphysik heiße uns jeder Versuch, unsre Welt einheitlich und restlos zu erklären. In der Definition aber liegen fünf Forderungen eingehüllt. Erstens nämlich soll sich jede Metaphysik mit einer „Welt", will sagen: einer mannigfaltigen Wirklichkeit, beschäftigen; und nicht etwa mit logischen Allgemeinheiten oder gar bloßen Vokabeln. Außerhalb der „Metaphysik" demnach fallen für uns ontologische Untersuchungen

Digitized by Google

(die für einen Hegelianer wie etwa Rosenkranz gerade ihren eigentlichsten Inhalt ausmachen); wie die Begriffe des Seins und des Werdens sich vertragen, wie ein Vorgang Ursache eines andern sein kann, wie Attribute es machen, einer Substanz zu inhärieren: die Stellung und Lösung derartiger Probleme hängt keineswegs von ursprünglichen Reaktionsbereitschaften ab; und somit gehört eine Philosophie wie die der Eleaten — aber auch z. B. die Herbarts — nicht in den Rahmen unsrer Betrachtungen. — Sodann soll die Welt, welche die Metaphysik erklären will, „unsre" sein: also die uns umgebende, wissenschaftlich erforschbare. An die Ergebnisse der Forschung hat sich demnach der Metaphysiker streng zu halten; wo er mit gesicherten Tatsachen in Widerspruch gerät, wird seine Konstruktion fehlerhaft und tritt für uns aus der Konkurrenz. — Zum dritten soll die Erklärung der Welt einheitlich und zum vierten restlos sein. Man könnte die beiden Postulate gleichsam als Minimalaufgaben so formulieren: es gälte die Ableitung unsrer gesamten Erkenntnis von einer Mindestzahl an Hypothesen. Ist solche Minimalaufgabe überhaupt lösbar? Folgende Fälle sind ersinnlich. Es könnten in der Welt Widersprüche stecken — wie in unlogischen Büchern; dann mißlänge notwendig jede einheitliche Erläuterung des Textes; und an Metaphysik dürfte gar nicht gedacht werden. Zum leeren Spiel aber würde sie auch dann, wenn der möglichen Lösungen beliebig viele wären. Anderseits könnte sich herausstellen, daß es einen — und nur einen — allereinfachsten Aufriß des Universums gäbe: dann wäre auch die einzig „richtige" Metaphysik auffindbar. Oder endlich: es gibt eine beschränkte Zahl von Lösungen des Problems. Auch dann noch kann die metaphysische Arbeit fruchtbar bleiben; sie stellt die verschiedenen Denkbarkeiten nebeneinander, beseitigt schiefe und bröcklige Bauten und weist die geheimen Quellen der erlaubten Anschauungen nach. Und dies bleibt unsre Meinung. Daß dabei jede wesentliche Veränderung unsres Wissens von der Welt eine Revision aller gestatteten Metaphysiken nötig macht, versteht sich.

Digitized by Google

Nun aber schließlich: was will das heißen: Welt „erklären"? Es heißt: Welt verstehen lehren. Damit nun fällt zunächst jede Begriffsrealistik als solche aus unsrer Definition der Metaphysik heraus. Denn die Zimmerung eines zeitlosen Systems von logisch geordneten Ideen kann keinesfalls je verständlicher machen, was in der alogischen Tatsächlichkeit hier oder dort, damals oder jetzt geschieht. Auf Geschehnisse aber angewendet: was bedeutet das Wort „verstehen"? Zweierlei Menschen meinen damit zweierlei, was unter sich kaum zusammenhängt. Und demgemäß spaltet sich die fünfte der Forderungen, die unsre Definition der Metaphysik in sich schloß. — Die einen „verstehen" Vorgänge bereits, wenn sie dieselben auf gewohntere zurückgeführt — oder, schärfer ausgedrückt, unter eine Regel des Geschehens gebracht haben. Die andern nur, wenn sie nachzuerleben vermögen. Kein Wunder, daß diese eine ganz andre Metaphysik entwickeln als jene. Die beiden Postulate aber und damit die beiden Metaphysiken entspringen letztlich den beiden Fassungen der Doppelkategorie Ursächlichkeit-Substanz.

Die erste Fassung findet man in ihrer klassischen Gestalt bei Kant (Kr. d. r. V., S. 180): „Alles, was geschieht, setzt etwas voraus, worauf es nach einer Regel folgt." Und warum? Weil „nur dadurch, daß eine gewisse Ordnung in dem Zeitverhältnisse unsrer Vorstellungen notwendig ist, ihnen objektive Bedeutung erteilt wird." Regellose Folgen von „Vorstellungen" (in Kants Wortsinne) würden überhaupt keinen Weltlauf ergeben, sondern höchstens einen Traum. Es ist mithin die Regelmäßigkeit in der Sukzession Bedingung dafür, daß es irgendwelche „Erfahrung" über ein Geschehen geben kann. Das Geschehen selber wiederum ist nicht anders zu denken als an einem beharrlichen Substrate ablaufend; denn setzen wir, ein solches fehlte und bloße Bilder wechselten im Bewußtsein: so mangelte es an einer Bestimmung darüber, „ob dieses Mannigfaltige, als Gegenstand der Erfahrung, zugleich sei oder nacheinander folge"; „unsre Apprehension" nämlich „des Mannigfaltigen in der Erscheinung, ist jederzeit

Digitized by Google

sukzessiv." Wer etwa gegen diese Darstellung einwenden wollte, er vermöge das Simul vom Vor-Nach recht gut auch dann noch zu trennen, wenn er substanzlose Töne in sich klingen und Farben (allenfalls subjektive) vor sich leuchten lasse: der vergäße, daß er bei dieser Annahme immer noch sich selber als Dauersubstrat seiner akustischen und optischen Akzidentien mitdächte. Täte er's nicht, so verlöre für ihn wirklich, ganz wie Kant es zeigt, die Zeit jede Bestimmung und damit die Zeitvorstellung jeden Sinn; also könnte dann von einem „Geschehen" auch nicht mehr geredet werden. Kurz und gut: das Urverhältnis von beharrlicher Substanz und Akzidentien und der Urgedanke einer Regel im Geschehen sind notwendige Bedingungen jeder erdenklichen Erfahrung über Ereignisse irgendeines Weltlaufes. Zwei Bedingungen — und dennoch im tiefsten Grunde eine einzige. Ein Gesetz wird erheischt, nach dem die Zustände eines Beharrlichen einander ablösen; und ein Beharrliches wird erheischt, damit es Zustände gebe, die einander gesetzesgemäß ablösen können.

Alles unbestreitbar. Nur die Ausdrücke möchte ich völliger Klarheit zuliebe abändern. Ich nenne das im Wechsel der Akzidentien Beharrende lieber „Substrat" als „Substanz" und die Gesetzlichkeit im Ablaufe der Erscheinungen nicht „Ursächlichkeit"; und bezeichne somit den „Grundsatz der Beharrlichkeit der Substanz" als „Substratsatz" und den „Grundsatz der Zeitfolge nach dem Gesetze der Kausalität" als „Regelsatz". Denn es gibt eine zweite, eine ganz andre Fassung der einander ergänzenden Begriffe „Substanz" und „Ursache"; und allein für die möchte ich die vieldeutigen Wörter mir aufsparen.

Wenn ich ein Geschehen „aus" statt „auf" etwas folgen lasse, wenn ich es bewirkt werden lasse „durch" etwas: so erfahre ich in mir einen müden Nachklang des allsekundlichen Erlebens beim Bewegen meiner Glieder und fremder Gegenstände „durch" den Willen. Hume hat wohl recht: auch dieses Erlebnis bietet logischer Analyse nur ein Nacheinander; ich will; und dann bewegt sich's. Aber gleichviel: unser Be-

Digitized by Google

wußtsein sprudelt, aller Logik zum Trotz, von jener unumschreibbaren, aber allsekundlich uns wiederkehrenden Aktivität, die sich in den Begriffen des Wirkens und der Kraft abspiegeln möchte. Und nun anthropomorphosiere ich die Welt, indem ich kraftbegabte Wesen auf andre Wesen wirkend und deren Zustände solcherart verändert mir vorstelle. Ist aber diese Anthropomorphose vielleicht eine notwendige Bedingung für jedes menschliche Denken? Die eine Partei unter den Metaphysikern wagt das zu bejahen. Sie glaubt nicht nur an das Substrat- und das Regelpostulat; sondern außerdem noch an das Doppelpostulat der „Substanz" und der „Ursächlichkeit" in meinem Sinne. Machen wir uns klar, was alles mit dieser Behauptung behauptet wird!

Die Annahme kraftloser neben kraftbegabten Dauersubstraten und einer besonderen Gesetzlichkeit für ungewirkte Folgen wirkungloser Präzedentien neben der für Wirkungen wäre absurd und obendrein ganz eitel; denn es könnte niemals ein Kennzeichen geben, um die beiderlei Regeln oder Substrate voneinander zu scheiden. Also gelten für die „Kausalisten" zunächst diese Sätze: Die Substrate alles Geschehens sind kraftbegabte Substanzen; alles Geschehen ist Wirkung; alle Wirkungen erfolgen streng gesetzmäßig. Aber weiter! Wessen Denken mit den kantischen „Analogien der Erfahrung" sich begnügen möchte — wir nennen ihn den „Regulisten" — der leiht seinem Dauersubstrat „apriori" keine bestimmten Dauereigenschaften; es könnte deren mannigfache — oder auch gar keine haben — ganz wie die Empirie das wünschbar machen sollte. Der Kausalist dagegen gab dem seinigen vom Anbeginn an ein unabänderliches Zubehör: die Kraft. Die sollte ja den Wechsel aller Zustände bestimmen. Damit aber tritt sie aus deren Reihe in eine besondere Stellung: sie verhält sich zu ihnen allen ungefähr wie bei Spinoza Attribut zu Modus. Im Gegensatze zu den Kräften bekommen die erfahrbaren Eigenschaften der Dinge etwas Scheinhaftes, Unwirkliches; und so muß es ja sein, wenn in Wahrheit die dynamische Fassung des Doppelaxioms auf unsre motorischen

Digitized by Google

Erlebnisse zurückgeht. Alsbald werden die Substanzen farblos und eintönig; denn Kräfte unterscheiden sich ihrem Wesen nach durch Größe und Richtung: nur noch die Maße der innewohnenden Kräfte sondern fortan ein letztreales Ding vom andern. Wie aber wandelt sich unter dieser Voraussetzung der Regelsatz? Wenn alle Wirkungen von Kräften hervorgebracht werden sollen: so muß er fordern, daß gleicher Kraft immer gleiche Wirkung entspreche. Was wir nun beobachten, sind Wirkungen; denen setzen wir die unbeobachtbaren Kräfte proportional und sagen in diesem Sinne: „Causa aequat effectum".

2.

Substanz und Ursache, wie ich sie definiere, sind Einfühlungen unsrer Bewegungserlebnisse ins kalte All. Darum muß der Mimet zugleich Kausalist werden. Der Praktische dagegen, der an seiner Umgebung nur arbeiten will, darf ihr innerlich fremd bleiben; ihm genügt es, das Gesetz zu lernen, kraft dessen er sie beherrschen kann. Er ist der geborene Regulist. Er „versteht" die Welt, wenn er jedes Geschehen aus geläufigen Regeln abzuleiten weiß, und fragt nicht nach weiterem. Sein Widerpart dagegen möchte alle Ereignisse in sich nachbilden; nur so „begreift" er sie. Wie aber macht er das möglich?

Den Einfluß meiner Hautfarbe etwa oder meiner Stimme auf meinen eigenen Leib oder andre Körper kann ich nie unmittelbar erfahren; wohl aber den meiner Willensregungen auf meine Glieder und die Außenwelt. Mittels des motorischen Erlebens also kann ich mir das Ferne annähern. Und diese Hoffnung eben treibt den mimetischen Metaphysiker, die anthropomorphe Doppeldenkform zum Ausgangspunkte seiner Betrachtungen zu wählen. Er meint zu begreifen nur, was er auf Wirkungen kraftvoller Substanzen zurückgeführt hat. Wer ihm vorwürfe, daß er da willkürlich und naiv die Daten des Bewegungssinnes den an sich gleichberechtigten Aussagen der andern Sinne überordne: der vergäße, daß das Denken selber

Digitized by Google

seinem tiefsten Wesen nach motorisch ist: wie sollte das Begreifen optisch oder akustisch oder auch taktil sich geberden dürfen?

Konfrontieren wir die beiden Arten der Einsicht vor einem einfachen Problem; und zwar mittels der urältesten, aber immer neuen und notwendigen Methode psychologischer Introspektion, die sich heute unter dem unaussprechbaren Pseudonym der „Phänomenologie" so jung und vornehm tut. Gegeben sei ein alltäglicher Vorgang, z. B. das Verdampfen kochenden Wassers; um seine „Erklärung" bitten wir nacheinander den Regulisten und den Kausalisten. Jener erinnert an ein allgemeines Gesetz: Erhitzung und Abkühlung verändern Aggregatzustände in dem und dem Sinne; er gibt uns Tabellen der Schmelz- und Siedepunkte; lehrt uns die Bedingungen kennen, von denen der Eintritt des Geschehens abhängt — und das Weitere. Ist das zu Dampf gewordene Wasser an der gehörigen Stelle eingereiht, so bleibt nichts zu erläutern übrig; und wir haben den Vorgang völlig verstanden. Was wollten wir als praktische Menschen denn auch weiter? Künftig beherrschen wir ihn und können uns sogar noch auf dem Gipfel des Kantschintschinga Eier kochen, wenn wir Appetit haben. Fertig und abgetan, gottlob! — So erleben's, vermute ich, die meisten Menschen bei sorgsamer Selbstschau. — Mir persönlich jedoch zeigt sich ein andres seelisches „Phänomen". Ich bin mit jener „Erklärung" der gelehrten Herren noch nicht zufrieden. Die Regel kenne ich nun wohl, nach der das Wasser kochte; aber so viel fehlt mir noch zum Verständnisse des Kochens, daß ich die Regel selber nicht besser zu verstehen glaube als das zu erklärende Ereignis. In dieser Not wende ich mich an meinen andern Freund, den Kausalisten. Der malt mir alsbald an Stelle der flüssigen Masse Legionen punktartiger Substanzen, die einander abstoßen oder anziehen. Da erwacht meine motorische Phantasie: den Zug und Stoß lebe ich in Gedanken mit. Nur muß ich die Maße beider Vorgänge wissen. Sie entsprechen den Kräften, wird mir gesagt; diese zwar kenne ich nicht; aber über die Größe der

Digitized by Google

Bewegungen kann ich einiges aussagen; und dementsprechend verteile ich die Attraktion und Repulsion auf die Substanzpartikeln. Ich erfahre weiter von der Beschleunigung der Molekeln durch die Einwirkungen von schneller tanzenden Geschwistern: und empfinde nun lebhaft nach, wie das quirlende Gewimmel durcheinanderfliegen muß. „Muß" — „durch" die „Wärme" —; „durch" sie; nicht bloß „infolge" der unbegriffenen Steigerung einer unbegriffenen Qualität. Der „Fetischismus" meines Gewährsmannes hat mir geholfen; alles ist mir klar; und wäre mir klar, auch wenn ich die Regel nicht genau genug kennenlernte, um mein späteres Verhalten danach einzurichten. Denn nicht auf Erleichterung der Rechnung kam es mir gegenwärtig an; sondern um des tieferen Verständnisses willen habe ich mein urbekanntes Wasser in eine unbekannte Kraftsubstanz verwandelt. Das Gewohnteste mache ich hier zum Gespenste, um es ganz zu begreifen; nicht umgekehrt; soweit bin ich von der Definition des Regulisten entfernt, dem Verstehen soviel bedeutete wie Ungewohntes in gewohnte Zusammenhänge einzuordnen.

Ist der mimetische Kausalist nun einmal an dem Punkte angelangt, wo er außer Kraftwirkungen nichts mehr als begriffen gelten läßt: so wird er unaufhaltsam vorwärtsgetrieben, bis er die sichtbare Welt in ein System von Kräften umgestaltet hat. (Die einzelnen Stationen des Weges habe ich in meinen „Bildern von der Materie" dargestellt.) Der regulistische Praktiker dagegen bedarf solcher Zusammenstreichung aller sinnlichen Eigenschaften auf quantitative Bestimmungen keineswegs; denn auch die verschiedenartigsten Geschehnisse können ja sehr wohl nach festen Regeln miteinander verbunden sein — oder, wie man heute lieber sagt, funktionell zusammengehören. Und mehr braucht der Regulist nicht, um zu „verstehen". Die naturphilosophische Basis seines Systems — wenn er eines hat — ist aus bunterem Gestein zusammengesetzt als die dynamische Mechanistik seines Gegners; welcher Art die Musivstifte im einzelnen sein sollen, bestimmt das Wissen der Zeit. Ehedem fochten okkulte Qualitäten oder

Digitized by Google

„Polaritäten" miteinander; man gebot, „Urphänomene" als solche anzuerkennen und zu verehren. Heute ist die Energetik der geeignete Tanzboden für die praktischen Geister. Sie entfernen sich niemals so kühn von der geliebten Wirklichkeit wie die Mimeten — und rühmen diesen gegenüber ihren Wirklichkeitssinn. Die ungeheuern Gedankenbauten der Mechanisten kommen ihnen zwecklos, ja sinnlos vor; sie können es nicht recht fassen, daß jemand ein Leben darangeben mag, eine Begreiflichkeit zu erzielen, die zu keinem „nützlichen" Ergebnisse führt. Ja, wenn die quantitative Fiktion die Anwendung des Kalküls erleichterte! Aber mit Energieäquivalenten rechnet sich's eben so flott und flotter als mit den Schwingungen und Stößen der Dynamiker. Also scheinen deren Systeme veraltet. Und das Substrat alles Werdens, ohne das kein Werden gedenkbar ist? Die Energie taugt als solches ganz ebensogut wie die kraftbegabte Materie der Mimeten. Darum: was wollen die noch länger in der Physik?

Man sieht, keine der Meinungen kann die andre erschüttern; und der letzte Denkgrund beider, die Auffassung des Verstehens und der Kausalität, liegt aller Logik entrückt, tief in Anlage und Neigung verankert. Aber nur der erste Schritt steht uns frei; beim zweiten sind wir Knechte — oder halbdenkende Schwächlinge.

An dieser Stelle jedoch stutzt wohl ein Leser — und staunt. Es scheint paradox, daß eben der Vergötterer der Qualitäten sich genötigt sieht, das All in eine qualitätenlose Kraftmaschine zu verwandeln; während der quantitativ Gesinnte die Fülle der Qualitäten ruhig bestehen läßt. Allein, das ist so seltsam nicht, wie es aussieht. Erwägen wir, daß zwei Begriffe einander sind, was Wasser dem Feuer: Wirksamkeit — und Daseinsschönheit. Und was einer schätzt, legt er am liebsten sich selber bei. Wer das Wirken liebt und die Schönheit verachtet, der läßt der verächtlichen Natur all ihren toten Flitter und stellt seine eigene lebendige Seele als wirkend vor; damit aber wird die farb- und gestaltlos; sie spiegelt wie ein nüchternes Glas die prunkvollen Eindrücke des Draußen

Digitized by Google

und arbeitet gegen dieses mit der Wucht eines Kraftzentrums. Das physikalische All behält seine Mannigfaltigkeit — und das Ich wird dementsprechend eigenschaftsarm, aber tätig; ein naturwissenschaftlich orientierter Geist wird es gerne selber wie eine etwas unbestimmt zerfließende Energie sich denken. Wer dagegen die Schönheit anbetet und das Wirken niedrig stellt, der verleiht seiner Seele alle Farben, Klänge und Düfte, macht mithin die Qualitäten „sekundär". Und der Stoff wird dafür wirksam und füllt sich mit Mächten und Willensnachklängen; eben deshalb kann er nun nicht mehr bunt sein oder tönen. Und dennoch verliert auch dieser Stoff seinen ästhetischen Charakter keineswegs. Aller Sinn des Naturgeschehens wird aus der Qualität in die Anordnung der Teile, das System, die Form verschoben. Wie der Bildhauer den Liebesblick und die weiche Haut, den süßen Duft und selbst das Weiß und Rot seines Mädchens uns unterschlägt, um allein ihren Umriß und ihre Bewegung zu verewigen: so meißelt der mechanistische Ästhet die prangende Natur in eine Organisation von Stellungen und Rhythmen um; und weil er in den Dingen lebt, übertragen die Dinge ihm ihren Abglanz.

3.

Mit der Mechanistik des ästhetischen Denkens verschlingt sich innig sein Phänomenalismus. Den für alle Metaphysik grundlegenden Begriff definieren wir so: Erscheinung ist die Gestalt, in der die Realität einer artlich normalen Intelligenz nach festen Gesetzen bewußt wird. Vertausche ich das Adjektiv „artlich-normal" mit „individuell" und lasse die Bestimmung: „nach festen Gesetzen" weg, so geht der metaphysische Begriff in den psychologischen des „Scheines" über, der oft mit ihm verwechselt wird. Nun gibt es auch unter unsern gelehrtesten Fachgenossen Männer, die aufrichtig genug bekennen: sie könnten sich unter jenem weittragenden Worte nichts Gescheites denken. „Was man nicht klar bestimmen kann, das sieht man als Erscheinung an" — scherzt Johannes

Digitized by Google

Rehmke freundlich; und erlöst damit manchen, der Ähnliches zu gestehen scheute. Uns andern jedoch legen solche Geständnisse die Pflicht auf, nachzuschauen, ob wir die leere Definition füllen — ob wir mit anderen Worten aus dem Erlebnis ein Moment bezeichnen können, das den Begriff deckt.

In der Tat, wir gerieten in Verlegenheit — wenn die mechanistische Physik und die Physiologie nicht wären. Derselbe Vorgang, den Auge und Getast (wenigstens mittelbar) als Luftschwingung uns darstellt, wird als Ton gehört. Hinter dem gesehenen Lichte denken wir uns nach dieser Analogie andersartige Vibrationen, die einem ultramikroskopischen Wesen zu motorischen Daten werden könnten. Die Beschreibung aber dessen, was beim sinnlichen Wahrnehmen innerhalb unsres Nervensystems geschieht, macht uns den Gedanken noch geläufiger, daß eine „Wirklichkeit" unsre Organe affiziere und dadurch in unsrer „Seele" die „sekundären" Eigenschaften der Dinge hervorrufe. So wären denn zunächst die farbigen, tönenden, tastbaren, duftenden Gegenstände nach unsrer Bestimmung „Erscheinungen" einer räumlich bewegten Stoffwelt. Durch die Pforte dieses Gedankens muß man hindurch, wenn man Sinnesphysiologie, Optik oder Akustik will. Und demnach ist der Erscheinungsbegriff, ob nun dunkel oder licht, jedenfalls auf einer Stufe unsres Welterkennens unumgänglich. Bald jedoch merken wir: gerade auf dieser Stufe stehenzubleiben, geht keinesfalls an. Den ästhetischen Kausalisten befriedigt der erklärungsfremde Gedanke der toten Materie nicht; er wirft, um zu begreifen, seine innere Dynamik in die Welt und verwandelt den Stoff in ein System von Kräften. Wie aber steht es nun? Was wir vom Stoffe wußten, die sinnlichen Eigenschaften, sind unsre eigenen Erlebnisse geworden; was wir vom Stoffe jenseits der Erscheinung denken, haben wir, um seine Wirkungen zu verstehen, mit Ichhaftigkeit erfüllt; welche Stoffhaftigkeiten bleiben da noch übrig? Im Grunde scheint es nun am einfachsten, den Gegensatz von „Seele" und Stoff ganz zu verflüchtigen. Wenn das Seelenähnliche draußen auf das Seelenähnliche, dessen Erscheinung

Digitized by Google

wir unsern Leib nennen, einwirkt, so erfährt die der Leiberscheinung entsprechende Realität ein Bild, das die Erscheinung des Seelenähnlichen draußen darstellt; wenn umgekehrt in meiner Seele etwas vorgeht, gleichviel ob ein Empfinden oder Wollen, so könnte dieser seelische Vorgang mittelbar auf eine fremde Seele in dem Sinne einwirken, daß sie ein Bild von räumlichen Bewegungen erhielte, die sie „meine nervösen Prozesse" nennen würde. Psychisches Geschehen mithin oder damit Vergleichbares: darin bestände die „eigentliche" Realität; und wenn Psyche mit Psyche — oder „Psychoid" — in Wechselwirkung geriete, träten die entsprechenden „Erscheinungen" auf.

Wo aber bleibt nun die mechanistische Welt? Die Welt der einander anziehenden und abstoßenden Atome? Ihr tiefstes Wesen hat sich in Kraft und Seele verwandelt; das Phänomen anderseits trägt ja neben den primären die sekundären Qualitäten. Welchen Vorrang behalten dann noch jene vor diesen? — Die Metaphysik formuliert hier etwas anders als die Erkenntnistheorie. Denn diese fragt nach der Möglichkeit wissenschaftlicher Aussagen; da nun solche nur innerhalb der Sinnenwirklichkeit verifiziert werden können, so muß der Epistemologe den Mechanismus für einen bloßen Gedankenbau ohne Realitätswert erklären, errichtet, um die uns umgebende Erscheinung, von der allein Wahrheiten gelten, zu begreifen. Als solche Fiktion wird die qualitätenlose, durch den Raum bewegte Materie von der Wissenschaft der Metaphysik überliefert. Dieser jedoch steht es nun ganz frei, von ihren eigenen Erwägungen aus die Welten der unmittelbaren Erfahrung und der klassischen Physik neu gegeneinander zu orientieren. Sie wird so entscheiden. Die übersinnliche Essenz des Universums offenbart sich in doppelter Art; der Wahrnehmung bietet sie sich als Erscheinung; dem Denken als Mechanismus. Der Realitätswert beider Manifestationen gilt dem Metaphysiker als der gleiche; aber größere Objektivität kommt nach ihm der mechanistischen Anschauung zu, weil sie von der spezifischen Organisation menschlicher Sinnlichkeit unabhängiger ist. — Der

Digitized by Google

Widerspruch darf uns nicht überraschen; denn wir wissen ja: die gesamte Metaphysik ist ihrem Wesen nach erklärende Konstruktion; daher darf sie erklärende Konstruktionen (ihren beseelten Kosmos) als oberste Wirklichkeiten fingieren und andere (die mechanistischen nämlich) in gleiche oder höhere Dignität mit der einzigen Welt wissenschaftlicher Wahrheit (der „Erscheinung") einsetzen. Man mißversteht sich selber und uns, wenn man das nicht immer im Auge behält: unsre Forderungen, unsre Forderungen allein trieben uns zur Annahme von Kräften hinter den Qualitäten, und weiter, von Seelenartigem hinter den Kräften; „Wahrheiten" enthalten all diese Annahmen nicht, wenigstens keine Wahrheiten in dem einzig verständigen Wortsinne, gemäß dem wir von zoologischen, historischen, Alltags-Wahrheiten sprechen; auch nicht „Wahrscheinlichkeiten"; denn solche streben danach, Wahrheiten zu werden, nur daß sie dem Zweifel noch Platz lassen. In der Metaphysik aber, wo es keine verifizierende Bewährung gibt, kann es Halb- und Zweidrittelsgewißheiten sowenig wie Gewißheit geben. Also sind auch unsre Aussprüche über die letzte Realität und die beiden Formen ihrer Offenbarung weder Behauptungen noch auch Hypothesen: „Theoreme" habe ich dergleichen Sätze genannt (Maschth., S. 3); die beanspruchen keine Bestätigung, nur eine Prüfung, ob sie korrekt ersonnen sind, um Gegebenes einheitlich und restlos begreiflich zu machen.

Dem praktischen Geiste mißfallen diese ihm unnötig vorkommenden Gedankenbauten. Aber auch er fühlt sich in jenem Bereiche nicht wohl, in das ihn die Einsicht von der „sekundären" Natur aller sinnlichen Qualitäten trieb. Was macht er mit der plumpen, eigenschaftlosen, zweckfremden „Materie", die als das „Primäre" hinter den farbigen Gegenständen der ersten Welt der Wirklichkeit kleben blieb? In diese Welt sehnt sich der doch wieder zurück, der sie meistern möchte. Aber gibt es noch einen Heimweg für jemand, der die Bedingtheit der Wahrnehmung durch die Beschaffenheit unsres Sensoriums einmal erkannt hat? Die positivistische Im-

Digitized by Google

manenzlehre scheint ihn zu eröffnen. Erster Schritt: man leugnet mit Berkeley (dessen Neigung zur Pflichtmoral wir schon berührten) die primären Eigenschaften der Erscheinungen hinweg. Dann behält man ein Bewußtsein als Rahmen fürs All; und darin eingefaßt: einerseits leibhaftige Bilder sogenannter „Dinge", anderseits Erinnerungen, Gefühle, Volitionen, Organempfindungen, motorische Regungen, kurz die „subjektiven" Zustände. Gewinn: man hat wieder, gerade wie in der Realität der Naiven, Ich und äußere Sinnenwelt nebeneinander, nur alle beide vom Bewußtsein, statt von absoluter Raumzeitlichkeit, umschlossen. Auf dieser neuen Bühne: wie verhält sich die Zweiheit gegenseitig? Sie wirkt nicht in der Weise aufeinander wie beim Phänomenalisten. Sollten denn leibhaftige Bewußtseinsprodukte (die „Dinge") andre ihresgleichen (die Nervensysteme) so beeinflussen, daß diese abermals mit Bewußtseinsprodukten (Bildern von Bildern) antworteten? Das verwickelt in Absurditäten. Viel einfacher: für das Auftreten der einen Klasse von Gestalten (der Wahrnehmungen) ist das gleichzeitige Auftreten der andern (der Organempfindungen samt ihrem Zubehör) Bedingung; beiderlei Geschehen steht in funktionellem Zusammenhange; und damit gut; seine Formeln aufzustellen, überlassen wir der Erkenntnistheorie. Dies aber ist der zweite Schritt des Positivismus; Avenarius, Schuppe, Mach, Ziehen haben ihn in unsern Tagen mit bestimmterer Zielsicherheit getan als frühere Denker. Nur bleibt ein dritter nötig. Das allumspannende Bewußtsein kann natürlich nicht mein persönliches sein; ich, der Philosoph Soundso, der ich in Berlin oder Greifswald wohne, stehe ja mit meinen privaten Erlebnissen innerhalb des allgemeinen Schauplatzes: ich bin zu derundder Zeit auf die Erde getreten, habe von denundden „andern" mein kurzes Dasein empfangen, suche auf dieunddie „andern" einzuwirken — und so weiter. Der Solipsismus wäre also eine unsinnige Annahme. Das Bewußtsein, in welchem die Welt sich abspielt, ist das „erkenntnistheoretische Subjekt"; die Einzelbewußtseine bezeichnen nur die verschiedenen möglichen Standpunkte innerhalb dieses

Digitized by Google

„Bewußtseins überhaupt"; erst alle denkbaren Einzelsubjekte zusammengenommen würden dessen Inhalt erschöpfen. So leitet's Fichte aus kantischen Prämissen ab; und die Neueren, sofern sie klar denken, folgen ihm. Und müssen alsbald einen vierten und letzten Schritt tun. Das gemeinsame Reich aller Subjekte, das Feld der „Erfahrung" (im Sinne Kants) wird „objektive Wirklichkeit" genannt, wieweit die Visionen der verschiedenen Standpunkte sämtlich zusammenfallen; und „subjektiver Schein", wieweit die mein persönliches Ich konstituierenden Organempfindungen (samt ihren Pertinenzien) mit andern Bildern sich verkoppeln als die dein Du ausmachenden Organempfindungen; oder völlig scharf ausgedrückt: wieweit meine Vorstellung vom Zusammensein beliebiger Bilder mit Bildern fremder Nervensysteme nicht zu dem Beieinander meiner „eigenen" Organempfindungen und der mir unmittelbar gegebenen Bilder stimmt, soweit und nur soweit verwerfe ich die scheinbare Wirklichkeit als „subjektive" Zutat zum Weltgemälde. Alle Wahrnehmung dagegen, über die normale Menschen miteinander einig sind (hier springt der Immanenzphilosoph berechtigtermaßen in die Sprache des Alltagslebens zurück), heißt von nun an „Realität"; und die ist farbig, duftig, warm, wie sie uns als Kindern war: der „erkenntnistheoretische Sündenfall" — wie Rehmke einmal hübsch gesagt hat — ist vermieden. Nur eine Beute haben wir aus dem ganzen Feldzug heimgebracht: die Erlaubnis, zu rechnerischen Zwecken alle Eigenschaften zu quantifizieren; uns bedeuten aber nicht mehr die Luftschwingungen das wahre Wesen subjektiver Töne; die Molekelstürme der kinetischen Gastheorie nicht die hinter der Wärme verborgene Wirklichkeit; chemische Umsätze nicht die objektive Seite des Geruches; sondern jene mechanistischen Anschauungen oder Vorstellungen begleiten einfach diese Qualitäten in gesetzmäßigem Rhythmus; die Regel der Zuordnung gestattet (zum Glücke für die Physik!), das sonst Unpackbare mathematisch zu formulieren. Und damit wäre denn die Rückkehr ins Land des Realismus gelungen; nur daß der neue philosophisch begründet ist, statt

Digitized by Google

sich „naiv" zu geberden. (Vgl. z. B. Joseph Petzoldt, Einf. i. d. Ph. d. r. Erf., II, S. 311ff., 330.)

Freilich glaube ich: der ganze Gedankengang leidet an einem unmeidbaren Fehler; doch darüber habe ich an andern Orten gehandelt (Ps. d. Ax., S. 128ff.; Drei Welten, S. 3ff.); und hier will ich nichts als die beiden feindlichen Ansichten einander entgegensetzen, die aus der Erkenntnis vom Zusammenhange der sekundären Qualitäten mit unsrer nervösen Organisation entspringen können.

Der Phänomenalist doppelt die Welt: die der Sinne erklärt er durch die der Kräfte; dafür läuft ihm kein Riß zwischen Leib und Seele: innerhalb der Erscheinung kennt er nur körperliche Stellvertretungen des Psychischen; innerhalb des innersten Realkernes seines dynamischen Universums nur immaterielles Geschehen; sei es nun bewußt oder sei es unbewußt und uns daher bloß mit Wörtern wie „kraftartig" oder „psychoid" bezeichenbar, nicht eigentlich vorstellbar. — Der realistische Immanenzphilosoph dagegen läßt die Welt einfach, mag er sie statt „Wirklichkeit" auch immerhin „Bewußtseinsinhalt" taufen; dafür muß er Seele von Leib trennen; zwar sind ihm dem Namen nach alles beides Bewußtseinsvorgänge (und so bildet er sich Anrechte auf den Titel eines Monisten ein); indessen gruppieren sie sich dennoch notwendig um die beiden Pole des allgemeinen Bewußtseinsglobus; und Psychisches verursacht Physisches, Physisches Psychisches nicht in andrem Sinne, als Physisches Physisches verursacht; eben weil beiderlei Geschehen in einem und demselben Felde des „Bewußtseins überhaupt" verläuft. Und obendrein muß er zweierlei Arten funktionellen Zusammenhanges scharf trennen (besonders sorgfältig hat sich Ziehen darum bemüht). Erstens nämlich verschiebt jeder Stellungswechsel des Bewußtseins die Dinge der Welt; zweitens jede Veränderung eines Inhalts die andern Inhalte. Zwei Muskelempfindungen sollen zwei Erlebnisse darstellen; auf das eine, das einem Stoße meiner Hand entspricht, folgt die Bewegung eines Gegenstandes; auf das andre — den Lidschluß meines Auges — die plötzliche Vernichtung

Digitized by Google

aller Gegenstände miteinander; aber das Wort „Folge" bedeutet hier und dort vollständig Verschiedenes; diese Sukzession spielt zwischen dem Bewußtsein und seiner Welt: die kennt keine „Regel"; jene erste, regulierte läuft innerhalb der Welt des Bewußtseins ab. Solchen Dualismus muß der Immanenzphilosoph verschlucken — dafür vermeidet er den zwischen Ding und Wahrnehmung, der dem naiven Realismus und dem Phänomenalismus gemeinsam ist; nur daß dieser die Wahrnehmung als seelische Reaktion, jener als Spiegelbild auffaßt.

Daß den Ästheten sein Bedürfnis, alles Geschehen einfühlend zu begreifen, zur Errichtung eines Kraftreichs hinter dem Lande der Dinge und damit zum Phänomenalismus treibt, der Praktische dagegen, als welchem nur an gesetzmäßiger und errechenbarer Begleitung eines Vorganges durch den andern liegt, sich mit Vorliebe auf den Realismus (in seiner primitiven oder in der immanenten Form) zurückzieht, ist uns längst klar. Und ein zweiter Gegensatz, unabhängig von diesem ersten, hält die Widersacher in ihren Positionen fest. Der Anschauende, der alles Fremde nacherleben möchte, fühlt sich gerne mit dem All in eins verschmolzen; daß sein Bewußtsein nichts ist als der Zusammenklang des Kräftespieles seiner Hirnmolekeln, nähert ihn der Gesamtnatur; daß die Kräfte bereits im Unorganischen, die als räumliche Bewegungen erscheinen, an sich selber seelenhaften Charakter tragen, als unbewußte Vorstufen des Bewußtseins gelten könnten: nähert die Gesamtnatur ihm. In dieser Einung fühlt er sich selig. Anders der Geist, der wirken will. Er verachtet die Natur als bloßen Stoff seiner Taten; möchte von ihr sich scheiden, sich über sie emporschwingen. Und das genießt er dank seiner Lehre in doppelter Form: der Kosmos existiert nur von Gnaden des allgemeinen Subjekts; und das einzelne Menschenindividuum steht seinerseits innerhalb des Kosmos nichtigen Bildern gegenüber, die ihm nicht stumme Brüder, sondern nur noch Gelegenheit zur Arbeit sind. Will man das Jauchzen des echten Zweckdenkers über diese Konstellation hören? Am prachtvollsten klingt es aus Fichtes Evangelium von der „Bestimmung

Digitized by Google

des Menschen". Die Gelehrtenlust unsrer neuesten Immanenten, die Welt der Forschung von Anthropomorphosen zu säubern, tönt gegen solche Akkorde nur wie müdes Gezirp.

Man nehme ein Drittes dazu, um den Kontrast der Anschauungen ganz zu begreifen. Der Begriff „Erscheinung" selber trägt, wenn einer, ästhetische Signatur. Geheimnisreiches Leben, abgrundtiefes Sinnes voll, spielt ineinander; unter besonderen Umständen blitzt es als Bewußtsein auf; und solchem Bewußtsein bietet sich dann das in sich unzugängliche „Draußen" als leuchtende und tastbare Gestalt, deren Fülle die Idee des letzten Seins ahnen läßt. So betrachtet: wird nicht das ganze Universum zum Kunstwerk, aus dem das Wesen einer Gottheit uns heimlich in die Augen glüht? Versteckt sich dagegen hinter der empirischen Wirklichkeit nichts Transzendentes, so darf jedes Ding mir sein, was es mir ist, ich erschöpfe sein Wesen, indem ich's benutze; denn seine Qualitäten und Energien sind ja eben, was an ihm nutzbar ist; dieses Nutzbare bietet es meinen Sinnen; und über das hinaus, was es den Sinnen bietet, ist nichts an ihm selber vorhanden. Der Apfel ist ein Bündel von Eigenschaften, besteht aus Röte, Süße, Glätte, Rundung und so weiter. Also greif du ruhig seine Rundung, kühle Hand und Gaumen an seiner Glätte und genieß die Süßigkeit, die das Rot als sicheres Signal dir verraten hat! Lebe ihn nicht zu grüblerisch als Essenz eines wunderreichen Baumlebens nach: sonst gerätst du ins gegnerische Lager und bist mit einem einzigen unvorsichtigen Tritt zugleich Mimet und Phänomenalist.

4.

Die Kluft zwischen Phänomenalismus und Realismus wird unüberbrückbar, wo es an die Erklärung der organischen Zweckmäßigkeit geht.

Daß bloßer Zufall Wunderbauten von so unsagbarer Zauberfülle wie die pflanzlichen und tierischen Leiber aus dem Chaos zu sieben vermöge: diese seltsame Lehre überlassen wir Philosophen den Halbdenkern (die ja sehr scharfsinnige Fachgelehrte

Digitized by Google

immer bleiben können). Für uns gibt es schlechthin nur ein Entweder-Oder. Entweder steckt der abgründige Tiefsinn, der sich in lebendigen Gestalten ausdrückt, von Ewigkeit her im ganzen Universum. Oder eine willensähnliche Macht hat die Urwirrnis allmählich zum Kosmos umgeschaffen. Prüfen wir die Folgerungen aus beiden Alternativen.

Erstens: die Maschinentheorie. Die Welt enthielt von Ewigkeit her soviel Leben wie heute; was gegenwärtig blüht und atmet, war vor beliebig vielen Jahrbillionen im Keime präformiert, was gegenwärtig ungeordnet scheint, enthält die notwendige Anlage künftiger Form, die sich vielleicht erst nach Jahrbillionen entfaltet. Von versinkenden Planetensystemen werden die Elemente organischer Leiber an werdende Systeme weitergegeben; nach Ursprüngen des Lebens zu fragen, ist daher absurd. Gegner tadeln: wir wollten das Denken auf ein träges Lotterbett legen, indem wir ihm unbequeme, vielleicht unlösbare Fragen kurz abschnitten. Nichts weniger als das. Das Ursachpostulat ruft uns auf, alles Geschehen als Wirkung zu begreifen. In kindlichen Zeiten fragte man auch nach den Ursachen des Stoffes oder der Kraft; heute dagegen hat jedermann längst gelernt, hier ein Mißverständnis des eignen kausalen Dranges zu entschleiern. Nun gut: eben solch ein naives Mißverständnis ist es nach unsrer Meinung, die Entstehung der Form problematisch zu finden. Die Alten suchten nach einem „ersten Beweger", weil ihnen der selbstverständliche Anfang alles Werdens Ruhe war; wir wissen, „Ruhe" ist nur ein Grenzfall und ewige Bewegung viel begreiflicher als eine im Beginne starre Welt. Ganz gleich aber steht es mit Chaos und Gestalt. Der ewige Stoff mußte, sofern er denn ewig war, auch ewig im Raume verteilt sein; war er einst völlig gleichmäßig verteilt, so gab es niemals einen Anlaß zur Differenzierung; keine Zeitlänge konnte daran das mindeste ändern. War er dagegen immer ungleichmäßig verstreut, so ist anfängliche Unordnung nicht von vornherein faßlicher als ewige Ordnung. Das geben die meisten im kleinsten zu, um dann auf höherer Stufe ihr Denken aus der

Digitized by Google

Klarheit in Dämmerung wegzubiegen. Wer die Materie als unzerstörlich denkt, nimmt im allgemeinen die chemischen Atome (oder doch die Elektronen) für absolute Dauergebilde. Hat nun ein Atom oder Elektron bestimmte Figur? oder zerfließt sein Rand beliebig wie der eines Kloßes aus Mehl? Ich setze einen ultramikroskopischen Betrachter voraus, der umtasten könnte, was freilich, aus gutem Grunde, auch ihm kein Lichtstrahl mehr verriete. Niemand würde sich der Annahme weigern, diese letzten Bausteine der Welt seien für einen solchen von Ewigkeit her regelmäßig zugehauen. Uns aber scheinen die regelmäßigen Formen der Kristalle das Nämliche zu verraten. Gab es nun je eine Urzeit, wo keine Molekeln existierten und aller Stoff in völlig dissoziiertem Zustande stäubte? Wir wissen's natürlich nicht; aber wozu nur die Annahme? Wenn denn Bewegung ewig ist, warum sollte chemische Bindung und Lösung minder ewig sein? Fassen wir sie immer als ewig! Dann aber doch die Kristallisation ebenfalls! Und nun kostet's nur noch einen letzten Schritt. Stellen wir als letzte Elemente des Lebens teilbare und ins Unendliche vermehrbare Mechanismen vor, selber nicht lebendig, doch fähig, organische Leiber unter gewissen Umständen immer von neuem herzustellen, der Größenordnung nach zwischen den verwickeltsten Molekeln und den Granulagebilden der Zelle stehend: untermikroskopische Maschinchen, die ich nach Verworns Vorgange „Biogene" genannt habe. Warum muß just zwischen diesen und den chemischen Molekeln jene Verbotstafel stehen, die uns hindern soll, diesseits ewige Gestalt zu fordern — da doch jenseits die Forderung erlaubt war? Nehmen wir indessen ewige Biogene an, so haben wir auch die Ewigkeit des Lebens garantiert: es wechselt nur unaufhörlich seine Schauplätze. In geeignete Medien versetzt bauen die Biogene Zellen und Zellverbände, Organe und Körper; spezifisch determiniert erzeugen sie mit maschineller Notwendigkeit spezifische Form; wie das im einzelnen zu denken ist, habe ich in meiner „Maschinentheorie des Lebens" ausführlich gezeigt. — Die Keimchen aber müssen, damit die

Digitized by Google

organische Fülle sich entwickeln könne, immer auf die richtigen Nährböden treffen und das zur richtigen Zeit; wenn flüssige Planeten sich eben hinreichend abkühlten, um Lebendiges hervorzubringen, müssen sie aus den Intermundien bereit sein. Daraus folgt: die unorganische Welt muß auf die jedesmaligen Geburten des Organischen von Ewigkeit zu Ewigkeit ebenso genau eingerichtet sein wie das Organische auf die unorganische Umgebung. Damit aber wird das All zur umfassenden Maschine. Was uns wie sinnloses Nebelgewoge, Staubgewirbel und Sonnenzerprallen vorkommt, wäre mithin für Götteraugen ein geradeso fein vorberechneter Apparat wie Biogene und Menschenleiber; vorberechnet im Zeitlosen. Vor beliebig vielen Zentillionen von Jahrzentillionen verteilten sich Atome und Molekeln, Biogene und Kristalle bereits in solcher Anordnung durch den Raum, daß zur gegebenen Zeit beispielsweise die Erde sich ballen mußte — und daß dann wieder viel später an einem gegebenen Punkte des jungen Ozeans eben die Biogene niederschauern mußten, deren Nachkommen bestimmt waren, dereinst meinem und deinem Leibe als Bausteine zu dienen. Sollte nun jemand die Vorstellung unvorstellbar finden, daß die scheinbare Wildnis der „toten" Materie dennoch ein geheimnisreiches System bilde, dessen notwendiger Teil jedes Sandkorn am Meere sei: dann würde ich dagegen fragen, was ein philosophierendes Bakter wohl über die Struktur des Darmes denken müßte, in dem es haust. Ist alles maschinell eingerichtet, so wird es für jede ersinnliche Einzelvernunft irgendeinen bestimmten Ausschnitt geben, den sie als maschinell begreift; seine Größe wird im allgemeinen von der Größenstufe des ihr zugeordneten Leibes abhängen.

So steigern wir, wenn wir folgerichtig Schluß an Schluß ketten und einmalige Schöpfungsakte als willkürliche Risse im Seile der Notwendigkeit verwerfen, die Maschinentheorie des Lebens zur maschinellen Erklärung der ganzen Welt. Nun ist aber jedes Kunstwerk Offenbarung von etwas Geistigem. Die Wendung bedeutet Doppeltes. Ein Gemälde oder Gedicht drückt einerseits die Phantasie und den zeugenden Willen

Digitized by Google

seines Verfertigers aus; betrachten wir's aber so, dann müssen wir sein Dasein an sein früheres Nichtdasein reihen und geraten aus unsrer Bahn in die des Gegners. Anderseits läßt sich das Verhältnis ohne Beziehung auf Zeit und Zeitfolge verstehen. Ganz ohne uns des Schaffenden zu erinnern, dürfen wir sagen, daß jede Gestaltung einen Sinn enthält, der in ihr waltet und ihr eigentlichstes Wesen ausmacht. Eine Rede ist kein Aggregat von Silben, eine Statue kein Geklump von Marmorkörnern; die Bedeutung allein gibt der einen wie der andern ihre eigentümliche Wirklichkeit. Und derlei Bedeutung erleben wir nun auch in pflanzlichen und tierischen Leibern; jeder einzelne hat seinen individuellen Sinn; jede artliche Form ihre „Idee"; von künstlerischem Eingriffe sehen wir hier ganz ab; das Geistige ist dem Leiblichen immanent, und zwar — so stellten wir's ja vor — von Ewigkeiten in Ewigkeiten.

Damit jedoch verschiebt die Realität des Sinnes ihren Sitz. Der ist bei Produkten des Zufalls und der Menschenhand der Menschengeist, nicht das sinnvolle Ding. Wer's bezweifelt, mag sich durch ein Verfahren allmählicher Annäherung überzeugen. Die Gebilde der Tropfsteinhöhlen, die als Männer oder Tiere gelten, die Melodien des Windes gewinnen „Bedeutung" nur durch den Beschauer und Hörer, das gibt jeder zu; die unerkennbare Kritzelei eines Kindes hat die ihrige nur in der einen kleinen Seele, die damit etwas ausdrücken möchte. Von da aus steigern wir, bis empor zum höchsten Kunstwerk. Solange es von dem beliebig viele Auffassungen geben kann, solange ist sein „Sinn" an die Geister des Schöpfers und der Betrachter gebunden; nicht an den des Schöpfers allein: es könnte ja mehr in dem Werke liegen, als diesem selber bewußt war. Laß das Erzeugnis nun eindeutiger und immer noch eindeutiger werden — bis es zur völlig eindeutigen technischen Maschine wird; nirgends kommt ein Moment in der fortlaufenden Reihe der Viel- und Wenigdeutbarkeiten, wo jemand berechtigt wäre, zu behaupten, gerade hier spränge die Wirklichkeit des Sinnes aus den Köpfen der

Digitized by Google

Schauenden und Produzierenden in den sinnvollen Gegenstand hinüber. Die Organismen der Natur aber wissen nichts von einem Produzierenden und kümmern sich um keinen Beschauer; in denen muß folglich die Idee unmittelbar stecken. Nun können Ideen nicht im Geistfremden gedacht werden; also erfüllt Geist das gesamte Universum. Vom Atom bis zum Sonnensystem, vom Moner bis zum Menschen: jegliche sinnliche Existenz ist, so gewiß eine jegliche bedeutungsvolle Gestalt trägt, sein Ausdruck; dann aber ist Geist auch das Wesen der Welt; und seine Erscheinung: tastbare, sichtliche Form. So muß es sein, wenn die Maschinentheorie des Lebens gelten soll; sie ist an den Phänomenalismus gebunden.

Zum künstlerischen und technischen Hervorbringen gehört dreierlei: ein roher Stoff (und bestünde er aus dem Nichts der gefälschten Genesis!), künstlerische und technische Mittel und ein Zweck (der ja nicht „praktisch" zu sein braucht, sondern in der Nachbildung eines Urbildes bestehen kann). Ein ewig sinnvolles Sein dagegen weiß mit dieser Dreiheit gar nichts anzufangen. Es ist erstlich bis in seine tiefsten Tiefen hinunter organisiert; Hyle sind ihm nicht einmal die Elektronen; zur Anziehung und Abstoßung nach dauernden Gesetzen bereit, müssen sogar sie Gestalt haben; unsertwegen könnten sie ihrerseits Welten fassen, die unserm Menschenblick sich versagen; der exquisite Ästhet Leibniz hat ähnliche Gedanken wundervoll ausgeführt (Considérations sur les principes de la vie, Wke., VI, S. 539ff.; Abh. über Monadologie, ib., S. 618); jedenfalls bedürfen wir keiner Grenze, wo das Gestalthafte aufhörte, das Ungestaltete anhübe; roher Stoff ist im Reiche Gottes nirgends aufzutreiben. Ebensowenig irgendein fremdes Kunstmittel, das in die Modellierung der Planeten oder der Organismen eingriffe; sie wachsen für uns und vergehen nach der Notwendigkeit der Konstellationen; eine gegebene Lage bringt die nächste und die tausendste so gewiß hervor, als auch die tausendste bereits im Schoße der ersten schlafend lag. Endlich scheint den Naturprodukten jeder „Zweck" zu fehlen, während doch ihre „Zweckmäßigkeit" alles von

Digitized by Google

Menschen Ausdenkbare himmelfern übersteigt; sie offenbaren eben unsrer „ästhetischen Urteilskraft" (um mit Kant zu reden) jene „Form der Zweckmäßigkeit", die „ohne Vorstellung eines Zwecks" von ihr wahrgenommen wird; nicht Zweckhaftigkeit, würden wir lieber sagen, sondern „Sinnhaftigkeit" liegt in ihnen allen. Und diese Bestimmungen scheiden die Maschinentheorie aufs schärfste von der zweiten möglichen Weltansicht.

5.

Vor dem Anfang jeder Gestalt liegt Ungestalt; aus einem Rohstoff ist jede durch eine zielstrebige Macht hervorgebildet, die das bereits Geformte als Mittel zu neuer Formung benutzt. Man denke etwa an die Assimilation: die Zellen des Darmepithels verwandeln den chaotischen Nahrungsbrei in künftige Elemente des geordneten Leibes. Die Zellen? sie sind nur Instrumente für das Geheimnisvolle, das mittels ihrer operiert. Ein paar Stadien rückwärts: und wir sehen sie selber mit Hilfe früher organisierter Teile der plumpen Materie abgerungen. Der letzte Zweck jedoch all der Arbeit? Es gilt vielleicht, alle Passivität des schlummernden Seins immer mehr in Tätigkeit emporzusteigern und in einem unendlichen Prozesse Bewußtheit über die anfängliche Unbewußtheit überall triumphieren zu machen.

So ungefähr muß denken, wer das geforderte Geistige der Welt in einem wider Stoffliches ankämpfenden Willen sieht. Er antwortet grundsätzlich immer: das Ei sei früher als die Henne; während die Maschinentheorie beides abwechseln läßt, von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Freilich bleibt noch ein Ausdruck zu erläutern. „Früher" — „anfänglich": was soll das hier? Nimmt der Gegner dessen, der das Wesen des Universums in seinem zeitlosen Sinne sah, nun etwa einen zeitlichen Beginn des Werdens, eine plötzlich vor soundsovielen Jahrmillionen einsetzende Schöpfung an? Das wäre für ihn so töricht wie für seinen Rivalen (oder er müßte gerade Theolog sein). Sollte denn vor jenem Akte der treibende Gott gelebt und wegen Mangels an Gedanken

Digitized by Google

oder geeignetem Arbeitsmateriale gefeiert haben? Kindische Einbildung! Aber was bedeutet dann die Redensart vom Urchaos, aus dessen Windeln der Kosmos sich wickelte? Der Begriff der Asymptote, auch sonst philosophisch brauchbar, hilft uns weiter. Wir blicken von unserm Standpunkt innerhalb der Kurve des Weltlaufs zurück: da verschwindet allmählich das Leben mit seiner Fülle, zuletzt sogar dessen primitivste Vorstufen; weiter rückwärts: und kein Kristall glimmert mehr, nur wüster Nebel durchwallt den Raum; doch eine letzte Spur von Gestaltung fließt noch in den Wolkenfetzen, zuckt noch in der Molekel; die Reduktion der Form in Nichtform schreitet in die Vergangenheiten fort — und schreitet ins Unendliche, wie die Zeit selber. So tief ich in den Abgrund des Vorbei starren mag, nie komme ich an einen allerletzten Punkt, wo ich denken dürfte: von hier ab ist die Formung absoluter Null gleich.

Also liegt das Chaos in idealer Ferne; uns bleibt die Wahl ganz frei, an welchen Moment wir den Weltanfang zu setzen belieben; genau wie uns in der Infinitesimalrechnung freisteht, welche Differentiale wir vernachlässigen wollen. Nicht das objektive Geschehen, sondern wir erklären: in diesem oder jenem Augenblick der Vergangenheit fingieren wir den „Beginn", wo der Stoff uns — „uns", man beachte das! — noch als völlig „roh" gelten darf und demnach das schaffende Prinzip seine Tätigkeit aufnimmt. Auch an diesem Beginne seines Tuns aber findet es doch bereits ein Differential an Gestaltung vor, das wir nicht zu berücksichtigen brauchen, das jedoch Mittel werden kann, um das schlechthin Strukturlose zu organisieren.

Und diese Organisierung läuft nun weiter, in unendliche Zukunft hinein; denken wir jedoch das All noch so vollkommen durchgeistigt: ein solches Ende wäre Ende nur für unsre Willkür und Setzung. Der Abschluß des Wochenwerks Gottes erfolgt ebenso asymptotisch wie sein Anfang zurücklief.

Und nun: mit welchem Namen nennen wir die Kraft, die Lebendiges aus dem Toten gestaltet und immer hinaufgestaltet?

Digitized by Google

Das Geistige, das für den Anhänger der Maschinentheorie im ewigen Sinne des Alls ewig sich ausdrückt, bezeichneten wir mit dem platonischen Worte als Idee; das arbeitende Willenshafte, das organische Zwecke verfolgt, taufen wir denn ruhig mit Aristoteles: „Entelechie"; Driesch hat da eine gute Vokabel gut erneuert.

Die formende Entelechie gewinnt nun alsbald noch zwei Aufgaben neben der werkmeisterlichen. Denn erstens läßt sich der Bau von der Erhaltung des Leibes nicht trennen. Dasselbe Wollende, das ein Keimplasma zu neuer Gestalt abändert, wird auch seine Entwicklung im Ei und später überwachen; und schafft es die Struktur des Keimes, so liefert es dem auch die nötigen Baustoffe; Phylogenese, Ontogenese, Wachstum, Assimilation: all das hängt unlöslich zusammen. Anders ausgedrückt: die Entelechie übernimmt die Rolle der „Lebenskraft" und erleichtert als solche die Beschreibung aller vitalen Erscheinungen. Wie ist ihr Verhältnis zum Mechanismus zu denken, der ja doch auch (kein Vitalist leugnet's) in seinem Bereiche selbständig arbeitet? Sie erfindet sich auf irgendwelche Reize hin für die Befriedigung neuer Bedürfnisse neue Organe. Die verrichten ihre Ämter mit der maschinellen Sicherheit von Automaten, solange die Verhältnisse unverändert bleiben. Tritt aber Ungewohntes ein und bringt ungewohnte Nöte, so muß die Lebenskraft wieder auf den Plan. Und zwar im engsten wie in weiterem Raume. Ein Chromosom ist bei der Mitose an eine falsche Stelle der Spindel geraten — eine Membran soll für einen Stoff durchlässig werden, der nach ihrem Bau von ihr zurückgehalten werden müßte — eine Wunde ruft nach Vernarbung — ein Blastomer ist bei der Ontogenese abhanden gekommen — ein Einfluß der Umwelt verlangt Abwandlung der Gesamtform: in allen Fällen solcher Art kommt die Maschine nicht weiter. Und da springt die Lebenskraft ein, zurechtrückend, schmeidigend, regenerierend, dirigierend; dem Steuermann gleich, der in Ruhe sitzt, solange das Schiff geradeaus schießen soll, und bei jeder leichten Krümmung der Bahn an seinem Rade dreht. Diese wunder-

Digitized by Google

same Lebenskraft benutzt als Instrumente ihre eigenen Erzeugnisse, an deren Energievorräte und Bewegungsmöglichkeiten sie gebunden ist wie wir an die in unsern Maschinen waltenden Gesetze; sie zaubert nicht, sie lenkt nur den Gang der Apparate; lenkt ihn ohne Verletzung der vorgeschriebenen Äquivalenzen, ohne gegen irgendein Gesetz der Physik oder Chemie zu verstoßen. Wie das möglich, zeigt ja eben unsre eigene freie Lenkung unsrer technischen Vorrichtungen.

Sollen nun Bewegungen der Muskulatur von ganz andern Mächten gelenkt werden als solche der Leibeselemente, die Aufbau bedeuten? Unmögliche Vergeudung der Prinzipien! Also leitet die Lebenskraft auch die Lokomotion; leitet sie und macht sie in regelmäßigem Rhythmus erstarren. Und zwar geschieht das genau nach Analogie jener architektonischen Tätigkeit. Wie der Techniker auf Grund chemischer Kräfte aus Metall und Säure seine Voltasäule baut und wieder auf Grund der hier entquellenden galvanischen Kraft mittels eines künstlicheren Apparats sich Telegraphie und Fernspruch schafft: so gewinnt sich die Entelechie, indem sie aus unorganischem Stoffe das erste organische Plasma komponiert, auf Grund physikalischer Anziehungen und Abstoßungen ihre Tropismen; und auf deren Grund dann durch Steigerung der Organisation Reflexe, Reflexketten, Instinkte. Wo ein solcher, von neuem Bedürfnis erweckt, neu auftaucht, ist er freie Schöpfung; sein späterer Ablauf geht dann maschinell vonstatten wie der Ablauf eines einmal fabrizierten Uhrwerkes. Das Finden neuer Bewegung ist immer ein Akt der geheimnisvollen Macht; Eingewöhnung macht jede mechanisch. So regiert die gedachte Lebenskraft die unwillkürlichen Bewegungen auch unsres Leibes; diese indessen gehen durch beliebig viele, beliebig kleine Abstufungen in die willkürlichen über. Und um nicht nun doch noch die Prinzipien ohne Grund zu doppeln, werden wir auch unsren „Willen", dessen Gewalt über die Glieder jede Sekunde uns empirisch offenbart, als eine der Manifestationen jenes allgemeinen vitalen Dranges auffassen müssen. Damit aber wird unsre dem Leibe zur Wechselwirkung vereinte Psyche

Digitized by Google

das Urbild aller Entelechien, die man demnach mit Recht als „Psychoide" beschreibt.

Diese vitalistische Metaphysik nun verträgt sich mit jeder Spielart des „Realismus" vortrefflich. Sie nimmt die von der ersten „Wirklichkeit" uns gebotene sinnliche Mannigfaltigkeit der Leiber ruhig für ein Letztes hin und fügt ihnen Kräfte zu, deren Analogien unser „inneres" Erleben in jedem wachen Augenblicke uns offenbart. Aus der erlebten Wirklichkeit übernimmt sie auch die eigentümliche Zielstrebigkeit, die durch sie aus dem Menschenleben auf das ganze Reich des Organischen, ja aufs Universum übertragen wird.

Man erkennt: die Maschinentheorie zwingt zum Phänomenalismus; denn wäre die ewige Maschine nicht Erscheinung eines Geistigen, so verwandelte sich die platonisierende in eine grobmaterialistische, also völlig unmögliche Metaphysik. Und der Phänomenalismus wieder erzwingt die Maschinentheorie. Denn was soll in der Sinnenwelt „erscheinen", wenn nicht entweder ein Begriffsreich (und das würde zu seiner begriffsfremden Erscheinung übel passen) oder ein völlig Unvorstellbares (und was machen wir mit dem?) — oder ein Geistiges? Erscheint uns aber eine geistige Welt als Sinnenwelt, so kann nicht zugleich Geistiges gegen Sinnliches innerhalb einer Geist-Sinnenwelt wirken. Was dann innerhalb der Sinnenwelt wirkt, kann nur noch als nach Naturgesetzen wirkend gedacht werden. Soll indessen Naturgesetz Form gestalten, so muß Form bereits zugrunde liegen: aus dem Chaos worfelt der Zufall keine Kunstbauten. Und soll Geistiges ewig im Sinnlichen erscheinen, so kann dieses Sinnliche nur als ein ewig Durchgebildetes vorgestellt werden.

Anderseits gehören der Realismus (einerlei, ob er in seiner naiven Variante auftritt oder ob er durch das Schmelzfeuer der Immanenzphilosophie gelaufen ist) und der Vitalismus notwendig zusammen. Denn ist die „erste" Wirklichkeit zugleich unsre letzte, so enthält sie erfahrungsmäßig neben „Dingen" auch Vorstellungen und Volitionen. Unsre Willenshandlung beweist in jedem Momente den Zusammenhang von

Digitized by Google

„psychischer" Aktivität und Dingveränderung; als Zusammenhang zweier getrennter Prozesse, da durch die erste Annahme ja ausgeschlossen wird, daß der Wille als Bewegung „erscheint". Da wir uns nun Sinn und Vernunft nur innerhalb des vorstellenden und wollenden Komplexes von Vorgängen denken können und in menschlicher Empirie vernünftige und sinnvolle Resultate nur als Folgen zielstrebiger Aktionen kennen: müssen wir auch in die tierischen und pflanzlichen Körper ein Widerspiel von psychoidem Streben und amorpher Dinghaftigkeit verlegen, um das Entstehen und die Erhaltung der organischen Wunder uns näher zu bringen. Und umgekehrt: wenn wir eine Lebenskraft Leiber und Instinkte aufbauen lassen, so führt deren allmähliche Emporsteigerung ganz von selber bis zu den Höhen unsres Intellektes empor. Wirken aber innerhalb der „wirklichen" Welt Seele und Körper gegeneinander, so kann der Körper nicht „Erscheinung" eines Dritten sein; denn wäre er's, wessen „Erscheinung" wäre die Seele? Und wäre sie selber nicht Erscheinung, wie sollte sie mit Erscheinungen zusammenwirken?

6.

Die Maschinentheorie nötigt uns die Lehre vom Parallelismus alles körperlichen und seelischen Geschehens auf; und zwar in ihrer einzig möglichen Form: der spiritualistischen. Denn niemand, der an Zusammenhang und Vernunft im Menschenleben auch nur oberflächlich denkt, könnte die psychischen Vorgänge für bloße „Epiphänomene" materieller Bewegungen nehmen. Zwei ganz unabhängige Reihen von Ereignissen aber einander parallel laufen zu lassen, vielleicht infolge einer prästabilierten Harmonie: diesen Uhrmachergedanken kann ein Denkender nur unter den Voraussetzungen eines mythologischen Theismus denken, wie er im siebzehnten Jahrhundert noch erlaubt war, heute in der Philosophie nicht mehr. Der echte Spinozismus endlich ordnet den beiden uns vertrauten Weltprinzipien als „Attributen" noch eine völlig unergründliche „Substanz" über; warum aber soll nicht lieber

Digitized by Google

das Seelische selber diese Substanz bedeuten? Für Spinoza freilich lag die Frage anders als für uns. Einerseits schwebte ihm, dem Nachfahren scholastischer Begriffsrealisten, ein zeitloses Ideenreich als Urgrund alles zeitlich ausgespannten Gedanken- und Willenslebens immer vor Augen; und obendrein hatte der kartesianische Ausgangspunkt ihm die Bahn zur Verwandlung gleichgewogener Substanzen in gleichgewogene Attribute gewiesen. Anderseits aber war ihm die Vorstellung unbewußter psychischer Akte nicht wie uns geläufig; ohne die sich ein universaler Parallelismus ja niemals durchführen ließe. Wir jedoch, die wir nicht mehr mit Descartes Bewußtsein dem seelischen Leben identisch setzen, sondern das bewußte seelische Leben als Wellenschaum aus einem Meere des Unbewußtseins emporspritzend uns malen, spiritualisieren die letzte Realität ohne Bedenken. Denn als Bedenken darf uns wirklich nicht gelten, daß wir nicht wissen können, was das im Grunde ist: unbewußtes Seelenwirken. Freilich, woher sollten wir's wissen? da wir ja nur durch unser Bewußtsein von Seelischem Erfahrung haben können? denn nach der Voraussetzung des Phänomenalismus manifestiert sich das Seelische in fremder Psyche einzig und allein als bewegter Leib! Wir nehmen also allerdings so gut wie Spinoza eine unerkennbare Wirklichkeit an; lassen sie aber unter besonderen Umständen bewußt werden und geben ihr als „Attribut" nur das körperliche Geschehen.

Sehen wir denn zu, wie sich's im einzelnen am richtigsten parallelisiert. Da alles Bewußtsein ein Geschehen ist und folglich in der räumlichen Erscheinung auch ein Geschehen ihm entsprechen muß, bleibt als Parallele für das räumliche Sein das Absolut-Unbewußte übrig, das seelische Substanz zu nennen alle modernen Metaphysiker sich fürchten, ich weiß nicht recht warum. Es muß innerlich organisiert sein; sind wir doch auch gewiß, daß jeder Charakter ein geprägtes Ganzes ist und seinen festen Zusammenhang bewahrt; was diese Ausdrücke im Psychischen bedeuten, ist uns freilich nicht klar; aber wir durchschauen klar, warum es uns unklar bleiben muß:

Digitized by Google

weil wir Unbewußtes nicht erfahren können. Die sinnliche Parallele dagegen spiegelt uns jene dunkle Ordnung: wir glauben sie in der Organisation unsrer Leiber zu erahnen. Und mehr! wir ahnen da etwas von dem Geheimnis jener seelischen Organisation: sie ermöglicht den seelischen Vorgängen, sich einander zu gesellen. Ihre Vereinigung aber geschieht niemals als Summierung; ein bloßes Nebeneinander wäre hier Vereinzelung, ein Pluszeichen soviel wie ein Trennungsstrich. Vielmehr sind räumliche Zusammengehörigkeiten von Bewegungen Symbole für psychische „Verschmelzungen"; das Aneinandertreten geistiger Elemente ist immer und notwendig gesetzmäßige Synthese; „schöpferisch" dürfen wir sie mit Wundt gerne nennen, wenn wir nur ein Mißverständnis ausschließen: als ob ein besonderes Kompositionsvermögen hinter dem Prozesse säße, der nichts als die ewige Natur der Allseele ausdrückt. Isolierte und gleichartig massierte Vorgänge in ihr bilden die Kräften und Gegenkräften entsprechenden „inneren Zustände" der Atome (um mit Lotze zu sprechen); schon auf dieser Stufe gehört die Doppelwendigkeit von Leiden und Reaktion zum seelischen Elemente unzerreißlich zusammen. Aber laß auf Grund einfacherer psychischer Struktur diese Leidnisse und Strebungen mannigfaltiger sich einen: so entsteht das unbewußte Geschehen, dem der Tropismus tierischer und pflanzlicher Zellen ein sichtliches Bild leiht. Und wie im nervenbegabten Leibe viele verschiedene Tropismen sich zum Reflex ordnen: so steigern und verwickeln sich die unbewußten Vorgänge in der Seelenwelt, bis bewußtes Empfinden und Handeln als Resultat hoher und schließlich höchster Synthesen auftritt, begleitet von den unergründlichen Geschehnissen im Wunderbau der Gehirne.

Nun blicken wir auf die andre Seite. Die Lehre von der Wechselwirkung zwischen Leib und Seele gehört eng mit dem Vitalismus zusammen; und er allein vermag ihr eine vernünftige Fassung zu gewähren. Denn kette eine kartesische Seele, deren einziges Attribut das Bewußtsein, an einen maschinell gebauten Leib. So erheben sich alsbald drei unüber-

Digitized by Google

windliche Schwierigkeiten, die freilich das siebzehnte Jahrhundert noch nicht zu sehen vermochte. Zuerst muß, wer nicht einen plötzlichen menschenschaffenden Gottesbeschluß bemühen will, fragen: von wannen auf einmal die Seele ins Seelenfremde hereinspaziert kommt, als im Pleistocän (oder wann sonst) Homo sapiens die tierbesetzte Erdbühne betritt? Aber weiter: unter den Tieren können uns wenigstens die höchsten keine bloßen Automaten mehr sein. So verwickelt sich's noch mehr. Zwischen dem menschlich-hündischen Doppelwesen „Leib-Seele" und dem einfachen Wesen „Tierleib" ist kein Übergang denkbar; irgendwo mithin innerhalb der organischen Welt müßte der jähe Sprung zur Beseelung getan sein. Aber wo nur? von den Polypen bis zum Schimpansen steigern sich die Äußerungen psychischen Lebens ganz allmählich; trat denn nun das Bewußtsein zuerst bei den Würmern oder bei den Fischen oder bei den Nagetieren oder noch später auf? Auf keiner Staffel ist Anlaß zu rufen: „gerade hier!" Fast am ehesten trotz allem noch zwischen Affen und Menschen, wie Cartesius wollte. Und dennoch geht es ja auch da nicht an. Das zweite Bedenken betrifft die Fortzeugung der Seelen: wie fährt der göttliche Funke in den Embryo? Mischt und teilt sich die unräumliche Substanz nach Art von Körpern? Ein geläuterter Metaphysik undenkbarer Gedanke! — Endlich hat die moderne Forschung die Abhängigkeit aller geistigen Vorgänge vom Leibe in einem Ausmaße erwiesen, wie das Descartes nicht ahnen konnte; die Seele, soweit sie als bloßes Bewußtsein gelten soll, würde nach unsren Erfahrungen kaum mehr sein als ein schattenhafter Bote, der Nachrichten von den Sinnen an die Muskeln zu tragen hätte (und zu diesem Dienst könnte der Leib auch selber wohl einen Mechanismus bereithalten!). Ganz anders, wenn Psyche diesen Leib, auf dessen Reize sie antwortet, in jedem Augenblicke sich baut; nur dann kann er wahrhaft ihr Werkzeug werden in dem Sinne, wie die Dualisten sich's ersehnen; dann aber ist sie zugleich Entelechie — und als solche unbewußt, mindestens ihrer selbst nicht bewußt. Und damit

Digitized by Google

ist auch entschieden: die Seele regiert durchs ganze organische Reich! Warum jedoch eigentlich an dessen Pfosten haltmachen? Warum sollen nicht Kristalle und Molekeln, Atome und Planeten von der gleichen Macht aus dem Rohstoff geschält werden wie Zellen und lebendige Leiber? Und diese Frage zerstreut jene Wolken, die das früheste Auftreten des Geistigen um die Wechselwirkungslehre hängte.

7.

Wir besprechen jetzt das Verhältnis der beiden feindlichen Metaphysiken zu drei metaphysischen Hauptbegriffen: Zeitlichkeit, Vernunftmäßigkeit, Freiheit.

Dem Anhänger der phänomenalistischen Maschinentheorie bedeutet die Zeit Erlebnisform des Bewußtseins; was der Geist im Simul ist, das erfährt er im temporalen Flusse psychischen Geschehens. Der Vitalist dagegen sieht in diesem Flusse ein schöpferisches Prinzip (der französische Modephilosoph unsrer Tage hat funkelnde Formeln dafür geprägt). Dem einen ist die unendliche Zeit die Gelegenheit, um unendliche Daseinsfülle recht auszufalten; dem andern die Möglichkeit, steigenden Reichtum hervorzubringen. Dem einen rollt daher das Werden gleichmäßig ab — der Walze eines Kinematographen vergleichbar; dem andern bringt es immer neue Überraschungen; der wertet Vorgänge und sie allein; das Sein gilt ihm als wertlos, dahintenliegend, rohstofflich. Sein Gegner findet es unergründlich, unausdenkbar, ewig gleich vollüberfließend; das Werden aber läuft für ihn nicht nur aufs Leben zu, sondern zugleich immer auf den Tod. Ihm ist der Same ganz so reich wie der Baum; mit jedem Schritt des Wachstums gehen Möglichkeiten verloren, indem sie in Wirklichkeiten sich transformieren; und sind alle Möglichkeiten erschöpft, so stirbt die letzte Wirklichkeit, und der Pendelschlag zwischen höchster latenter und höchster aktiver Gestaltungsenergie beginnt von neuem. Dawider protestiert der Vitalist: das Leben der Welt steigt und steigt; reversible Prozesse gibt es nur im Bereiche des Anorganischen. — Tat war „im Anfang", und Sinn ist zeit-

Digitized by Google

los; Entelechien wirken am Webstuhl der Zeit, und Ideen dauern ewig. Es liegt am Tage: der zielsüchtige Mensch muß zum Vitalismus sich neigen, der Ästhet zur Maschinentheorie.

An dieser Gewißheit könnte jemand irre werden, der dessen Haß wider das Rationale, Rechenhafte, Nurmathematische kennt und die Mechanistik als Ausdruck so kühler Vernünftigkeit betrachtet. Allein mit solchem Urteil irrt er tief. Die Götter Griechenlands sind nun einmal tot: messen und wägen ist Beruf der Wissenschaft, darüber kann nicht gestritten werden. Fragt sich nur, ob sich's empfiehlt, die Wäg- und Meßbarkeit aus der heiteren Welt unsres Tageserlebens in eine eigens zu Erklärungszwecken erbaute Welt der „Nachtansicht" (um mit Fechner zu reden) zu sperren und so das Erleben vom Verstehen des Erlebten säuberlich zu scheiden; oder ob wir innerhalb der einen Sinnlichkeit, an der wir uns genügen lassen, zugleich rechnen und wirken sollen. Den Ausschlag gibt die Wichtigkeit, die wir theoretischem Begreifen beilegen; und so wählt der Schauende und der Praktische, wie jedem sein Bedürfnis gebietet. Hier aber ist noch ein andres Mißverständnis zu zerstreuen. Das Schlagwort „Rationalismus" schillert. Der eine meint damit die Sucht der Kalkulation, die Verachtung der Phantasie, die Neigung zur Nutzverständigkeit, wie sie dem Praktischen eignet. In diesem Sinne gehört die Vokabel in unsre metaphysischen Betrachtungen überhaupt nicht hinein. Ein zweiter denkt an den Entschluß, in der Philosophie (wie in der exakten Wissenschaft) nichts gelten zu lassen, was nicht auf logisch erprobten Fundamenten ruht; der Gegensatz wäre da etwa: Philosophie der Intuition; oder auch vielleicht: der Gemütsbedürfnisse. Aber Velleitäten solcher Art gehen uns (nach unsrer Definition der Metaphysik) nichts an; das Wort so gefaßt, muß jeder Denker, den wir ernst nehmen sollen, Rationalist sein. Dritte Definition: Rationalismus sei die Richtung in der Philosophie, die mehr auf apriorische Einsicht pocht als auf Erfahrung hört; hier steht der Vernunftglauben dem Empirismus, Positivismus

Digitized by Google

und aller Skepsis gegenüber. Auch hier aber gilt noch: daß jede Metaphysik bis zu gewissem Grade rationalistisch sich geberden muß; täte sie es nicht, sie höbe ja sich selber auf und verflüchtigte sich in Wissenschaftsextrakte; freilich sind wir kritisch Geschulten über den naiven Glauben hinaus, daß das Denken das letzte Sein adäquat ausdrücken müßte: wir behandeln die Gebilde unsrer erklärenden Gedanken als das, was sie sind, als Konstruktionen; diese Konstruktionen selber jedoch führen wir nach den Gesetzen durch, die unsre Vernunft uns vorzeichnet; wir wissen den Weg. — Endlich aber bezieht sich der ominöse Name des Rationalismus auch noch auf das, was als tiefster Inhalt der Welt gedacht wird. Und hier sind ihm abermals zwei Gegensätze ersinnlich. „Irrationalismus" sei uns die Auffassung, die alles Wesentliche im Realen begrifflichem Denken grundsätzlich entrückt; die Wirklichkeit fließt, schwillt, wächst, blüht über alle ersinnlichen Grenzlinien hinaus; unser Verstand stolpert ewig hinter der unverstandenen drein, um abstrahierende Risse zu zeichnen; Gott ist Künstler und der Logos sein dürrlicher Historikus. Umgekehrt! erwidert der Rationalist. Dieser Logos bezeichnet gerade die Essenz der Welt; denn Gott ist Gedanke. „Universalia ante rem." Aber das geht ja nicht an, wir sahen es schon. Denn wollten wir ernstlich mit den echten Platonikern Begrifflichkeit als das letzte Ansich auffassen, so bedürften wir, um die unbegriffliche Buntheit zu verstehen, eines nirgendwoher zu holenden irrationalen Prinzips der Individuation; und dieses würde am Ende doch zum eigentlichen Ansich statt jenes unabänderlichen Ideensystemes. Also lassen wir das Alogische, Lebendige, Seelenhafte nur gleich als oberste Wesenheit stehen; dann brauchen wir keine Vermittlung weiter fürs denkfremde Sosein, Hiersein, Jetztgeschehen; und erklären wir die aprioristische Metaphysik des vorkantischen Rationalismus von vornherein für einen Traum.

Wer ihn nun ehedem träumte, konnte ebensowohl Rechnender sein wie Schauender; denn praktisch angelegte Naturen suchten jene ewigen Universalien als vernunftzugängliche

Digitized by Google

Begriffe sich zu erobern — wie's in ihrer Art die Marburger Schule noch heute am liebsten möchte; die Ästheten dagegen, von Plato bis zu Leibniz herab, ahnten in den unwandelbaren Urbildern der Welt eher etwas wie ein Gebäude von überfirmamentlicher Schönheit, das die Allvernunft in zeitloser Saelde beschaute. Eine rechte Phantasie dann für zielfreie Schwelger, dieser Ideenhimmel. Sein Tag kehrt nicht wieder.

In einem fünften Wortsinne tritt der „Rationalismus" dem Voluntarismus entgegen; und das Problem tut sich auf, ob Gedanke oder Wille den Kern der Seele — und des Alls — ausmache. Da scheint denn zunächst die ästhetische Philosophie des „Sinnes" der Vernunftlehre, die praktische der Zielstrebigkeit der Ansicht vom Primate des Willens sich zuneigen zu müssen. Indessen braucht die Vermutung nicht zuzutreffen. Jemand kann das Innerste der Welt sehr wohl als göttliches Denken auffassen und diesem dennoch immerfort sich steigernde Wirkung gegen trägen Widerstand und immer erneute Aufhebung des natürlichen Mechanismus zuschreiben. Hätte der Panlogist Hegel in engerem Anschluß an Fichte seine Allvernunft wider ein ihr gleich ewiges Nichtich arbeiten und, solchen Stoff organisierend, sich selber zu immer höheren Stufen der Bewußtheit emporläutern lassen, statt die Mannigfaltigkeit aus einem einförmigen Absolutum dialektisch zu erzeugen: so wäre er aus einem fehldenkenden ein korrekter Zweckmetaphysiker geworden: den Teleologen, den Praktischen also, reiht ihn seine ganze Auffassung ja ohnehin unzweideutig an. Dafür ist dann wieder die Willensmetaphysik seines größeren Gegners ästhetisch gedacht; denn Schopenhauer betrachtet die Welt als Erscheinung eines ewig sich gleichbleibenden Übersinnlichen; daß er's als „Willen" beschreibt, tut nichts zur Sache; genug, dieser Wille manifestiert sich unveränderlich im unveränderlich kreisenden Strome der ziellosen kosmischen Hölle. Man mache die Probe; man schreibe in Schopenhauers Werken überall für die Vokabel „Wille" eine andre, als z. B. „Unbewußtes" (mit E. von Hartmann) oder „Phantasie" (mit Frohschammer) oder

Digitized by Google

„Idee" (wie Schopenhauer selber, wo es gilt, die einzelnen Offenbarungen seines Urprinzips abzuleiten): und man wird finden, daß die Metaphysik bis ins einzelne völlig unverändert bleibt. So aber muß es auch sein: denn das Gedankenbild der letzten Wirklichkeit gewinnen wir ja durch Selbstschau; und deren schärfster Blick reicht gerade bis zu dem Punkte, wo psychische Aktion und Reaktion zusammenfallen und die Bezeichnungen unsrer „Seelenvermögen" ineinanderschmelzend gleichgültig werden. Unmöglich bliebe ohne das Wort „Wille" nur Schopenhauers Mystik; aber die Vorstellung, ein ewiger Wille könnte je durch zeitliche Akte erlöschen, ist ja ohnehin keinesfalls haltbar. Und, natürlich, der Pessimismus hängt an den dunklen Buchstaben; aber der ist Stimmung, nicht Weltanschauung in unserm theoretischen Sinne.

8.

Nicht auf das Wort „Wille" kommt es an, sondern auf die Freiheit oder Determinierung der durch das Wort bezeichneten Macht. Daß der Praktische die Freiheit der Wahl zwischen verschiedenen möglichen Handlungen für sich in Anspruch nimmt, der Ästhet dagegen gerne auf solches Privileg verzichten kann, erkannten wir schon, als wir die Gegensätze in der Ethik besprachen. In der Metaphysik erhebt sich die verschiedene Wertung abermals.

Die Maschinentheorie ist ihrem Wesen nach deterministisch, darüber brauchen wir kein Wort zu verlieren. Einer Untersuchung bedarf allein die Frage, wie sich der Vitalismus in dem großen Streite stellt. Heften wir unsre Gedanken auf ein bestimmtes Beispiel, das uns für Billionen gelte; und wählen wir's unter den elementarsten, nach dem Grundsatz philosophischer Methode, was im Einfachen klar erkannt ist, auf verwickelte Verhältnisse zu übertragen. Hier blutet eine Wunde; und eine Schar von Leukozyten eilt herbei, eifrig, an der Regeneration mitzuwirken. Wir wählen eine beliebige dieser Zellen und verfolgen ihre Bahn; und zwar ein Zeitdifferential lang unter der vitalistischen Annahme, daß die

Digitized by Google

Entelechie den Leib beherrsche. Alsbald aber denken wir diese Entelechie einen zweiten Augenblick hindurch wieder weg. Bleibt in beiden Fällen der Weg der gleiche, ist er also durch die körperliche Konstellation und die Verteilung der Kräfte im Raume unzweideutig vorgezeichnet? Ja? Dann stehen wir auf dem Boden der Maschinentheorie. Also nein! Die Entelechie wird erfordert, damit der Vorgang seine richtige Bahn finde. Ist die nun etwa schon durch das Zusammen von Entelechie und leiblichem Zustande eindeutig gegeben? Ja? Dann hast du Anziehung und Abstoßung aus dem Stoff in die Entelechie verlegt, sonst nichts. Dann aber substituiere der Rätselmacht nur ruhig irgendeinen noch so künstlichen Mechanismus: und du kannst sie sofort zu dessen Gunsten ausschalten. Also nein! Der Entelechie stehen viele Straßen offen. Dadurch allein erklärt sie, was der Mechanist angeblich nicht begriffe: die immer neuen Veränderungen sich anschmiegende Teloklisie jedes organischen Vorganges. Soll somit der Vitalismus überhaupt Sinn haben, so muß er seinem überräumlichen Agens auch die Wahl zwischen mehreren Mitteln verleihen, die alle dem einen Zwecke zustreben. Und solches Wahlrecht nennen wir „empirische Freiheit". Denken wir nun einstweilen den Zweck als festgelegt: was entscheidet die Wahl? Willkür, die beim Wählen blind zutappt? Dann erlangt dennoch der Zufall das letzte Wort; und was dabei herauskommt, ist klar: das erwünschte Ergebnis, wofern ein geeigneter Apparat vorgesorgt hat (aber mit dieser Annahme laufen wir abermals auf die Mechanistik zu); sonst nur Wirrnis und Fehlgriff. Daraus folgt: gebe ich Freiheit, so gebe ich zugleich Urteil; sonst habe ich gar nichts gegeben. Die wählende Entelechie muß wissen, welcher Pfad zu der erstrebten Höhe führt; wie kann sie sonst wählen? Hier wurzelt auch das tiefe Recht Kants und Hegels, die Begriffe der Freiheit und der Vernunft so innig zu verketten. Somit erfordert die Konsequenz des Vitalismus auch noch die Behauptung: die Lebenskraft müsse Bewußtsein haben; Selbstbewußtsein vielleicht nicht; aber hellsichtiges Bewußtsein von

Digitized by Google

den Bedürfnissen und Zuständen des Organismus, den sie bedient. Nach Kenntnis der Lage wählt sie; also doch wohl jeweils den richtigsten der gangbaren Wege (soweit sie's versteht). Ihre empirische Freiheit ist mithin nicht eigentlich eine „Freiheit der Indifferenz" im scholastischen Sinne. — Unsere Feststellung treibt uns jedoch noch weiter, zu ungeahnten Küsten. Hellsichtiges Bewußtsein der Leibesnöte wird niemand gern in einzelne Pflanzen oder Würmer hineinverlegen (mangelt es doch sogar unserer eigenen Hirnseele!). Und wollte das einer, es hülfe ihm noch nicht einmal. Denn mit den organischen Zuständen gehören die der Umwelt notwendig zusammen. Will eine im engen Körperchen des Ölkäfers herrschende Entelechie ihre Larve mit Fußklauen bewaffnen, damit die an die Beine der künftigen Wirtin sich hängen können: so muß diese kluge Entelechie von Stock und Honig, von der Anatomie und den Gewohnheiten der Biene „wissen"; wie käme sie sonst auf ihre Instrumente? Ähnlich aber steht es allüberall; jedes Wesen ist andern angepaßt; und zwar so, daß es, um die Anpassung zu erfinden und zu vervollkommnen, die andern kennen müßte. Woher jedoch sollte dem Geistigen, das in einem Tiere oder gar einer Pflanze sich regt, zoologische oder botanische Wissenschaft kommen? Wer das durchdenkt, geht einen Schritt weiter und macht die Entelechie überindividuell: sie wird ihm zur gestaltenden Weltseele, die einen chaotischen Stoff in schöpferischer Freiheit organisiert — und tritt damit erst der im ewigen Kosmos sich offenbarenden Weltseele der Mechanisten als ebenbürtiges Gedankenbild zur Seite. (Man vgl. Bechers ansprechende Betrachtungen über Pflanzengallen.) Und von hier aus läßt sich auch das letzte Problem entscheiden, das der Freiheitsbegriff in unserm Zusammenhange aufgibt. Wir nahmen bisher die Zwecke als festbestimmt und fragten nach der Freiheit in der Wahl der Mittel. Wählt sich nun die schaffende Macht ihre Zwecke vielleicht ganz willkürlich? oder trifft sie die Wahl nach der inneren Notwendigkeit ihres Wesens? also „frei" zwar in dem Sinne, daß kein Draußen

Digitized by Google

sie dabei einengt, aber doch gebunden an die Gesetze ihres eigenen Seins?

Wenn jener Ölwurm als Subjekt gestaltenden Wollens denkbar wäre: so wäre am Ende noch denkbar, daß er nach Laune sich bei den Ameisen oder den Bienen zu Gaste ansagte — wie etwa wir selber uns einbilden, von außen kommende Einladungen suverän annehmen oder ausschlagen zu dürfen. Aber die Weltseele hat nach der Voraussetzung den jeweiligen Weltzustand, auf den ihr Wollen sich richtet, sich selber zurechtgemacht. Von außen kommt ihr mithin kein Anreiz zu; was ihr jetzt Anlaß des Strebens wird, hat sie soeben noch als Ziel erstrebt und erreicht. Würfe sie nun ihre Absichten plötzlich in entgegengesetzte Bahnen, sie müßte ihr eigenes bisheriges Werk desavuieren; und täte sie's einmal, so geschähe es wohl auch öfter: der Weltlauf würde zum losen Spiel und verlöre jeden Zusammenhang. Zeigt er nun Folgerichtigkeit und Tendenz (wie denn nicht zu leugnen ist), so müssen wir schon glauben: derselbe Nisus, der gestern den Leib aus dem Keime bildete, regeneriert ihm morgen seine zerschundene Haut; derselbe, der zur Triaszeit dem ersten Beuteltier die amphibischen Windeln vom Leibe riß, entwickelte den tertiären Menschen; derselbe, der in der Nepentheskanne nach Insekten giert, hackt im raubtiergewordenen Papagei Australiens auf Schafrücken los. Und dichtet im Shakespeare und kommandiert im Hindenburg — es wird kaum anders sein. In jedem Augenblick will das Geistige den Stoff sich unterjochen; was ihm eben noch Form war, wird ihm gleich darauf zum Stoff (ganz wie Aristoteles ahnte); denn durch jede gelungene Formung wird das Strebende selber bewußter; und indem es an seinem eigenen wachsenden Werke sich zu immer klareren Klarheiten emporsteigert, vergeistigt sich sein bildender Drang immer mehr. So wird Gott, indem Welt wird; die folgerichtigsten unsrer heutigen Philosophen des Werks, die Pragmatisten, haben es auch am schönsten ausgeführt; man lese etwa F. C. S. Schillers metaphysische Träume! Kann aber Gott aus Willkür werden?

Digitized by Google

Der immer eine, geheimnisvolle Trieb nach immer mehr Leben und immer mehr Bewußtsein muß ihn in jedem Momente und angesichts jeder neuen, von ihm selber erzeugten Lage zum Produzieren unmittelbar zuvor noch ungeahnter Herrlichkeiten bringen. Alles entquillt mithin dem innersten Wesen des Urwillens; und die höchste Freiheit fällt mit der tiefsten Notwendigkeit zusammen.

Machen wir davon die Anwendung aufs Menschenleben; denn was der Weltseele recht, ist ihrer individuellen Ausgeburt billig. Wir sind frei, sofern wir unsre Ziele unsrer Natur gemäß uns stecken dürfen; aber von unsrer Natur selber reißen wir uns damit keineswegs los. Wir sind frei, sofern wir unsere Mittel beliebig wählen können; aber dieses Belieben bleibt jederzeit von unsrer eigenen Einsicht in die Tauglichkeit der Mittel beherrscht. Wir sind frei, sofern wir über Stoff und Kraft königlich schalten; aber ein anderes Instrument der Herrschaft als die gebotenen Stoffe und Kräfte steht uns nicht zur Verfügung. Der Gedanke eines „Arbitrium indifferentiae" ist ein Ungedanke — auch vom Standpunkte des „praktischen" Denkens aus. Allein — die denkmögliche Freiheit genügt dem auch vollauf. Ihre Annahme paßt zu der realistischen Weltansicht. Wenn wir auf das allerletzte Verständnis der Sinnenwirklichkeit kein Gewicht legen und diese Sinnenwirklichkeit für die allerletzte nehmen: dann erscheint uns das Menschenleben im Lichte der entwickelten Vorstellung von Freiheit und Gebundenheit. Unsre persönlichen Erfahrungen und die Ereignisse der Geschichte beschreiben wir unwillkürlich unter solchen Voraussetzungen. Wir beschreiben — und andres als „beschreiben" wollen die Realisten ja nicht. Hier aber schließt sich der Ring: und wir erkennen, wie lückenlos jede der beiden Metaphysiken in sich zusammenhängt.

9.

Die Neuzeit allein seit Cartesius hat gegen zwanzig metaphysische Systeme erzeugt, um nur solche zu zählen,

Digitized by Google

die einigen Anspruch auf Originalität erheben; die skeptisch oder rein erkenntnistheoretisch gerichteten Geister sind nicht in der Rechnung. Und all diese Gedankenbauten sollen in unsrer Zweiheit Platz finden? Das wäre doch seltsam! — Aber die Schwierigkeit mindert sich, wenn wir folgendes erwägen. Erstens finden sich auch in den bedeutenden Versuchen zur einheitlichen Welterklärung Widersprüche und Unebenheiten; die erlauben wir uns wegzuglätten; denn „richtiger" Metaphysiken versprachen wir zwei: Fehler begehen kann jeder soviel, wie er Sätze schreibt. Und nun zählen wir unter die offenkundigen Fehler den vor Kant allgemein verbreiteten Begriffsrealismus; ich sagte das schon. Zweitens: unsre beiden möglichen Systeme sollten zwar mit ihren tiefsten Wurzeln im Willen wachsen, ihrer Struktur nach aber durchunddurch aus Erkenntnis bestehen. Überreste der Volksreligion mithin — wie den allgütigen und allweisen persönlichen Schöpfer, dessen Anwaltschaft Leibniz übernahm — denken wir aus der Geschichte der Philosophie hinweg: denn daß man so viele Glaubenssätze zu erträumen vermag, wie man Lust hat, werde ich nie bestreiten. Ebenso aber fallen willkürliche Abwandlungen und Ausschmückungen der einfachen metaphysischen Grundideen aus unsrer Betrachtung fort. Bestimmt z. B. jemand das Absolute als ein Geistiges, so steht es ihm freilich noch im Belieben, ob er dieses Geistige etwa als Willen oder als Vernunft näher bestimmen möchte. Er wird das im allgemeinen nach den Grundsätzen seiner Psychologie entscheiden: aber weder diese noch jene Entscheidung trägt zur Begreiflichkeit der Phänomene etwas bei; und beiderlei Entschluß malt also zwar das Bild vom All farbiger aus, bleibt aber für dessen Erklärung ein Überfluß. Doppelung der Metaphysik nach unsrer Definition begründet diese Zweiheit nicht. Drittens: jedes System bekommt seinen eigentümlichen Glanz durch die Affekte und Gemütsbedürfnisse seines Schöpfers; aber als System (in unsrem Sinne) wird es dadurch noch nicht von andern gesondert. Ob einer den Weltwillen blind und schauerlich

Digitized by Google

findet, der andre seine Herrlichkeit anstaunt und Theodizeen schreibt: das ändert das eigentliche Gedankengerüste sowenig wie Lob oder Tadel eines Kunstwerks von dessen Zusammenhang und Stil etwas aussagt. Endlich muß jedes erdenkliche System sich umbilden, indem das Wissen fortschreitet: denn einzig zur Erklärung dieses Wissens wurde es ja erdacht. Ein moderner Spinozist, der über die Zusammenhänge zwischen Leib und Seele sehr viel mehr erfahren hat als Spinoza, drückt Spinozas Ideen natürlich anders aus als der Denker des siebzehnten Jahrhunderts. Lotzes „Mikrokosmus" liest sich nicht wie Leibnizens Monadologie; enthält aber deswegen keine neue Metaphysik, sondern erneuert nur die frühere auf Grundlage neuer Erfahrungen. Der Materialismus ist sich seit Gassendi und Hobbes, ja eigentlich seit dem Altertum gleich geblieben, so zahllose Formen er mit wachsender Naturerkenntnis angenommen hat.

Aber eines scheint uns von vornherein doch Unrecht zu geben: gerade der Begründer und der Vollender der rationalistischen Philosophie scheinen in unser Doppelschema nicht zu passen. Oder sind etwa auch hier innere Widersprüche an dem Anstoße schuld — gerade bei Cartesius und bei Kant? Wir müssen zusehen.

Anfang alles Philosophierens pflegt eine von zwei Fragen zu sein: die Wahrheitsfrage nach der letzten Bürgschaft für unsre Erkenntnis oder die psychologische Frage nach der Natur des Erkennens. Diese zweite bekommt über kurz oder lang die Antwort: das Erkennen bestehe in irgendwelcher Verarbeitung von Anregungen (ich drücke mich mit Fleiß unbestimmt aus). Und daraus folgt notwendig der Phänomenalismus — außer, man entschlösse sich, unsre Seele im Ernste für einen Spiegel oder eine photographische Platte zu nehmen. Wer dagegen nach den Gründen seiner Gewißheiten fragt, kann entweder Skeptiker werden (und dann hat unsre augenblickliche Untersuchung nichts mehr mit ihm zu schaffen: er weigert sich ja der Metaphysik!) — oder er stößt auf sichere Kriterien. Diese jedoch brauchen ihn aus der

Digitized by Google

Sinnenwelt keineswegs hinwegzuführen; er findet wohl Anlässe, dem rohen Realismus des naiven Lebens, nicht aber dem geläuterten der Wissenschaft zu entsagen.

Cartesius sei uns ein Beispiel. Wenn ihm nur die Zuversicht, Gott werde ja die Menschheit nicht systematisch täuschen, die Wirklichkeit seiner Umwelt gewiß machte: so durfte er eigentlich auch die sekundären Qualitäten nicht opfern. Das All in Wahrheit ein eigenschaftloser Mechanismus? Und wir sehen's doch so bunt, greifen's weich und hart, hören's klingen! Wenn das kein Betrug des ewig Aufrichtigen sein soll! Allenfalls war der gegen ein paar Philosophen ehrlich, die sich auf die Unterscheidung der klaren und deutlichen von den verworrenen Vorstellungen verstanden; aber mindestens bis zum Dämmern der neuen Zeit hat er all seine Menschenkinder recht anmutig belogen! (Das hat schon Hume bemerkt: An enquiry conc. human underst., S. 179).

Doch weiter: wie steht es mit Descartes' Auffassung von der Kausalität und Substanzialität? Nun, die Entscheidung zwischen Regel und Ursächlichkeit, bloßem Ding und kraftbegabter Substanz war seinem Urteil noch nicht ausdrücklich unterbreitet. Aber hätte ihm jemand die Alternative dargestellt und ihn wählen heißen: den Weg der Anthropomorphisten wäre er schwerlich gegangen. Seine Gleichsetzung der Körperlichkeit mit kraftloser Ausdehnung sagt dem Wissenden genug. Leibniz hat (mit Huyghens) ganz richtig gesehen, daß eine Mechanistik aus diesen Prämissen gar nicht zu erbauen ist (Animadversiones in partem generalem principiorum Cartesianorum von 1697, Gerh. IV, S. 364). Denn was scheidet nun die einzelnen Teile des massenerfüllten Raumes voneinander? Nur die Verschiedenheit ihrer Bewegungen! Man spinne den Gedanken weiter aus — und er führt unweigerlich zur Energetik (Näheres s. in meinen „Bild. v. d. Mat.", S. 89). Diese aber verträgt sich dann wieder mit der Beibehaltung der sinnlichen Eigenschaften.

Indessen, auf den so gewiesenen Pfad will Cartesius nicht treten, auf den allgemeinen Mechanismus nicht ver-

Digitized by Google

zichten. Als Ursache des Geschehens nur den Stoß zu kennen, darauf versteift er sich. Und nun soll dennoch unsre Seele den trägen Stoff bewegen und von ihm Eindrücke empfangen? — Alle gewitzten Geister wandten sich alsbald gegen diese Möglichkeit. Man verwirft heute ihre Bedenken. Man erklärt überlegen, was aufeinander wirken könne, sei im voraus überhaupt nicht zu bestimmen: genug, daß die Wirkung nach Regeln geschähe. Sehr schön: nur vergessen die Kritiker die Prämissen. Ja, wenn die Substanzen qualitativ so mannigfaltig sind, wie unsre Sinne sie zeigen, oder wenn gar alles Geschehen im bloßen Austausch verschiedenartiger Energien besteht; warum soll dann nicht unter die vielen auch eine psychische Energie sich mischen? warum nicht Seele und Leib zur Wechselwirkung sich einen wie Lichtstrahlen und Gasgemenge? Der Realist darf allemal auch Dualist sein. Wenn wir aber die geliebte erste Wirklichkeit durch ein quantitatives System einander schiebender Korpuskeln restlos ersetzen und außer der Bewegung kein Agens zulassen: dann dürfen wir nicht auf einmal eine völlig andersartige Macht in das Getriebe greifen lassen. Nach den Gesetzen der Logik dürften wir zur Not; aber es verstieße gegen den Stil unsrer Konstruktion; es risse eine Kluft zwischen unsre Gedanken und störte die Kontinuität der metaphysischen Entwicklung. Denn es zwänge jene vorwitzigen Fragen empor: woher die Psyche? warum gerade jetzt, gerade hier ihre Wunder? und die weiteren. Kurzum, vom mechanistischen Standpunkte aus hatten Cartesius' Jünger ein volles Recht, die Wechselwirkungslehre zu verwerfen.

Der Meister hielt an ihr (wie an der zugehörigen Willensfreiheit) fest; und darum sitzt seine Mechanistik als Fremdkörper in seinem Systeme; weder hinten noch vorn recht eingewachsen. Von seinem erkenntnistheoretischen Ausgangspunkte mußte Cartesius eigentlich zu einem realistischen Weltbilde kommen statt zur Maschinentheorie; und von der Maschinentheorie kam er nur schwer zu seinem Dualismus; die natürliche Verbindung zwischen dem ihm natürlichen An-

Digitized by Google

fange und dem ihm natürlichen Ende lief nicht über die Doktrin von der ausgedehnten Substanz. Woher diese Zwieschlechtigkeit des Denkens? Sie stammt aus einer Zwieschlechtigkeit des Temperamentes. Wir beobachten auch sonst noch: die größten aller Genien verbinden in oft wunderlicher Art praktische und mimetische Neigungen; Lionardo und Goethe taten's; der ideenerschauende Plato trieb die Künstler aus seinem Staate, und der erkenntnisselige Aristoteles gründete die vitalistische Metaphysik. Den Schöpferischen dieses Ranges gehört auch Descartes an; und eben was ihn als Persönlichkeit so groß und reich macht, trübt die letzte Klarheit seiner Metaphysik. Er nennt die geistigen Freuden die höchsten von allen und lobt sich, das Weltdrama vom Parterre aus zu beschauen (Disc., S. 28 ff.); aber anderseits fährt er jahrelang als Krieger und Hofmann durchs Getümmel; daß in ihm ein kräftig Handelnder neben dem Betrachter saß: wer könnte daran zweifeln, der Hals' wundervolles Porträt im Louvre sah? Den Zweifler müßte seine herzlose Stellung zur Natur belehren; kein ganzer Mimet leugnete je der Tierwelt das lebendige Leben aus dem Leibe; keiner bekannte sich zu einer völlig rationalistischen Ästhetik, wie die unseres Denkers war (Disc., S. 13). Aber unter dessen übermenschlichen Talenten war das mathematische am gewaltigsten entwickelt; und so mußte er den Kosmos errechenbar wünschen. Darum flickte er in sein praktisch gedachtes System die mechanistische Physik und Physiologie hinein, so gut es anging: kein Wunder, daß seine engeren, aber konsequenteren Nachfolger von hier aus ihm alles Folgende zerschlugen.

10.

Und das Werk Kants? dieses ausgeprägtesten unter allen praktischen Geistern in der hohen Philosophie? Denn als solchen lernten wir ihn durch seine Ethik bereits kennen. Dennoch ist er Phänomenalist: wie reimt sich das mit unsren Darlegungen?

Digitized by Google

Gehen wir seinen metaphysischen Schlüssen nach. Er beginnt mit der Felsengewißheit, die ihm das Cartesische Cogito ersetzt: es gibt und gilt echte Mathematik und Physik. Folglich müssen auch deren Bedingungen gelten. Folglich stehen die geometrischen und arithmetischen Axiome und die Ursätze des vergleichenden, messenden, kausalen Denkens; und zwar als notwendige Postulate. — Alles vielleicht richtig; aber zunächst rein logisch entwickelt und von jeder erdenklichen Weltansicht aus zu verteidigen. — Nun weiter! Notwendige Sätze können niemals durch Erfahrung gewonnen werden, welche nur faktische Wahrheiten liefert; demnach wohnen sie dem Gemüte apriori inne. Und dieses schafft also kraft ihrer die erscheinende Welt. Halt! Hier pflanzen wir drei Einwürfe nebeneinander. Erstens: das Wort „denknotwendig" ist doppeldeutig. Es kann einerseits heißen: „für das Denken notwendig"; und anderseits: „apodiktisch", will sagen: „das Denken zwingend". Kant faßt es im zweiten Sinne; und nur so kann er seinen Schluß ziehen; aus seinen Prämissen folgt aber allein die erste Bestimmung. Denn damit es die euklidische Geometrie gebe, müssen wir allerdings den Parallelensatz zugestehen; für das mathematische Denken ist dessen Annahme mithin erforderlich und insofern denknotwendig. Aber ob wir ihn mit den Empiristen für eine bloße Verallgemeinerung aus vielen vorgeometrischen Erfahrungen oder mit manchen der modernsten Mathematiker für eine „Konvention" oder endlich für einen denknotwendigen Satz in jener zweiten Bedeutung nehmen: das ändert an Dasein und Recht der Geometrie nicht das allergeringste. Sowenig wie die Naturwissenschaft dadurch plötzlich eine andre würde, daß wir den Kausalsatz für eine weiteste Abstraktion oder für eine vorläufige Übereinkunft nähmen. Nein, ob eine Behauptung oder Forderung apodiktischen Charakter hat, läßt sich nur durch psychologische Erwägungen entscheiden (wie ich andern Ortes ausführlich gezeigt habe); und die weist Kant ja von sich, als die Reinheit seiner transzendentalen Logik trübend. Dann aber steht auch die

Digitized by Google

absolut zwingende Kraft seiner Grundsätze trotz ihrer Notwendigkeit als wissenschaftlicher Fundamente nicht fest. Stünde sie jedoch fest; woher weiß ich so sicher, daß jeder denknotwendige Satz apriori uns innewohnen müßte? Psychologische Zergliederung des Erkenntnisprozesses kann uns diese Gewißheit vielleicht geben; die kahle Konstatierung einer Affektion des Subjektes durch ein Dingansich läßt keine solche Bestimmung zu. Warum sollen nicht irgendwelche Einwirkungen von draußen die Kraft besitzen, uns das Bewußtsein der Notwendigkeit eines Denkinhaltes aufzuzwingen — wie andere uns Tatsächlichkeit aufdrängen? So fragte schon Schulze-Änesidemus, und kein Kritizist hat seit mehr als hundert Jahren eine Antwort gewußt. Warum sollte der Geist nicht etwas „Allgemeinnotwendiges im Sein selbst" unmittelbar ergreifen können? so fragt heute der Phänomenologe Alfred Brunswig. Das „Darum" wissen wir „Psychologisten" wohl, aber Kant könnte keines angeben. Also folgt aus der apodiktischen Gewalt der Denkprinzipien nicht deren apriorischer Ursprung. Folgte er indessen sogar daraus, so folgte der Phänomenalismus noch mit nichten. Es wäre sehr möglich, daß in uns dasselbe Denken wie in unsrer Umwelt waltete; die gleichen Gesetze, die unabhängig vom Subjekte den Kosmos zum Kosmos, machten auch die Intelligenz zur Intelligenz. Und so würde sie kraft ihres der letzten Realität adäquaten Wesens die Grundzüge dieser Realität apriori zu erkennen vermögen. Warum nur nicht? Bloß der Analyst des Erkennens, nicht der Transzendentalphilosoph könnte das sagen. — Somit gelangt Kant auf unerlaubten Wegen zum Phänomenalismus; und kaum ist er drin, so strebt er wieder hinaus. Denn sein Dingansich bleibt ja ein bloßer Grenzbegriff, metaphysisch gar nicht ausnutzbar. Ob er ihn stehenläßt, ob ihn Fichte abstößt, ob die Neukantianer von Marburg ihn für jeweilige Schlacken jeweils ungelöster Aufgaben einsetzen — in einer Hinsicht kommt es aufs gleiche hinaus: alle Wirklichkeit, mit der ernstes Denken sich zu beschäftigen hat, bleibt vom Bewußtsein des erkenntnis-

Digitized by Google

theoretischen Subjektes umspannt; das Bathos der Erfahrung ist die einzige Flur für geistige Ernten; m. a. W., jene Wanderung, die über die Immanenzlehre zu einem neuen Realismus führt, wird notwendig; Kant selber hat sie ganz entschlossen angetreten. „Erscheinung" ist Name, Sinnenwirklichkeit Inhalt; Phänomenalismus Titel, die Haltung die des Realisten. Auch wird uns versichert, daß wir gar kein wahrhaftes Interesse haben an „Schwärmereien" und Seefahrten in dem „weiten und stürmischen Ozeane" jenseits des sicheren Phänomens, „dem eigentlichen Sitze des Scheins, wo manche Nebelbank und manches bald wegschmelzende Eis neue Länder lügt" (Kr. d. r. V., S. 221).

Kant konnte — wie mancher seiner Nachfolger — geschwinder Anker werfen, wo er einmal wollte und mußte. Warum nahm er den für ihn unnötigen Umweg über den Phänomenalismus, der seiner zielhaften Gesinnung doch keinesfalls sympathisch war? Ihn bewogen drei Gründe. Der eine gehört nicht in unsern Zusammenhang: des Denkers Jugend wurzelte in Leibniz' Ideen; der Sprung von dort zu einer positivistischen Immanenzphilosophie war für ein einziges Denkerleben zu weit; die mittlere Stellung des Kritizismus und die Dreiviertelsschwenkung Fichtes mußte auf die Modernsten erst vorbereiten. Aber zweitens: Kant war Rationalist aus Leidenschaft; seine einzige Leidenschaft vielleicht; was nicht durchunddurch vernunftmäßig war, „reine" Vernunftmäßigkeit, ließ er am liebsten überhaupt nicht gelten. Darum — und nicht etwa als einfühlender Kausalist — strebte er hinter der Sinnenwelt, die ihm zu bunt war, rechnende Konstruktionen an; blieb aber klar genug, deren subjektive Natur immer zu durchschauen. Darin bestand sein verliebter Hang zur Metaphysik: in einem tiefen Glauben an den Hochwert alles Abstrakten; nur in diesem Sinne bedeutete ihm der endgültige Abstieg ins Lebensland unsrer täglichen und wissenschaftlichen Gedanken dennoch zuletzt einen Verzicht. Ihn leitete mithin eine zweckhafte Neigung zu ästhetischen Flügen; kein Wunder, wie energisch er umkehrte, als er das Ende der Fahrt vor

Digitized by Google

sich sah. Einen Gewinn aber glaubte er von dieser Fahr heimzubringen: er hatte für seine praktischen Forderungen, insbesondere für die Willensfreiheit, sich da Gelände erspäht, wo die Theorie nichts mehr zu suchen hatte. Er dachte darin gerade umgekehrt wie wir Ästheten. Wir würden, empirisch betrachtet, den Menschen eher für „frei" als für unbedingt gebunden nehmen; aber wo es nun gilt, das empirische Geschehen restlos zu begreifen, da heben wir diese Freiheit als Selbsttäuschung auf; erklärender Metaphysik bleibt nichts übrig, als uns unbedingt zu determinieren. Kant dagegen meinte, innerhalb der Erfahrungswelt jeden unsrer Gedanken und jede unsrer Handlungen als streng bestimmt denken zu sollen; dagegen im letztrealen Jenseits uns eine intelligible Freiheit erobern zu dürfen. So verfolgt denn seine Abart des Phänomenalismus eingestandenermaßen praktische Zwecke; freilich verzichteten wir lieber auf diese Seite seines Systems; schon der feinsinnige F. E. Beneke macht auf den Widersinn eines zeitlosen sittlichen Entschlusses aufmerksam. Nein, soll einmal Freiheit sein, so ist ihr Reich auch das Reich zeitlicher Einzelpersonen, sinnenlebendiger Gesellschaft, mannigfaltiger Motive: kurz, das Reich der „Erscheinung" oder der ersten Wirklichkeit, wie man's nun taufen mag.

II.

Descartes' Mechanistik drängte seine Nachfolger, seelische und leibliche Vorgänge in parallele Straßen zu schicken denn vom Materialismus, als einer unmöglichen Metaphysik, darf ich hier schweigen. Der Parallelismus aber tritt in drei Formen auf. Nun wird mir kaum jemand widersprechen, wenn ich die Konstruktion Malebranches als mißlungenen Vorversuch zu der Leibnizens beiseite lasse. Demnach bleibt dieser neben Spinoza zu betrachten: beide vertreten die ästhetische Weltanschauung von ihren ersten Voraussetzungen an bis zu ihren äußersten Folgerungen. Auch noch ihre Ethik hält die Probe. Die Spinozas besprachen wir bereits; ähnlich wie bei ihm erscheint bei Leibniz als höchstes Gut wahre

Digitized by Google

Erkenntnis und Gottesliebe (Frgm. der „Scientia generalis", Gerh. VII, S. 116; „Principes de la nature et de la grace", ib. VI, S. 605). Und alles Übel: Schmerz, Irrtum, Sünde, ist beiden — wie schon dem heiligen Augustin — ein Nichts, eine Privation, ein zum vollen Effekte des Weltgemäldes notwendiger Schatten; jede Klage mithin ein Urteil aus beschränktem Standpunkt (vgl. Spinoza, Cog. metaph. I 6, § 7; Eth. II 35, IV mit Leibniz' Theodicee).

Wir müssen also die beiden, wie zunächst scheinen könnte, durch den ganzen Himmelsbogen getrennten Lehren gleichsam auf einen gemeinsamen Nenner bringen, um die Einheit der mimetischen Metaphysik zu erweisen. Zu diesem Zwecke denken wir vor allem die zeitlich bedingten und von der Zeit überholten Elemente aus beiden Systemen hinweg: aus dem Spinozas die scholastisch-mathematische Methode der Beweisführung samt allem Befremdlichen, was dran hängt; aus dem Leibnizens die naiven Spuren theologischer Gläubigkeit; aus beiden die allen Schattierungen des alten Rationalismus gemeinsame Identifizierung des Denkens mit dem Sein samt der daraus folgenden Verwechslung des Kausalgesetzes mit dem logischen Postulate des zureichenden Grundes. Ferner stellen wir uns in die affektfreie Bergluft Spinozas; nehmen den Begriff des Guten ebenso wie den des Übels als Auffassung begrenzter Menschlichkeit und lassen die Lobpreisungen des optimistischen Leibniz auf sich beruhen; denn freilich, wer an der Schöpfung das Leid nicht tadeln will, soll auch die Freude nicht rühmen: soweit behält das grelle Gelächter Voltaires über den Autor der Theodicee recht.

Alsdann aber vergleichen wir „unsre" ästhetische Metaphysik, die wir die einzig mögliche unter allen nannten, mit dem, was von den beiden Bauten des siebzehnten Jahrhunderts bleibt. Uns war die geistige Welt die letztreale; ihr Symbol fürs begreifende Denken die Welt der Mechanistik; ihre sinnliche Erscheinung unsre Tageswirklichkeit. Eben diesen Gedanken nun drücken jene Männer in der ihnen geläufigen Sprache so aus: die primären Eigenschaften erkennen wir

Digitized by Google

„clare et distincte", die Vorstellungen der sekundären sind „confuses" (Spinoza, Princ. phil. Cart. II, Ax. 3, 7; Prop. 1, 2; Leibniz, Meditationes de cognitione, veritate et ideis, Gerh. IV, S. 422 ff.; Nouveaux essais, G. V, S. 363); nur freilich muß Spinoza, da für ihn Klargedachtheit und Existenz zusammenfallen, die Ausdehnung zu einem dem Bewußtsein gleichgeordneten Gottesattribute machen; zu einer der unendlich vielen möglichen Formen also, in denen das Wesen der Ursubstanz sich ausdrückt (Eth. I, Pr. 19) und dem Intellekt auffaßbar wird (Eth. I, Def. 4). Die andre unsrer Menschenvernunft erreichbare Manifestation Gottes wäre dann das Bewußtsein; aber darf das auch für uns, denen ja nicht mehr ein ewigstarres Ideenreich das Ansich bedeuten kann, so bleiben? Das Bewußtsein wäre dann selber eine Manifestation fürs Bewußtsein! Unmöglich; wir müssen's als Tätigkeit des Gottwesens selber auffassen; und dieses demnach als psychisches Sein.

Nicht etwa als durchunddurch bewußtes Sein; denn die Bewußtheit ist gar zu dünn durch die Welt der Erfahrung verteilt, um ihr als allgemeiner Hintergrund zu leuchten. Unsre Auffassung vom Verhältnis der Welten wird daher ohne Mythologie erst möglich, wenn der Begriff des seelischen „Unbewußten" gebildet ist. Und das tritt denn auch sogleich hervor; Leibnizens Lehre von den „petites perceptions" (Nouveaux essais sur l'entendement, Gerh. V, S. 46 ff., 107 ff.) und seine Monadologie gehören notwendig zusammen. Hier hätten wir demnach den spiritualistischen Parallelismus? Die körperlichen Vorgänge als Phänomena der seelischen und demnach die Selbstverständlichkeit ihrer Entsprechungen? Geduld, noch immer nicht! Die Lehre von der Hierarchie der psychischen Atome steht im Wege. Die Gehirnvorgänge spiegeln das Wechselspiel untergeordneter Monaden, die das Reale unsres Leibes konstituieren helfen; der herrschenden Monade, unsrer eigentlichen Seele, und ihrem Denken fehlt es an einem phänomenalen Widerschein; sollen ihre Akte (wie Leibniz ja doch will) jenen nervösen Zustandsänderungen entsprechen, so muß doch wieder der Okkasionalismus heran,

Digitized by Google

erneuert freilich und verschönert unter dem Namen der prästabilierten Harmonie. Aber dieser Mangel läßt sich ja bessern; verzichten wir auf die Zerfällung der Seelensubstanz in „fensterlose" Einheiten und auf deren Zusammenschluß unter regierenden Gewalten und ersetzen sie durch die Vorstellung eines analog dem Leibe demokratisch organisierten „Unbewußten", dessen Affektionen in bewußtes Geschehen auszublühen vermögen: so haben wir, was zu unserm Weltbilde nötig ist, ohne auf einen wesentlichen Gedanken des großen Denkers geistiger Unendlichkeit zu verzichten.

In Kürze also: wir verwandeln Spinozas Ursubstanz in Geist — und streichen aus Leibnizens Geisterwelt den schöpferisch berechnenden Uhrmacher als religiöses Relikt, samt seiner prästabilierten Harmonie: so behalten wir den zeitlosen Sinn des Alls, dessen Fülle in der unendlichen Kette himmelweiten Geschehens sich abrollt; wir lassen den Mechanismus als den Kosmos der Begreiflichkeit hinter dem sinnfälligen Kosmos der Erscheinung stehen, ohne mit Spinoza die Begreiflichkeit für ein sicheres Kennzeichen letzter Realität zu halten; wir beleben Spinozas starres Attribut der Ausdehnung durch Leibnizens Begriff der lebendigen Kraft: so haben wir in der Tat die beiden Systeme — wie das schon Lessing für tunlich hielt — unter sich und mit unserm ästhetischen System harmonisch vereinigt.

12.

Merkwürdig, daß die Mängel der großen ästhetischen Gedankenbauten des siebzehnten Jahrhunderts jeder für sich auf die praktische Weltansicht zutreiben mußten. Denn wir wissen ja: die Denkform, mittels deren unser begreifender Geist in das Draußen sich einfühlt, heißt „Kraft"; der Begriff entspringt aus der anthropomorphen Doppelkategorie des Kausalisten ganz notwendig; und so kann diesem auch eine nichtsalsausgedehnte, nichtsalsträge Materie zur Erklärung der Erscheinungen niemals genügen, ob sie nun als die selbständige Substanz des Cartesius oder als das Gottesattribut Spinozas

Digitized by Google

ihm entgegenstarre. Dem praktischen Regulisten dagegen behagt sie: mehr als ein totes Gerüste für seine Gesetzmäßigkeit braucht er ja nicht. Zudem trägt solch ein passives Substrat keine Fähigkeiten zur Gestaltung in sich; es lädt fremde Mächte zur Einwirkung, wie der Steinbruch den Architekten. Und von hier aus betrachtet wird Descartes' Dualismus, dessen schwache Seiten wir besprachen, auch wieder nahegelegt, während die Konstruktion einer Kraftwelt ihn geradezu ausschlösse. Anderseits läuft eine feste Schlußkette von der Lehre der prästabilierten Harmonie nach der Immanenzphilosophie hinüber; die ja ihrerseits zuletzt in den Realismus ausmündet. Denn falls die beiderlei Substanzen nicht aufeinander einwirken, vielmehr Gott das Leben der Seelen nach seelischen Gesetzen herunterspielt, während die leibliche Kausalreihe, davon ganz unabhängig und dennoch mit Präzision, nebenher abrollt: warum dann nicht diese zweite Reihe einfach eliminieren? „Macht die Voraussetzung, ein Geist erlebe ohne Mitwirkung äußerer Körper die nämliche Reihe von Sinneswahrnehmungen . . . wie ihr . . . und zwar in der nämlichen Ordnung . . . Ich frage, ob dieser Geist nicht ganz denselben Grund habe, die Existenz körperlicher Substanzen . . . anzunehmen, den ihr möglicherweise haben könnt, das nämliche anzunehmen?" (Berkeley, I, § 20). Also brauchte hinter den Erscheinungen Leibnizens System der untergeordneten Monaden gar nicht mehr stehen zu bleiben; der ganze Doppelmechanismus wird überflüssig; die Bewußtheiten allein existieren noch! Die der Menschen — und vielleicht aller Tiere, die Wahrnehmungen erleben. Denn Wahrnehmungen unterscheiden sich ja von den übrigen psychischen Vorgängen durch ihre Unabhängigkeit von unsrer persönlichen Willkür, durch ihren gesetzmäßigen Zusammenhang und besonders dadurch, daß sie allen Wahrnehmenden gemeinsam sind; so tragen sie für jeden, der nicht in bodenloser Skepsis ertrinken will, objektiven Charakter; nicht unserm Privatleben gehören sie an; sie müssen von einer überpersönlichen Macht erzeugt sein: vom Gotte Berkeleys, vom Gott-Ich Fichtes,

Digitized by Google

vom „Bewußtsein überhaupt“ der Kantianer. Und damit rücken sie an die Stelle, die das verbleichende Land unsrer Kinderwirklichkeit leer ließ: der neue Realismus ist geboren. Seine „praktische“ Richtung bestätigt die ethische Haltung all seiner Anhänger. Berkeley predigt Erhaltungsmoral (III 17, IV 3) — so gut wie Schuppe, dessen Wertformel auf die Mehrung des bewußten Lebens hinausläuft. Und nun gar Fichte, dem die wunderverströmende Natur eigentlich nichts ist als Kulisse für die Dramen der Sittlichkeit!

Fichte ist mehr Prophet als Metaphysiker; der Ausgestalter seiner theoretischen Philosophie wurde Hegel, freilich in besonderer Art und Form. Vergleichen wir die Grundgedanken der beiden romantischen Denker untereinander und mit unsrer „einzig richtigen“ Metaphysik für zielstrebige Köpfe. Am besten, wir knüpfen dabei an den gemeinsamen Meister, an Kant. Dieser gab seinem Grenzbegriffe, dem Ansich, ein zwiefaches Antlitz; als Objekt liefert es unsrer Welt Inhalt und Tatsächlichkeit, als Subjekt erschafft es ihr Form und Gesetz. Aus der Einwirkung eines X auf ein Y entsprungen, ist nun die Sinnenwirklichkeit allerdings „Phänomen“; und insofern würde der Kritiker der Vernunft dem ästhetischen Standpunkte sich nähern; da er jedoch das Reich der Unbedingtheit alsbald verständnishungriger Neugier zuriegelt und nur praktische Herzenswünsche hineinläßt (auf deren Erfüllung wir verzichten) und da die Erscheinung ihm einziges Gebiet der Theorie bleibt und „Erklärungen“ nur innerhalb ihrer nach dem Regelsatze erfolgen dürfen: so kommt es im Grunde auf das gleiche hinaus, als ob jener Grenzbegriff ganz eliminiert würde; der erkenntnistheoretische Phänomenalist wird zum empirischen Realisten; soweit er's aber nicht wird, dient seine Metaphysik einer schroffen Pflichtmoral. Die übernimmt nun sein Schüler Fichte; und ihr zu Ehren bildet er des Lehrers System weiter, indem er Subjekt und Objekt identifiziert; von nun an „erscheint“ kein X mehr einem Y; sondern der Bewußtseinsinhalt des Gott-Ich ist unmittelbar die bunte Wirklichkeit, die uns von je umgibt; setzen wir jetzt die Begriffe Realität und Be-

Digitized by Google

wußtseinsinhalt des Gott-Ich als metaphysisch gleichbedeutend, was wir dürfen, da in diesem erkenntnistheoretischen Begriffe keinerlei metaphysische Erklärung für irgendeinen Teil jenes Kosmos der Erfahrung steckt: so sind wir auf dem uns schon bekannten Wege über die Immanenzlehre zum neuen Realismus ans Ziel gelangt. Soweit geht denn auch Hegel mit: Immanenzphilosoph auch er. Daß er aus dem Gott-Ich das farblosere „Absolutum" macht, ist nur Kennzeichen eines minder religiösen Temperamentes; an der Sache ändert es nicht das geringste. Demnach fassen wir bei ihm sogut wie bei seinem Vorgänger den Prozeß, in dem aus dem Geiste die Welt sich entfaltet, als letztreales Geschehen und das Produkt der Entfaltung, wie es vor unsern Augen steht, als letzte Wirklichkeit, einerlei, ob der von Kant ausgehende Schöpfer des Systems es als „Phänomen" sieht. Und stellen dann folgendes fest: Einig sind Fichte, Hegel und die Vertreter der nach uns korrekten Metaphysik für Zweckhafte in der Hauptsache: ein übersinnliches Prinzip entwickelt schöpferisch in einer Reihe von Stufen den Kosmos und entwickelt zugleich im Schaffen sich selber von Stufe zu Stufe vollstem Bewußtsein entgegen; indem Gott das Universum erzeugt, erzeugt er zugleich sich selber; indem der Geist sich selber vollendet, vergeistigt er seinen Stoff. Nun aber die Differenzen! Vorfrage: Wie verhält sich die Entwicklung zur Zeit? Für „unsre" Metaphysik ist es klar; Menschwerdung, Tierwerdung, Chaos liegt in wachsender Vergangenheit dahinten; und Verklärung winkt in ferner Zukunft. Dagegen lassen die Romantiker, Hegel noch mehr als Fichte, die Antwort schillern. Zwar, beide sind historisch gerichtet; Fichte hat seine Zeitalter, in deren planvoller Reihe die Menschheit aus unschuldig-unbewußtem Vernunftgehorsam über Abfall und Sündigkeit hinweg zu bewußtem Bürgertum im Vernunftreiche sich ausbildet, keinesfalls symbolisch gemeint; stellt sich vielmehr den zeitlichen Gang der Weltgeschichte nach diesem Schema vor. Und da, wo Hegel in seinen krausen Entwurf der Weltentwicklung die Kulturhistorie verwebt, denkt auch er ein Nach-

Digitized by Google

einander. Aber natürlich: der Rahmen des dialektischen Prozesses ist logisch, nicht temporal gemeint; sonst würde das Sein, das im Anbeginne das Nichtsein sich gegenüberstellte, und das Weitere doch allzusehr aus Philosophie orientalischer Mythus. Also nun: welche Form der Betrachtung ist vorzuziehen? Unsre Definition der Metaphysik macht den Schiedsspruch leicht. Für uns handelt sich's um die Erklärung unsrer Welt; da nun unser Intellekt jedes Geschehen zeitlich denken muß, bleiben uns zeitlose Setzungen, Stufungen, Entfaltungen schlechthin unverständlich, folglich zur Erklärung von Unverstandenem unbrauchbar. Der Sinn ist überzeitlich; jede Entwicklung dagegen nur zeitlich begreifbar; mithin muß auch die Philosophie der Entwicklung das Welt- und Gotteswerden von Vergangenheit in Zukunft dahinrollen lassen; sonst mischt sie eklektisch unvereinbare Bestandteile; in diesem Falle neuplatonische Märchen, platonische Ideenlehre, kantischen Phänomenalismus und zielstrebige Tendenz und setzt sich bei unfreundlichen Kritikern, jetzt wie ehemals, dem Vorwurfe der Scharlatanerie aus. — Aber zur zweiten Frage! Das geistige Prinzip, das den Kosmos allmählich formt — findet es sich von Ewigkeit her einem toten, ungeordneten Stoffe gegenüber, der ihm zum Substrat seiner Arbeit wird? So lehrt es die „richtige" Metaphysik des „Praktischen". Die Romantiker dagegen lassen die gestaltende Macht selber ihr Widerspiel sich setzen. „Das einzige Absolute ist meine Tätigkeit" — meint Fichte (Syst. d. S., S. XVII); und damit sie Schauplatz und Aufgabe finde, verwirklicht sie die Vorstellung ihres Gegensatzes, dessen Widerstand zu überwältigen ihr nunmehr Beruf wird; die Besonderheiten dieses Widerstandes sollen aus „den immanenten Gesetzen" des Ichs erklärt werden (ib., S. 495); und der Kampf des Ichs erscheint dem Ich als Bewegung seines organisierten Leibes (ib., S. XV). So aber „entläßt" auch bei Hegel (Enzykl., S. 127) die Idee die Natur aus sich selber, um ihr Gegenbild zu haben; denn ohne das gäbe es keine dialektische Entwicklung. Für einen Dualismus, wie in

Digitized by Google

„unsrer" Metaphysik, scheint bei den beiden Denkern kein Eckchen Platz.

„Scheint"; so prüfen wir den Schein!

Zuerst unser Aräometer in die Begriffsflächen einiger Zeitwörter getaucht! Ich leite einen elektrischen Strom gegen mein Auge und sehe Lichtblitze; so sage ich: was unabhängig von meiner Organisation Elektronenbewegung (oder sonst ein dynamisches Geschehen) ist, nehme ich als optisches „Phänomen" wahr. Nach dieser Analogie mag geistiges Leben sich tausendfach sinnlich manifestieren; die ewig ihre Bedeutsamkeit in Formen offenbarende Weltidee des ästhetischen Metaphysikers darf uns mithin als klar denkliches Gedankending gelten. Anderseits erleben wir uns als Wollende, Schaffende, Gestaltende; ein Übersinnliches, das seine zielstrebigen Tendenzen an einer gebotenen Materie ausläßt, ist uns eine faßliche Konstruktion; und soweit haben wir nichts an Fichtes sittlich fortschreitender Ichheit, die gegen die Resistenz der Natur sich emporringt, auszusetzen; soweit nicht einmal etwas gegen Hegels Gegensatz nach Gegensatz überwindende Allvernunft einzuwenden. Nun aber jenes dritte und vierte Verb — was soll das heißen: das Ich „setzt" sein Nichtich; das Absolutum „entläßt" aus sich den Stoff, dessen sein Denken bedarf? Phänomenalistisch kann es unmöglich gemeint sein. Das Objekt kann ja nicht als „Ausdruck" der absoluten Subjekt-Objekt-Einheit hingestellt werden; so wenig das Nichts Ausdruck der Seins-Nichtseins-Einheit oder die hegelische Natur Ausdruck der hegelischen Idee sein darf; zum Überfluß nennt Hegel den Akt, durch den Natur wird, einen Abfall der Idee von sich selber. Aber der Anfang des Weltprozesses ist auch keine schöpferische Tätigkeit; denn diese kann ja erst beginnen, nachdem das wollende Ich seine Gegenstände, die unbedingte Logik ihre bedingenden Widersprüche gewonnen hat. Also denn: woran ist bei „Setzung" und „Entlassung" zu denken erlaubt?

Ohne Zweifel schwebte Fichte der Entschluß des Menschenwillens vor, der sich frei seine Aufgabe „setzt"; und Hegel

Digitized by Google

die Methode des analytischen Denkens, die Verschwommenes in scharfe Kontraste zerlegt. Also zwei psychische Geschehnisse — nur auf den allumfassenden Geist übertragen. Aber ist solche Übertragung gestattet? Ja, sofern er bereits Geist oder Subjekt ist; nein, da er vor allem Beginne Objekt-Natur noch in sich enthält. Erst nachdem er seinen Gegensatz ausgeschieden hat, darf er anthropomorphosiert werden. Bevor er demnach „entlassen" oder „setzen" kann, muß er schon etwas sich gegenüber vorfinden; wie auch unsrer Seele, damit sie unterscheide, ein „Äußeres" sich bieten, damit sie sich entscheide, ein Ziel winken muß. Mit andern Worten: in ihrer Struktur sind beide romantische Systeme dualistisch; durch einen an antike Kosmogonien erinnernden Mythus verkleiden sie die Doppelung; aber allenthalben bricht das wahre Gesicht hervor; denn jeder folgerichtige Monismus ist notwendig naturalistisch orientiert. Der Mensch nämlich läßt sich als Teil der Allnatur begreifen. Das Umgekehrte aber geht nicht an: Sauriermeere und Monde sind nun einmal innerhalb menschlicher Geschichte nicht unterzubringen. Wo demnach der Zwiespalt zwischen Intellekt und Stoff, Kultur und Wildnis, Historie und Zoologie in einem Gedankenbau die Hauptrolle spielt: da bleibt es ein Ding der Unmöglichkeit, der tiefwurzelnden Doppelheit der Prinzipien aus formalen Gründen eine Eins unterzuschieben; geschieht es dennoch, so wird die Identität zum Wechselbalg.

Übrigens hält sich die romantische Erkenntnislehre nicht besser als die romantische Metaphysik. Kant wußte wohl, warum er sich von Fichte nicht weiterbilden lassen mochte. Die Form des Wollens wie des Denkens bleibt als solche ewig „leer", der Begriff seinem Wesen nach abstrakt. Dem „reinen" Wollen würde nie Anlaß, Motiv oder Zweck bestimmten Handelns kommen, dem „reinen" Denken niemals ein tatsächlicher „Inhalt". Wie der Dialektiker auch tanzen möge, über die Doppelseitigkeit alles Erkennens hüpft er nicht weg: den subjektiven Maßstäben entsprechen die objektiven Größen, die „gegebenen"; den subjektiven Empfänglichkeiten

Digitized by Google

die objektiven Differenzen, der subjektiven Gesetzlichkeit die objektiven Konstanten, den subjektiven Schemata das objektive Hier-Jetzt oder Dort-Dann. Aus einem puren Absolutum läßt sich keine qualitätenwimmelnde Welt entwickeln; nicht einmal so, wie es die Marburger Schule heute möchte, geschweige denn nach der phantastischen Methode Hegels. Wenn Kants Prämisse wahr ist und die Vernunft der Natur Gesetze schreibt: so muß ein an sich Irrationales warten, um diesen Gesetzen zu gehorchen. Entstamme das Beharrungspostulat ausschließlich dem denkenden Subjekte: daß ihm in diesem Augenblick ein soundso schweres Projektil folgt, dieses Faktum rationalisiert man weder, indem man's als eine Phase der Geistentwicklung aufzufassen lehrt, noch indem man ungelöste Reste einer unendlichen Aufgabe drin sucht. Oder es wäre das Wort „Aufgabe" nur ein Wort; eine Umschreibung für Dingansich, für Empfindungsgestöber, für „Datum", je nachdem. So aber steht es allenthalben. Ich kann wohl Töne rationalisieren, indem ich sie in Luftschwingungen bestimmter Wellenlänge verwandle; aber daß gerade soeben, gerade vier Meter über mir gerade dieses Klavier gerade dieser meiner Hauswirtin gerade die Melodie „Ihr Kinderlein" klimpert: all diese Haecceitäten und Nuncceitäten bleiben als solche unableitbar, undurchleuchtbar, unbegrifflich durchunddurch. Ich kann vielleicht die Gesetze denkmöglichen Handelns apriori feststellen wollen: daß gerade am ersten Dezember gerade dieses Jahres gerade dort und gerade von demunddem Manne gerade dasunddas getan wurde, ist nur faktisch feststellbar und geht aus keiner ersinnbaren Logik hervor. Wer behufs vollständiger Welterklärung die bloßfaktischen Gegebenheiten aus der Welt eskamotieren will, eskamotiert die Welt selber mit, statt sie zu erklären, und taschenspielert, statt zu philosophieren. Dabei wird es also sein Bewenden haben: der Teleologe wird zugleich Dualist sein, oder er wird eine „falsche" Metaphysik erbauen. Schon Ludwig Feuerbach hat mit lichtvoller Kritik Hegels Denkfehler klärlich aufgewiesen.

Digitized by Google

Nun aber das dritte Wegkreuz, an dem Fichte und Hegel voneinander Abschied nehmen! Das gestaltende Urprinzip: ist das praktische oder theoretische Vernunft? Wille oder „Idee"? Gleicht die Entwicklung des Alls mehr der Tat oder mehr einer Kette von Schlüssen? Hier stoßen Prophet und Professor aufeinander. Aber der Professor verliert den Streit. Das blieb fraglich, solange eine absolute Tätigkeit in sich selber etwas sich selber gegenübersetzte, ein absoluter Begriff seinen eigenen Widerspruch dachte. Sobald wir aber genötigt werden, die Zweiheit als ursprünglich uns vorzustellen, fällt Hegels Auffassung von selber dahin; denn was auf Fremdes modelnd einwirkt, kann nicht bloßer Gedanke, muß ein Willensverwandtes sein. Die „Idee" dagegen — „offenbart sich", wir sahen es bereits; wer von ihr ausgeht, kommt zuletzt nur in der „ästhetischen" Metaphysik zur Ruhe. Hegel mischt deren Elemente mit den von Kant und Fichte übernommenen „praktischen" Antrieben; er flimmert zwischen zwei möglichen Weltausdeutungen, ohne selber eine dritte mögliche zu liefern. Er ist eben in diesem Spiel zwischen verschiedenen Lichtern der echte Romantiker. Man braucht nur seine Identität der Gegensätze ein wenig ernstlicher zu nehmen, seine Naturverachtung in Naturvergötterung, seine Staatsanbetung in Kunstanbetung, seine Fortschrittsgläubigkeit in Dauergesinnung zu verwandeln, so hat man Schellings bizarre Ausgestaltung des Spinozismus.

13.

Der Gegensatz, der sich hier zwischen Schelling und Hegel zeigt, entsprang, seit Kant seine Metaphysik vom Sein loskettete und ans Wissen band. Seitdem suchen die einen die Essenz der Welt in der Natur und ihrer Gesetzlichkeit; die andern in der Menschenkultur. Diesen Logosgläubigen schmilzt das tote Universum zum bloßen Gerüste zusammen, auf dem die göttlichen Komödien und Tragödien sich abspielen; während dem Naturalisten umgekehrt das menschliche Treiben nur ein Beispiel — das weitaus interessanteste freilich — animalischen Lebensreichtums ist und in

Digitized by Google

der unendlichen Fülle des Alls versinkt. Die machtlosen Argumente beider Parteien wiederholen wir nicht ausführlich. „Was wäre der Sirius ohne den Geist, der seinen Bahnen erst Regel schafft?" heißt es hier; „nach eben diesen Regeln, nach denen zu denken wir niemals umhin können, müssen wir uns selber als begrenzte Glieder der unbegrenzten Maschine denken!" antwortet es drüben. Jene werfen diesen vor, sie hätten Kants Idealismus nicht tief genug begriffen; diese wieder jenen, sie wollten Gott-Natur kinderhaft nach menschlichen Maßstäben messen. Wir, die wir Kant zu kennen glauben und auch die Denkantriebe der Naturalisten nicht verkennen, bleiben unparteilich und begnügen uns festzustellen, welcher unsrer beiden „möglichen" Metaphysiken die Parteien sich anschließen müssen.

Offenbar sind die Naturalisten ästhetisch, die Kulturphilosophen ethisch (also „praktisch" in unsrem Wortsinne) orientiert. Denn erstens begeistert der Erhaltungswert den Menschen für die Menschheit; wem das Gedeihen seiner Gemeinschaft als höchstes Gut gilt, dem sinkt sogleich die Natur zum Mittel herab; und das Mittel darf niemals den Zweck beherrschen. Wer aber die Natur zweckhaft benutzen will, der findet keine Andacht in sich, sie mimetisch nachzuleben. Zum zweiten ist die ungebändigte Erde das Reich der Schönheit, die menschliche Gesellschaft das der Moral; wie sollte nicht der Ästhet jenes, der Moralist dieses als heiliger genießen. Drittens lebt der Beschauer im Augenblick — und in der Ewigkeit, der Zielstrebige in der Zeit; der eine also mit Vorliebe im anfang- und endlos kreisenden Universum, der andre in der sturmbewegten Geschichte. Viertens liebt der theoretische Denker die Notwendigkeit, der Handelnde die Freiheit; der sagt darum: „Gesetz" und wird so Naturalist; und der ruft als Historist: „Fortschritt!" Fünftens: wer vom Logos ausgeht (wie alle echtesten Schüler Kants), dem stellt sich am Tore der Philosophie die Wahrheitsfrage nach dem Grunde alles Erkennens; und die führt zuletzt doch zu einem neuen Realismus — wir sahen es an Kants und Fichtes

Digitized by Google

Beispiel. Wer dagegen das Denken als Naturprozeß betrachtet, dem wird das erste Problem das genetische: wie unsre Erkenntnis zustande komme; und er muß dann Phänomenalist werden und davon die Konsequenzen auf sich nehmen. Außerdem aber haben die „Geisteswissenschaften" immer und überall mit Qualitäten und Intensitäten zu tun; wer in ihnen wurzelt, verspürt schon deshalb eine gewisse Neigung zum Realismus; wogegen von Physik und Physiologie der bequemste Weg zum Phänomenalismus und zur Mechanistik führt. Endlich faßt, wer Kultur und Aufstieg der Menschheit über alles schätzt, das urwüchsige Denken als gleichgültige Vorstufe für die naturbezwingende Wissenschaft auf und findet daher das Bedürfnis nach müßigen „Erklärungen" der Vorgänge leicht überflüssig; da der Regelsatz fürs eigentlich gelehrte Erkennen zu genügen scheint, wird solch ein methodologisch gesonnener Geist gern zum Regulisten; und das hat die dargelegten Folgen. Umgekehrt interessiert sich der Naturalist für das Denken als Arteigentümlichkeit des Homo sapiens; die in unsrer Organisation steckenden Axiome gelten ihm für wichtig; die Wissenschaft ist ihm kaum mehr als eine besonders erfolgreiche Anwendung der auch im Alltag lebenden Erkenntnis. So lauscht er dem einfühligen Verlangen des natürlichen Gedankens nach restloser Substanzialisierung der Dinge und nach völliger Verursächlichung der Vorgänge; wird mithin Kausalist; dadurch dann Mechanist — und das Weitere.

Die kulturphilosophische und die naturalistische Richtung in der neuesten Philosophie decken sich demnach genau mit den beiden früheren Metaphysiken; nur daß sie deren Fassungen verfeinert haben. Sie verbinden nämlich mit dem alten Gegensatz die Frage nach der Rolle des Unbewußten innerhalb des psychischen Daseins. Wenn die Bedeutung der uns auffaßbaren Welt auf die menschliche Kultur sich zuspitzt, dann ist das Ziel zugleich eine immer höhere, immer klarere, immer einheitlichere Bewußtheit. Bewußtheit irgendeines Grades mußten wir ordnenden Entelechien ohnehin zuschreiben; aber auf niederer Stufe erlebte das Leben wohl noch trüb und dumpf, urteilte

Digitized by Google

nur nach Lust und Schmerz und drängte sich so allmählich von Form zu Form vorwärts. Im Laufe der Entwicklung erst gingen ihm Augen und Ohren auf; nun urteilte es von weitem und ins Weite hinein. Endlich hellte sich's zu menschlichen Vorstellungen; aus dem Bewußtsein wurde Selbstbewußtsein. Dann aber schließen sich die Individuen zusammen, organisieren ein Geisterreich, verwachsen zum kommenden Gotte. In diesem ganzen Aufstiege bleibt nirgends für die unbewußte Seele Platz; die Resultate bewußter Anpassung und Einübung mechanisieren sich wohl: doch damit ist aus lebendigem Schaffen geordneter Stoff geworden, Schlacke nur des geistigen Brandes, totes Relikt — das für neues Schaffen Stoff und Anreiz liefert und darin allein seine Bedeutung sucht. So ungefähr sehen alle Philosophen des Fortschritts die Welt; von Hegel an bis zu den neuesten Romantikern. Dieses Bild malt uns der phantasiekühne Fechner; nur daß er als Physiker seiner Zeit ein paar mechanistische Farben drein mischt (heute wäre er Energetiker, ohne Zweifel!). Ihm schließt sich Wundt an, als Physiolog zwar Parallelist, aber als Philosoph des Geistes mit seinen parallelistischen Voraussetzungen immer in geheimem Streite. Folgerichtiger führen die jüngsten Vitalisten und „Humanisten" die Anschauung durch, wie immer sie ihre Erkenntnistheorie fundieren; ihnen allen sind die Menschheitswerte absolut; und darum enden sie alle in der gemeinsamen Metaphysik des Bewußten.

Ihnen treten die Metaphysiker des Unbewußten gegenüber. Denn wem die menschliche Kultur nur ein besonderer Fall des Naturlebens ist, dem kann auch das Bewußtsein nur einen Ausschnitt aus der grenzenlosen Beseeltheit der Welt darstellen. Unbewußte Beseeltheit aber kann Formen nicht „machen"; sie kann nur als Form sich selber offenbaren. So hängt die Lehre vom Unbewußten eng mit dem Phänomenalismus zusammen; und da es nun keinerlei Möglichkeit gibt, von dem Unbewußten irgendeine nähere Vorstellung sich zu bilden (denn Analogien könnten wir ja immer bloß unserm bewußten Dasein entnehmen, und solche müssen täuschen):

Digitized by Google

so ist es ganz gleichgültig, wie wir das allumfassende Weltprinzip taufen; mag da Schopenhauer Pate stehen oder Hartmann oder wer sonst — was liegt an dem Namen? Der ist der passendste, der die wenigsten Nebenvorstellungen erweckt. Nur gilt es auch hier, Widersprüche auszumerzen. Ein ewiger Wille, dessen Manifestation die ewige Welt, kann durch zeitliche Handlungen oder Verzichte seiner menschlichen Erscheinung unmöglich verlöschen; eher erwürgte mich mein Spiegelbild. Die Erlösungslehre also muß aus dem System des großen Pessimisten fort. Und erst recht aus dem seines Nachfolgers. Denn dessen nüchterne Bevölkerungs- und Entvölkerungspolitik schaut, weil aus indischen Trauminseln mitten ins Gewühl unsres Marktes versetzt, noch weit fratzenhafter aus als die brahmanischen Phantasien des Meisters. — Wie aber gerieten dem tiefsinnigsten Denker des Jahrhunderts und dann wieder dem kraftvollen Philosophen des Unbewußten so üble Flecken in ihre Weltgemälde? Bei Schopenhauer spielte sentimentaler Wunsch den Fälscher. Hätte er seinen blinden Gott statt als Teufel lieber als Künstler gesehen und sein Streben als Drang, alle Grade des Leidens sogut wie der Wonne, des Bösesten sogut wie des Herrlichsten durchzukosten, zu Ehren einer unendlichen Tragödie; hätte er statt seines überreizten Mitleids etwas von Spinozas überpersönlicher Liebe empfunden: dann hätte er auch sogleich mit Nietzsche zu dem Kunstwerk Ja sagen dürfen und: „noch einmal herum!“ — Bei Eduard von Hartmann liegt die Sache ganz anders. Der war — seine Ethik und Gesellschaftslehre beweist es Seite für Seite — durchunddurch „praktisch“ und quantitativ gesonnen, ein Feind aller Ästheten vom Scheitel bis zur Sohle. Daß er gerade an Schopenhauer knüpfte, hatte also kaum theoretische Gründe; pessimistische Jugendstimmung und der starke Duft dieses ismarischen Weines benahm ihm den Kopf. Aber nicht für lange; schnell findet sich Hartmann in sein natürliches Element zurück; seine Metaphysik behält Spuren von der ästhetischen Farbe des Originals; seine Naturphilosophie durfte um so leichter vitalistisch geraten, als auch

Digitized by Google

Schopenhauer selber den Vitalismus der romantischen Zeit mit durchs Leben schleppte; sein Ideal für die Menschheit aber stimmt im Gegensatze zu dem des Vorgängers aufs beste mit den Wünschen der Erhaltungsethiker überein: so daß der pessimistische Abgesang bereits in der „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" nur noch als ornamentales Anhängsel wirkt. Eine Mischung also verschiedener Gedankenantriebe, keine „mögliche" Metaphysik. Um eine ganz zeitgemäße und logisch völlig saubere Neuauflage des Spinozismus aber ringt die Gegenwart; die glücklichste Skizze dazu hat wohl der vortreffliche G. Heymans entworfen.

Digitized by Google

V. Abschnitt

Die beiden Auffassungen der Geschichte

1.

An das Werden gesteigerter Gestalten aus einfachen glauben wir alle; an die „Entwicklung" also der Sonnensysteme, der Tier- und Pflanzenarten, der menschlichen Kulturformen! Aber die Vokabel „Entwicklung" ist doppeldeutig. Die einen nehmen an, aus Wirrwar könne Ordnung und aus allem schließlich alles werden — wie aus einem Lehmkloß eine Apollobüste oder ein Spucknapf. Dann aber bedarf es freilich des schöpferischen Willens: Entelechien müssen den unbegrenzten Möglichkeiten Grenze setzen. Die andern denken sich das zu Entwickelnde als im Keime vorbestimmt; wie in dem Entenei bereits die Ente und in der Ente wieder das Entenei schläft. Denen ersetzt eine ewige Ordnung den Eingriff wählender Mächte. Die Entwicklung des ersten Typs dürfte bis ins Unendliche laufen; sie möchte als hyperbolische Kurve in asymptotischer Annäherung auf ihr Ideal lossteuern. Dagegen muß die Entwicklung nach dem Muster der Ontogenese ihr Optimum haben; denn nur endliche Zukunft kann im Samen präformiert stecken; nach Erreichung der Höhe geht es also entweder zum Ausgangspunkt oder zu einem dem Ausgangspunkt verwandten Gebilde heim. Solche Entwicklung verläuft in Kreisen oder Spiralen. Da uns hier auf genaue Unterscheidung beider Arten des Weltablaufes alles ankommt, prägen wir zwei Definitionen. Wir nennen die hyperbolische Entwicklung künftig „Fortschritt", die vorbestimmte „Entfaltung" oder „Evolution"; und scheiden also scharf zwischen Fortschrittsglauben und

Digitized by Google

Evolutionismus. Unnötig zu bemerken, daß die Erhaltungsmenschen zu jener, die Formanbeter zu dieser Lehre stehen müssen.

Nun wenden wir die beiden Begriffe auf die Geschichte der Menschheit an. Behält die für den Evolutionisten noch irgendeinen Sinn? Die Frage hängt an der andern, welchen Sinn für den, der alles als ewig determiniert anschaut, der zeitliche Verlauf des Geschehens überhaupt haben kann. Einen doppelten, so wird er antworten: einen metaphysischen und einen empirischen. Wir ergriffen das tiefste Wesen der Welt als ein seelisches; als bloßes Sein offenbart dieses nun zwar seine Herrlichkeit in der Fülle organisierter Gestalten, die uns entzücken. Aber leben, empfinden, erkennen kann das im Simul absolut Unbewußte nur in der Zeit; wenigstens kommt uns ein zeitloses Bewußtsein wie ein Widerspruch in sich selber vor. Gott-Natur „ist" und erscheint in jedem Atom und in jeder lebendigen Form; aber seine Augen schlägt dieser Gott nur in zeitbedingten Einzelseelen auf. Deren Abwandlungen mithin bedarf er, um seines Reichtums zu genießen. „Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben": es ist, wie Angelus Silesius träumt. Deswegen freilich würde er nicht gerade die Geschichte nötig haben; denn in der unendlichen Welt erschließen sich immerfort alle erdenklichen Stufen von Bewußtheit nebeneinander. Ehe unser Sonnensystem geboren wurde, atmete der Geist vielleicht in einem Planeten der jüngsten unter den heute sterbenden Sonnen; vereist die Erde, so denkt es auf der Venus noch ein Weilchen weiter; und noch viel später auf einem Begleiter des ältesten unter den heute morgenweißen Sternen. Immer wieder und immer neu: wie es Spinozas Gotte geziemt.

Also steigen wir aus metaphysischen Regionen zu dem empirischen Menschen hinab, den wir als eine unter vielen Tierarten anzusehen uns gewöhnt haben. Wozu braucht der im Unterschied zu seinen Bruderformen eine „Geschichte"? Eine persönliche würde ihm zur Volloffenbarung seiner Form genügen, wenn er nicht das „gesellige Tier" des Aristoteles

Digitized by Google

wäre. Zur Idee des Schmetterlings gehört nur die Gänze seiner Metamorphose und seine Doppelgeschlechtigkeit; zur Idee der Ameise dagegen auch ihr Staat und ihr „Haufen". Ebenso aber würde die Idee der Menschheit ohne Familie, Stamm, Volk, Gemeinde in die Idee einer Unmenschheit sich umsetzen: in die des klügeren Gorillas oder Schimpansen. Durch die Gesellschaft sind wir ja, was wir sind; ohne Gesellschaft hätten wir weder Sprache noch Vernunft; die Wahrheit selber ist ein sozialer Begriff und die Sittlichkeit eine soziale Funktion. Soll mithin der Mensch sein — und zwar der denkende und redende „Homo sapiens" —: so muß auch Sippe und Staat sein; das gehört zur Artdefinition so notwendig wie die Nestform zu der der Vogelarten, die Stockform zu der der Bienensorten. War also der Mensch präformiert, so waren es ebensogut seine Gemeinschaften; damit aller Reichtum, der in der Gestalt der Menschlichkeit steckt, sich manifestiere, mußten Sozietäten und Völker sich manifestieren; jedes Volk und jede Sozietät mitsamt allen Phasen eigentümlicher Entwicklung. Und das ist nun für den Evolutionisten der Sinn der Geschichte: daß sich in ihr alles, aber auch alles hintereinander offenbare, was an Trieben und Kräften in der Menschheit wohnt. Nach sittlichen oder eudämonistischen Maßstäben wird da nicht ausgewählt; denn der Gott Spinozas ist über die menschlichen Affekte, die Gut von Böse scheiden (Eth. IV, Pr. 8; V, Pr. 17), erhaben; zu seiner Fülle gehört das schneidendste Weh der Hölle ebenso nötig wie das seligste Jauchzen; in dem grausigsten Verbrechen erscheint die eine Seite der Menschennatur wie die entgegengesetzte im Lächeln am Kreuze zu Golgatha; der Idiot muß ins große Bild ebensowohl wie Shakespeare und Galilei. Völkeraufstieg und Völkersterben, Krieg und Frieden, Kultur und Kulturvernichtung: alles, alles muß herunterlaufen, damit die Möglichkeiten der Menschheit sich erfüllen; und erst wenn sie sich erfüllt haben, darf die rastlose Tierart rasten und vergehen, um neuen Gebilden Platz zu machen. Das aber ist der Sinn der Weltgeschichte für den Beschaulichen.

Digitized by Google

Welcher Mittel bedarf es, damit er sich erfülle? Man halte die Familien in Gesellschaften zusammen; man überlasse sie ihren Leidenschaften; man kopple die Hunde gegeneinander los: und was dann folgt, nach den eisernen Gesetzen der Psychologie so sicher folgt, wie die Flut dem Monde und die Explosion dem Blitz, das wird wohl die sogenannte Völkergeschichte sein. Ihr Geschehen als bloßes Geschehen scheint völlig absurd, wie nur irgendein Spiel blinder Kräfte im Anorganischen. Aber die jeweilige Konstellation ist, was den Sinn des Ganzen trägt; denn in den zahllosen Konstellationen liegen die zahllosen Gelegenheiten, das geheimnisvolle Wesen der Welt zu offenbaren, soweit es als Menschenwesen sich offenbaren will; so viele Offenbarungen aber sich vollziehen, so viele Schätze birgt die Menschheitidee. Nicht was der große Mann wirkt, ist mithin wichtig; wichtig ist nur seine Persönlichkeit; doch wirkte sie nicht, so wäre sie nicht; oder wenigstens, sie enthüllte sich nicht; und damit sie sich enthülle, darf sie, muß sie in diesem Augenblicke und zu dieser Zeit Geschichte spielen. Nicht was ein Volk ausrichtet, macht es groß; sondern in welcher Eigenart es auftritt; aber träte es nicht in die Arena, so zeigte es keine Eigenart; darum wird jede bedeutsame Nation „historisch".

Es hat demnach Schopenhauer doch nicht völlig recht, wenn er meint, menschliches Wesen zeige sich beim Streit um Spielmarken ebenso schal oder tiefsinnig wie beim Kampfe um Kronen; und daher sei aus der Geschichte wenig darüber zu erfahren. Da denkt er zu individualistisch und vergißt, daß es ein ganz ander Ding um das staatliche als um das persönliche Dasein ist. Aber freilich, nur die Art des historischen Geschehens, nicht dessen zufälliger Ablauf im einzelnen kann den Ästheten interessieren; den Debatten der Forscher über bestimmte Ereignisse und einmalige Zusammenhänge steht er kühl gegenüber.

Digitized by Google

2.

Die mechanistischen Ausleger der Völkergeschichte hatten naive Vorläufer in den Predigern vom göttlichen Weltfabrikanten und seiner gütigweisen Providenz. Sein zielstrebiges Gegenstück ist der göttliche Erzieher Lessings, der die Menschheit aus kindlichen Anfängen allmählich zur Reife führt. Zur „Humanität", sagt Herder; zur menscheneigentümlichen Vollkommenheit mithin; und scheint so seinem großen Antipoden beizustimmen. Aber der Schein trügt. Denn bei ihm, dem durch und durch ästhetischen Betrachter der Geschichte, erstarrt die weltüberschwebende Weisheit des transzendenten Erziehers zur frommen Phrase; indem er als methodischen Grundsatz bekennt, daß Gott den Menschen nur durch „Tradition und organische Kräfte" (IX, 1; vgl. XV) vorwärtsbringt, macht er die selbstbewußte Zielhaftigkeit göttlicher Schulmeisterei zum leeren Sinnbild. In Wahrheit entfaltet bei ihm unsere Spezies ihre Anlagen kraft der ihrer Natur innewohnenden Gesetze (IV, 1, 4; XV, 1) — grundsätzlich nicht anders als jede Tierart die ihrigen (II, 1; III, 1, 6; IV); in den einzelnen Völkern wächst sich die Menschhaftigkeit auf besondere Weise aus: Negerhaftigkeit gehört ins Bild sogut wie Griechen- und Europäertum; erst der ganze tausendstimmige Chor macht das Konzert (VI; VIII; XV, 3). Völker steigen und versinken (XII, 6; XIII, 7; XV, Einl.). „Alles hat auf der Erde geblüht, was blühen konnte; jedes zu seiner Zeit und in seinem Kreise; es ist abgeblüht und wird wieder blühen, wenn seine Zeit kommt" (XIV, 6). Daß jedoch die späteren Zeitalter vor den früheren gewisse Vorzüge gewinnen, geht ganz natürlich zu: die im Reigen folgende Nation lernt eben von den Schicksalen der voraufgegangenen (XV, 2, 4). Ist aber das menschliche Vollwesen erst aus seinen Keimen hervorgewickelt und hat so vielerlei Formen angenommen, wie Umwelt und Rasseneigentümlichkeit erlaubte, so ist alles hienieden in Ordnung; weitere „Fortschritte" werden dann erst in einem Jenseits möglich (V, 5), dessen Ahnung wir dem Hofprediger überlassen, nachdem der

Digitized by Google

evolutionistische Geschichtsphilosoph uns bis ans Ende seiner Gedankenbahn geführt hat.

Einen anderen Weg aus dem großen Pädagogium der Aufklärungszeit findet Fichte zur Konstruktion des Wesens der Welthistorie. Die verwirklicht ihm den „Plan" (Grndz., Vorl. I) des unpersönlichen „Bewußtseins überhaupt" (Vorl. IX), das als „Idee" in der „Gattung" lebt (Vorl. III) und erst in mannigfaltigen Einzelgeistern millionenfach gebrochen sich selber bewußt wird (Vorl. IX). Wie aber soll man das lebendig sich vorstellen: ein Planen überindividueller und dennoch letztlich im Individuum sich manifestierender Vernunft? Nicht anders als das Wirken der Entelechie im Reiehe der Organismen. Deren schöpferischer Drang bearbeitet hellsichtig, nur ohne von seiner eigenen Arbeit reflektierend zu wissen, widerstrebenden Stoff; und jedes Gelingen wird ihm abermals Stoff zu gesteigerter Arbeit; je höher aber seine Tätigkeit sich gipfelt, desto heller sieht sein Bewußtsein: indem er Welt entwickelt, entwickelt er sich selber. Ewige Zwiespältigkeit von Stoff und Form steckt nun zwar notwendig im System; Fichte täuscht sich nur darüber hinweg mittels seiner oberflächlichen Fiktion: daß das Ich durch ursprüngliche Antithese sein Nichtich sich „setze"; hätte er statt dessen schärfer gelehrt, auf jeder Stufe der Entwicklung finde das Ich als Nichtich vor, was auf der vorigen noch Erzeugnis des Ich war, so wäre alles in Ordnung; der Führer modernster Vitalisten, Jakob von Uexküll, meint noch heute Ähnliches, wenn er die Umwelt jedes Tieres dessen Schöpfung nennt. Indessen, für Tiere interessiert der moralistische Prophet der Romantik sich nicht; er beginnt, wo der Genius unsrer Gattung als untrüglicher Instinkt sein Haus im dämmernden Urmenschentume aufgeschlagen hat; die Anpassung an die Umgebung ist hier so vollkommen wie die jeder organischen Form; fehllose Vernunft also regiert; aber sie regiert über bewußtlose und gebundene Wesen. Und damit beruhigt sich der zur Freiheit bestimmte Wille des werdenden Gottes keineswegs. Es treibt ihn empor: in selbstbewußte und selbständige

Digitized by Google

Vernünftigkeit. Der halbtierische Zustand des Anfangspara-dieses wird ihm zum abgestorbenen Stoff; die Instinkte starker Einzelner zu Werkzeugen; so schmiedet er sich Autoritäten, Klammern, Gewaltstaaten. Aber auch die sind ihm nur Acker-böden für neue Ernten: der Zwang ruft der Revolte; und hinterher deren Bankerott der Selbstbesinnung. So steigt der Gott zur Klarheit und emanzipiert das Denken; aus natür-lichen Trieben entfaltet er freie Sittlichkeit; das ist sein „Weltplan"; nun freilich plant er nicht in persönlich päda-gogischer Überlegung und Absicht, sondern jene Entwicklung ist das notwendige Ziel des ihm innewohnenden Triebes: so wäre der gleiche Gedanke vielleicht deutlicher ausgedrückt. Sein Mittel zum Ziele: alles, was in uns individuellen Geistern strebt und wirkt; aber „Mittel" nicht wie fremdes Instrument; sondern wie unsre Glieder ihrem eigenen Leibe Mittel für seine Zwecke sind — Glieder, aus deren Gesamtheit eben dieser Leib doch besteht; jede Einzelseele nur durch die Gattung, nur in der Gattung, womöglich nur für die Gattung lebend. In dieser Gestalt wird der Anthropomorphismus der Theisten vermieden und dennoch die Teleologie des histo-rischen Fortschritts festgehalten. Obendrein aber das Böse befriedigend erklärt, ohne daß es (wie bei den Spinozisten) in die Nichtigkeit bloßer Negation tauchte oder als geforderte Ergänzung des Guten ästhetisch geadelt würde. Soll das sinnliche Herdentier der Urzeit in den rationalen Engel der seligen Zukunft sich verwandeln, so muß die Menschheit durch Zustände laufen, in denen tierische Anlagen mit hu-manen, Trieb mit Vernunft sich streiten; die Reihe dieser Zustände heißt dann Geschichte, und des Streites Inhalt ist notwendig der Gegensatz von Gut und Böse. Jeder Zustand also ist vernünftig, ganz wie Hegel folgerte — verglichen nämlich mit dem früheren, und jeder unvernünftig, an dem kommenden gemessen. Die absolute Vernunft aber herrscht am Ende (falls es jemals in der Zeit zum vollen Abschluß der Entwicklung käme). Darin sind alle Fortschrittsgläubigen sich einig.

Digitized by Google

Minder einig allerdings über das eigentliche Wesen des die Geschichte regierenden geistigen Prinzips. Und doch könnte es hier wohl Einigung geben. Denn soll ein Geschehen von übersinnlichen Kräften geleitet werden, so können diese kaum anders denn als willensartig gedacht sein, ganz wie Fichte es vorschlug; die Vernunft einer historischen Idee ist notwendig praktisch. Praktisch — und damit frei, in dem Sinne, den wir mit dem gleißenden Worte verbinden konnten. Hegel jedoch, dem unklaren Vermenger des Unverträglichsten, mißfiel Fichtes Konstruktion, weil der Gang einer praktischen Vernunft theoretisch sich nicht errechnen läßt; und anderseits widerstrebte sein idealer Schwung dem Gedanken mechanistischer Notwendigkeiten im Menschenleben. So geriet er auf seinen berühmten Einfall, dem Geschehen „logische Entwicklung" zu diktieren und die Schicksale der Welt und Menschheit in einen „dialektischen Prozeß" zu verwandeln. Das aber geht nun wirklich nicht an. Das bunte Gewimmel, das beständige Aufundab, das eigensinnige Hinundher der historischen Vorgänge, das Fortschreiten und Stocken dieser, das geschichtliche Dauerdämmern jener Völker, die unzähligen Übergänge zwischen der einen und der andern Gruppe: all das mag als Tasten einer triebhaft vorwärts drängenden Entelechie begriffen werden; einem geordneten Gedankengange sieht es allzu unähnlich. Wenn man auf drei Druckseiten ein Summar der süd- und westeuropäischen Geschichte niederschreibt, eigens zu Ehren der „Idee" zurechtgestutzt: da möchte es noch leidlich scheinen. Dringt man jedoch nur ein klein wenig ins einzelne, nur so weit, wie jeder Tertianerlehrer muß: gleich splittern alle Möglichkeiten des Kunstbaues hoffnungslos entzwei.

3.

Der Parteiung, die heute die Historiker spaltet, steht der fortschrittsgläubige Geschichtsphilosoph neutral gegenüber; er darf die Frage, ob die ausschlaggebenden Kräfte mehr in den Massen oder mehr in einzelnen Helden arbeiten, unbe-

Digitized by Google

antwortet zur Seite werfen. Denn der in den Volksseelen wühlende Gott, der seinen Wünschen durch stille Entwicklungen und jähe Katastrophen Erfüllung erzwingt, wirkt durch die Geister hin; und wird da wirken wie in den Leibern jene Entelechie der Vitalisten. Veränderungen der Körper beginnen an gereizten Punkten und verbreiten sich von dort aus durch die Gewebe; Variationen einer Art heben an wenigen Orten und mit wenigen Exemplaren an und dehnen allmählich ihr Bereich. So geht es denn auch nach der Ansicht der Zielstrebigen (wenn sie nur sich selber richtig verstehen) beim Werden der Völkergeschichte zu. Die zweckgierige Überpersönlichkeit wird zuerst in prophetischen Gemütern ihrer selbst bewußt; indessen keimt die künftige Form: die ahnungslose Menge dämmert zunächst in träger Stoffhaftigkeit dahin. Aber die Gestaltung ergreift sie über kurz oder lang; bald dieses, bald jenes Glied wird in die göttlichen Wünsche einbezogen; schließlich erfüllt ein neues Bedürfnis die Welt. Jetzt sucht dieses nach passenden Organen für seine Befriedigung; es tastet und findet dann auch — obwohl vielleicht nach Fehlversuchen. Dabei bleibt nichts dem Zufall überlassen: Streben ist alles und alles Wahl. Einzelne Genien also beginnen nach der idealistischen Geschichtsauffassung jede neue Gestaltung; sie bereiten die Volksmassen vor; und die vorbereitete Masse treibt wieder einzelne Genien als Organe ihres Begehrens ans Licht. Die lösen dann die Spannung, indem sie die nötigen Zustände und Einrichtungen herbeiführen; kaum aber ist eine Einrichtung eingebürgert, so verholzt sie auch und beengt abermals vorempfindende und vorschauende Begabungen, und das Spiel der nationalen Entelechie hebt abermals an. Man sieht, ein Gegensatz zwischen kollektivistischer und individualistischer Geschichtsschreibung kommt für keinen schulgerechten Hegelianer irgend in Frage.

In anderer Lage ist der mechanistische Ästhet. Besteht der Sinn alles historischen Geschehens in der restlosen Offenbarung der Menschheitsidee durch ihre äußersten Möglichkeiten hin: so fragt sich noch, ob die Reihenfolge der Mani-

Digitized by Google

festationen eine unsrem Intellekt als bedeutungsvoll einleuchtende Entwicklung darstelle oder nicht. Die folgerichtige Maschinentheorie des Lebens läßt jeden Typ der Pflanzen und Tiere mit Notwendigkeit aus einem früheren entspringen, in dem er vorgebildet bereit lag; gehen die verschiedenen Phasen der Völker orthogenetischen Ganges auseinander hervor, wie die Ahnen der Säugetiere Gastrula-, Würmer- und Fischstadium durchliefen? Oder wechseln die nationalen Geschicke so bunt, wie der Zufall im Einzelleben die Lose zu schütteln pflegt? Erinnern geschichtliche Bewegungen mehr an das Gestäube von Sandwirbeln und das Geschwirr von Sommerfliegen? oder eher an die Bildung von Planetensystemen und das uhrhaft periodische Emportauchen unterseeischer Larven zu pelagischem Spiele? In diesem Falle behalten für den Deterministen die Historiker der Massen recht; denn auf der Wirksamkeit einzelner Helden kann einsinnig gerichtete Veränderung eines Ganzen nur dann beruhen, wenn ein Gesamtwille die Helden in einem einzigen, eben in seinem Sinne als seine Werkzeuge nutzt; waltet dagegen unentrinnbare Notwendigkeit zweckfremd durch die Welt, so müßten weltformende Männer ihre Einflüsse in alle Unendlichkeit der ihnen begegnenden Zufallsmöglichkeiten zersplittern; und ein geordneter Lauf der Dinge ist denkbar, bloß, sofern die Zustände der Völker auch ohne den Druck hervorragender Individuen gesetzmäßig von Generation zu Generation auseinander wachsen. Freilich: woher dann immer die rechten Genien, die ausführen, wessen die gewandelte Zeit bedarf? Und es erfindet denn doch ein Newton die Infinitesimalrechnung und ein Watt die Dampfmaschine! ein Bismarck muß uns das Reich gründen und ein Roon es waffnen! Der Mechanist antwortet: die Genien wimmeln durch alle begabteren Völker und warten nur auf Verwendung; unter hundert verschmachten neunundneunzig im Dunkel; der eine, der „zufällig" der herrschenden Strömung am genauesten angepaßt ist, dringt empor und führt die steigende Tendenz zum Siege. Ganz wie nach der mechanistischen Entwicklungslehre ergänzen einander also auch

Digitized by Google

beim Werden der Nationen Orthogenese und Zuchtwahl. — Es läßt sich vieles für die Ansicht sagen; besonders gut erläutert sie die sonst seltsam anmutende Tatsache, daß Talente bestimmter Art und Richtung jedesmal in Fülle auftauchen, wenn das entsprechende Interesse sich regt; später und früher mangelt es an solchen; und andersartige, eben alsdann zeitgemäße, scharen sich dafür; das scheint allen Regeln der Erblichkeit zu widersprechen; und einigt sich doch gut damit, sobald man nur annimmt: es lebte in manchem mittelalterlichen Kloster mancher Galilei oder Rembrandt, nur wußte ihn niemand zu brauchen; wir haben manchen Sankt Bernhard und Luther unter uns; aber wir hören sie nicht an, weil wir uns mehr um X-Strahlen als um Heiligenscheine kümmern. Also zeige man uns den einem Volke von seiner Volksbesonderheit und den allgemeinen Gesetzen der Völkerpsychologie vorgeschriebenen Weg; seinen Volksbedarf an wegbahnenden Taten verschafft es sich schon! Steht es aber so, dann hat die Methode der Marx und Lamprecht gewonnen.

Ganz anders wird die Dinge betrachten, wer als Mechanist an echte Wirksamkeit von Taten glaubt. Denn da er kein überpersönliches Schöpferwalten kennt, das sich in den Trägern der Geschichte zielstrebig verkörpert, so kann er nur das Ungefähr für die Besetzung der Throne und Marschallposten verantwortlich machen und muß wie im Einzelleben so im politischen Wandel die launische Fortuna treiben lassen, was sie kann und mag. „Wäre Kleopatras Nase kürzer gewesen, das Angesicht der Welt sähe anders aus", sagt der exquisite Theoret Pascal; und meint, Mücken könnten Schlachten gewinnen, indem sie dem feindlichen Feldherrn im entscheidenden Moment um die Nase summten. Ganz ähnlich scherzt einmal Leibniz (Fragm., Gerh. VII, S. 118), dessen System wir als durch und durch „ästhetisch" kennen lernten. Und Friedrich Nietzsche: „Solange das Schicksal der Völker noch von den Diplomaten abhängt, werden die Mägen der Diplomaten immer der Gegenstand patriotischer Beklemmungen sein."

Digitized by Google

So unterscheiden wir (abgesehen von der theologischen) drei mögliche Geschichtsphilosophien; der Fortschrittsgläubige hält sich an die heroisch-idealistische Auffassung, als deren Hauptvertreter immer Fichte und Hegel gelten werden; der Mechanist dagegen wählt sich entweder einen naturalistischen Evolutionismus, dem wirtschaftliche oder seelische Abwandlungen der Volksgesamtheiten alles Werden tragen und die „Helden" zu bloßen Repräsentanten der Entwicklung schrumpfen; oder er betrachtet das flackernde Schauspiel mit dem Auge des Anekdotengenießers: ich nenne das die „abderitische" Geschichtsauffassung. Auch hier nun stimmt wieder das notwendige Ergebnis der Gedankenreihen mit den innersten Herzensneigungen der Denkenden zusammen. Denn der praktische Mensch will wirken und Erfolge seines Wirkens sehen; trostlos wäre dem die Vorstellung, daß aller bewußte Wille gegen den Zufall oder das unterirdische Treiben der populären Strömungen machtlos sein sollte; wie er in seinem engen Kreise schieben will, so sollen auch in ihren weiteren Sphären seine „großen Männer" nicht nur Geschobene sein. Zudem ist er als Ethiker pflichtgläubig und muß daher den freien Vorsatz für kräftig halten; während der Ästhet, den wie an allen Dingen so am Menschengeiste vorzüglich Anlage und Gestalt interessiert, gerne das Unwillkürliche für gewaltig und das Absichtliche für spiegelhaft-gleichgültig halten mag. Darum nimmt der auch keinerlei Anstoß an dem Bilde unentrinnbarer Massenbewegungen, die noch das allerstärkste Individuum mit sich reißen; er staunt das Verhängnis wie eine ungeheuerste Naturerscheinung an; die überpersönliche, unterpersönliche Macht der gesetzmäßigen Evolution regt mehr das Gefühl des Erhabenen in ihm auf, als daß sie ihn erschreckte. — Anderseits ergötzt ihn wohl die farbenreiche Ironie der anekdotenhaften Ansicht, deren Zweckfeindlichkeit den praktisch Gerichteten empört. Wie romanartig und bittersüß gerät die Vision, die aus der Welthistorie eine Reihe von Tragikomödien macht! Ein feinster Schmack für wehmütige Feinschmecker!

Digitized by Google

4.

Spötter und Naturalisten indessen vertragen sich schließlich doch leicht; der eine braucht nur einzuräumen, daß wenigstens im Laufe von Jahrhunderten oder Jahrtausenden gewisse Richtungen der Menschheitsentwicklung sich einigermaßen erkennen lassen; und wie sollte irgend jemand das bestreiten wollen? Der andere wird gern über das einzelne den Zufall zum unsinnigen König krönen. Und so läuft jeder Streit zwischen den beiden „ästhetischen" Betrachtungen der Geschichte auf einen Unterschied der Blickweite hinaus; den Liebhaber von nahgerückter Mannigfaltigkeit freut das Marktgetriebe Abderas; den Fernsichtigen dagegen interessiert die stufenweise Abfolge langer Perioden. Könnte aber nicht zwischen diesen zwei und dem Idealisten die Forschung entscheiden? Ist vielleicht ein solcher „Fortschritt" der Völker im Laufe der Zeiten zu entdecken, wie er das Walten historischer Entelechien ~~voraussetzt~~? Oder steht es etwa umgekehrt? Widerlegt der Gang der Ereignisse die Einwirkung überpersönlicher Geistesmächte? In beiden Fällen würde die historische Erfahrung zwischen den zwei Weltanschauungen, die wir bisher für gleichberechtigt erklärten, dennoch zu guterletzt richten.

Demnach stellen wir zuerst fest, in welchem Sinne natürliche Antriebe den Urmenschen ins Höhere zu entwickeln vermochten; und fragen sodann, ob die Anhänger des Fortschrittes noch andersartige Linien des geschichtlichen Werdens wissen, die die Annahme übernatürlicher Agentien nahelegen könnten. Gelingt die Entscheidung zwischen den Ansichten auf diesem Wege nicht, so läßt auch die Geschichtsphilosophie unsrer Wertung ihre doppelte Bahn frei.

Fixieren wir denn das Anfangsbild. Wie im umgestalteten Großhirne des werdenden Menschen der Zwang zu abstrahieren, zu substanzialisieren, zu verursächlichen und damit zugleich die Sprache und die Fähigkeit, Werkzeuge zu handhaben, entsprang: das gehört noch ins Gebiet der Naturgeschichte; die ausgebildete Tierart Homo sapiens setzt die Historie schon

Digitized by Google

voraus; setzt sie als gesellig lebende voraus, und das um so leichter, als wir der geselligen Tierarten so mannigfaltige kennen. Was wird Notwendigkeit und was ursachüberfliegende Zwecksinnigkeit aus der gegebenen Anlage machen?

[Neue Bedürfnisse rufen nach neuen Befriedigungen; und neue Befriedigung ist Fortschritt. Diese Formel gilt für alle Fälle.] Nur daß der Teleologe sie in anderem Sinne braucht als der Kausalist. Wer zielstrebige Entelechien nach den Anreizungen der Umwelt ihre Leiber modeln läßt, der wird kaum Bedenken spüren bei der Vorstellung, daß der aufwachsende Menschengeist seinen schwellenden Nöten jeweils die richtige Abhilfe suchte und fand; mehr oder minder bewußt: die Grenze darf ja fließen. So einfach aber kommt der Mechanist an dem Problem nicht vorüber; da er an teloklines Walten in den menschlichen Gemeinschaften nicht glaubt und einen über Stillungen der Dürste grübelnden Urmenschen sich nicht einbilden mag, muß er sich nach besonderen Hilfen umschauen, die den Primitiven aus seinen Savannen bis in moderne Städte geführt haben könnten. Solche Hilfen müßten unsren frühen Voreltern zunächst absichtlos und zufällig geworden sein; Assoziation der Vorstellungen konnte dann die Sättigung mit dem Bedürfnis so verknoten, daß dieses gelegentlich Erinnerungen weckte, geeignet, auch in unbekannte Bahnen zu treiben. Die naturgegebenen Voraussetzungen für den Fortschritt möchten hiernach etwa folgender Art sein. Zunächst eine tiefschichtige instinktive Grundlage. Alle Künste der Tierwelt dürfen wir den tierischen Ahnen der Menschheit gerne zuschreiben, vielleicht auf verschiedene Rassen verschieden verteilt. So gut wie Vögel konnte der Homo alalus sich Baumnester bauen; so gut wie Ratten sich Höhlen wühlen; eine seiner Varietäten übte wohl die flechtende, eine andere die grabende Fertigkeit; mischten sich die beiden Stämme, so erbten sich beide Triebe in dem neuen Volke weiter; bis hierher reichen zoologische Erklärungen für die Anthropologie noch aus. Zu den Instinkten aber treten die Muskelerlebnisse des aufrecht gehenden Handtieres. Es tastete

Digitized by Google

nach allen Seiten, griff nach jedem Gegenstande, schwang, warf, zerrte, zupfte; und erfuhr so ganz ohne Streben oder Absicht unzählige Wirkungen der mannigfaltigsten Dinge: die Wucht der Steine, die Stoßkraft der Stäbe, die Elastizität der Gerten. Nun wäre freilich damit nichts geschafft, wenn nicht zugleich die der Tierheit fremde Doppelkategorie der Substanz und Ursache im Hirne des jugendlichen Geschöpfes aufgedämmert wäre; aber deren Morgenröte müssen wir ja doch da annehmen, wo Menschhaftigkeit überhaupt wird, welcher Geschichtsphilosophie wir nun auch beitreten mögen. Genug, im Lichte der neuen Denkform lagen für künftige Bedürfnisse massenhafte Faust- und Fingerspitzen-Erfahrungen zur Verwendung bereit. Die Bilder waren paarweise assoziiert; erstens motorisches Empfinden mit werdendem Werkzeug; etwa Hiebverstärkung und Keulenform, Rammerlebnis und Spitzstein, Empfindung des Wegschnellens und gebogene Gerte; und anderseits Werkzeug mit Effekt: Keule und plattgedrückte Masse, Spitze und Grabloch, Gerte und fliegendes Projektil. Erweckte dann jemals das Erlebnis eines Mangels eines dieser Bilder des Effekts, so hob es das geforderte des Werkzeugs leicht ans Licht. Für die Reichhaltigkeit der Galerie aber sorgte beständig das Spiel, das uns Karl Groos so überzeugend als Tierschule geschildert hat. Ein Blick in den Affenkäfig läßt uns ja ahnen, welch ein Spielkind der werdende Mensch gewesen sein mag. Muß das Feuer einmal von Frierenden „erfunden“ sein? Sollten nicht tausend Generationen sich an Wetterbränden gelegentlich gewärmt und darin angekohlte Vierfüßler aufgestöbert und gegessen haben, ohne daß jemand auf die Idee geriet, die Flamme zu erhalten oder gar nachzumachen? Und ebenso erzeugte man vermutlich unzählige Male durch spielendes Reiben von Hölzern und Klopfen von Kieseln Hitze und Funken, ohne viel daraus zu folgern; bis endlich beide Erfahrungen, verkittet vielleicht durch die seit vernunftlosen Perioden ererbte dritte, daß Händereiben wärmt, bei rechter Gelegenheit aneinanderschmolzen.

Digitized by Google

Das eine Beispiel mag uns für viele gelten; andere suche man in den Werken mechanistisch gerichteter Ethnologen, besonders des scharfsinnigen Eduard Hahn. Genug, es läßt sich wohl vorstellen, daß die eine Erfindung entscheidenden Griffe beim frühen Menschen jedesmal instinktiv, spielend, wie im Traume geschahen und das Bedürfnis den Erwerb hinterdrein nutzte. Dieselben Dienste also wie dem Bologen, der die Entwicklung von Organen erläutern will, leistet auch uns für die Erklärung früher Kulturentwicklungen jenes Prinzip des Funktionswechsels. Freilich würde sich dem Prähistoriker diese Auffassung nicht so scharf wie dem Philosophen von der Vorstellung schöpferischer Bedürfnisse absetzen; denn einmal kommt ja doch im Laufe der Geschichte der Zeitpunkt, wo irgendein begabter Mensch zweckäugig nach dem Mittel zu einer Befriedigung sinnt; wie früh — wer solls wissen? Und von diesem Moment an bleiben die Tatsachen im Streit der beiden Schulen neutral. Doch grundsätzlich müssen wir uns zwischen den Thesen entscheiden; und da scheint es nun fast, als begünstigte ein Umstand die mechanistische Doktrin. Es gehören nämlich meistens mehrere Erfindungen zusammen, damit irgend ein wesentlicher Vorteil gestiftet werde; so daß eigentlich die einzelne Erfindung absichtslos gemacht und mithin die Kombination verschiedener durch unberechnetes Zusammentreffen entstanden sein müßte. Der Mensch ist kein Raubtier, sowenig wie der Affe: sein Gebiß bezeugt es; rohes Fleisch ist also für ihn kaum die geeignete Nahrung. Somit nützten ihm die Jägerwaffen ohne das röstende Feuer nichts. Aber auch dieses war ohne Wildpret des Erfindens kaum wert, wenigstens nicht in dem warmen Klima, das unsre frühen Ahnen beherbergte; denn an Lehmbrand oder gar Metallguß dachte ja der erste Feuerzünder keineswegs. Und anderseits konnten die tropischen Waldsäume nicht verlassen werden, ehe sowohl Jagd wie Flamme vorhanden waren; in gemäßigten und fruchtarmen Breiten hieß es sonst zugleich erfrieren und verhungern. Demnach rieb man wohl Glut und jagte — bevor ein lebendiges Bedürfnis

Digitized by Google

sich geregt hatte; wie Kinder nach Schmetterlingen haschen und ihre Schuhsohlen auf Bürgersteigen zerscharren: ziellose Ausflüsse unruhigen und unbändigen Triebes; dann gab gute Gelegenheit den Verein des Feuers und des Bratens; und das Bedürfnis fand sich dazu, als die Wanderung in die Kälte unternommen wurde.

Je mehr Erfindungen aber in der Welt sind, desto geschwinder — und desto bewußter muß der Fortschritt werden. Und je bewußter er wird, desto eher lockt auch das Bedürfnis Neues hervor. Dazu wetzt immer der jüngste Gewinn den gestrigen schärfer aus. Spieß und Schwert rufen nach Schild und Harnisch, die Töpferei nach der Drehscheibe, der träge Urkahn nach Ruder und Segel, der Napf nach dem Löffel, das zahme Rind nach dem Wagen, der Wagen nach dem Pferde, das Pferd nach dem Reiter — und so fort, bis ins Unendliche. Um das zu verstehen, bedürfen wir noch keiner ideellen Willensmacht, die die Welt vorwärts risse: die strengen Notwendigkeiten psychologischer Gesetze reichen bis jetzt zum Verständnis aus, sofern wir nur unsre Ahnen von vornherein leiblich und geistig mit den nötigen Menschengaben ausstatten.

5.

Eine hellsichtige Entelechie brauchte, indem sie den Urmenschen zur Kultur emportrieb, nicht eben unfehlbar zu sein; aber eine gewisse Tendenz, die Bahn abzukürzen und den Lauf zu erleichtern, würde man ihr immerhin zuschreiben müssen. Je mehr und je schmerzlichere Umwege also eine Entwicklung nimmt, desto eher wird der Mechanist im Rechte zu sein glauben; je glatter das Geschehen sich vollzieht, desto leichter meint der Teleologe zu siegen.

Der wird demnach die Staaten gerne aus Horden oder Familienverbänden friedlich erwachsen lassen — oder wohl gar aus dem unsrer Art eingeborenen Bedürfnis nach Gesellung zusammengeronnen denken. Denn ein in der Menschheit sich regender Schöpferwille zur Gemeinschaft hätte ja

Digitized by Google

leichtlich zwischen kleinen Gruppen Sympathien keimen lassen können. Im unmittelbaren gegenseitigen Verständnis der Ausdrucksbewegungen — jenem Naturkeime des gemeinsamen „Artbewußtseins“ (das dem weltbürgerlichen Amerikaner Giddings als soziologische Grundtatsache gilt) und im allgewaltigen Triebe der Nachahmung (vgl. Tarde) besaß er die nötigen Handhaben. Obendrein konnte er die Geschlechtsliebe seinem Zwecke dienstbar machen; das Mädchen der Nachbarhorde reizte als Fremde wohl schon von früh an mehr als die eigene Base oder Schwester; wie natürlich wäre es gewesen, wenn ein wenig Wärme von all den Feuern auf die Sippen übergestrahlt wäre! Nur, leider, was wir heute beobachten und aus Anzeichen über die Vergangenheit schließen, macht diesen idyllischen Eindruck keineswegs. [Turgot — und dann wieder Auguste Comte und Herbert Spencer werden schon das Richtige getroffen haben: nur Krieg und grausame Gewalt haben aus isolierten Geschlechtern Staaten geschmiedet, in denen die Anfänge der Zivilisation und Sittlichkeit erwachsen konnten;] der Mensch war eben dereinst ein schweifendes Tier (Spencer, Soc. st., S. 452ff.); und andere Peitschen, ihn zu zähmen, waren nicht aufzutreiben als seine eignen blutigen Instinkte; denn jene sanfteren Instinkte gehörig zu entwickeln, hatte der werdende Gott (wenn einer wurde) einmal versäumt. Nutzte er nun wenigstens das grimmige Instrument einigermaßen zweckentsprechend? Ach, nicht im mindesten! Um einen Tropfen Wohltat auszupressen, zerrieb er rosige Welten. Mochte es immerhin Opfer kosten, daß Menschen sich eng zu Menschen gesellten: aber die Greuel von Assur und Stambul, Mexiko und Dahomey waren dafür schwerlich nötig. Und man soll nicht tun, als handle sichs da um einzelne Übertreibungen gesunder Gewalttätigkeit. Die Wahrheit ist: aus einem verhältnismäßig harmlosen Geschöpf wird der Mensch, wo immer er die ersten Stufen staatlicher Fügung und geistiger Bildung erklimmt, zum teuflischen Ungeheuer, das Höllen heizt, soweit es Brandstoff findet. Nebenbei: welcher „Fortschritt“ ist aus Dschingiskhans Schädel-

Digitized by Google

pyramiden aufgegrünt? Welchen Wert hat die Zwölftelskultur der Aschanti, und stünde sie auch wirklich ein paar Stockwerke über der Unkultur friedlich-primitiver Stämme? Lohnte solche Entwicklung solche Schrecknisse? Nein, es bleibt dabei: aus wüster Zerstörung ergab sich von jeher wie ein Nebenerfolg die Ballung größerer Gemeinwesen, die denn freilich nötig war, damit reichere Geistesernten wachsen konnten; dieser Erfolg aber war auf diese Weise auch zu erobern, wenn alle historischen Kräfte blind wirkten; zielstrebige Gewalten brauchen wir dafür durchaus nicht zu bemühen.

Der Urmensch war tierisch faul und hätte ohne harte Notwendigkeit sich niemals zur regelmäßigen Arbeit entschlossen: das glauben wir unsren Soziologen gerne; auch begreifen wir als Psychologen leicht, daß Stärkere Lust bekamen, Schwache zur Arbeit zu pressen; und durch Sklaverei geriet nun das Triebrad der Entwicklung in Schwung. Das ist sehr plausibel, auch ohne die Annahme eines zwecktätigen Prinzips. Indessen hätte ein solches Prinzip auch wohl feinere Mittel zur Verfügung gehabt. So ein klein wenig zu schaffen, begann der Urmensch ja von selber, spielerisch freilich und instinktmäßig; aber er machte sich doch Waffen und Töpfe und zierte sie aus, lange bevor er an Sklavenraub dachte. Konnte ein Drang, der zur Zivilisation hinauf wollte, dergleichen frühes Getändel nicht mit immer sich steigernder Lust ausstatten? Dann wären leicht aus den Ansätzen nützlichen Tuns wachsende Fähigkeiten geworden, die abermals wachsende Neigung begleitet hätte; die als besonders arbeitsam ausgeschossenen Einzelnen aber mußten höher emporgedeihen als die Menge; das konnte zu hitzigerem Wettlaufe reizen; und so weiter: man male sichs aus! So jedoch gingen die Dinge in der harten Wirklichkeit nicht zu; vielmehr wurde aus Jammer und Knechtschaft die folgerichtige Arbeit geboren, also auf die unvernünftigste Art, die zu ersinnen war. Auch hier gilt, was Jakob Burckhardt einmal sagt: „Um relativ nur weniges zu erreichen . . . braucht die Geschichte ganz enorme Veranstaltungen und einen ganz unverhältnismäßigen

Digitized by Google

Lärm.“ Nun dürfte der Teleologe uns freilich antworten, was für unsre einzelmenschlich engen Begriffe Dunkelheit, sei Licht fürs überindividuelle Bewußtsein; das zu kritisieren, wäre einem winzigen Philosophaster lächerliche Anmaßung. Gewiß: wäre die Regierung der Entelechie anderweit bewiesen, wir müßten uns mit diesem Troste bescheiden. Aber da sie sich nur aus einem rationellen Weltgange beweisen ließe, ziehen wir mechanistische Erklärungen vor, solange uns dieser Weltgang irrationell vorkommen will; denn die mechanistische Erklärung ist allemal zugleich einfacher und verständlicher als die mittels überempirischer Agentien. Wir — denen nicht irgendein gläubiges Bedürfnis das kalte Denken heizt.

6.

Völlig unabhängig von jeder teloklinen Tendenz gebiert die Notwendigkeit in einem Geschlechte, das seine Zustände zu verschönern strebt und das mittels der Sprache eine Tradition, also ein Erfahrung zu Erfahrung summierendes Gedächtnis hat, den Fortschritt in folgenden Richtungen.

Zuerst und vor allem: die Errungenschaften werden auf jedem Gebiete im Zeitverlaufe kumuliert. Einmal entdeckte Wahrheiten werden nicht wieder vergessen, und neue kommen hinzu. Einmal geglückte Erfindungen ermöglichen andere. Einmal gewonnene Handgriffe, Übungen, Fertigkeiten gehen von Meistern auf Lehrlinge über; und aus einem Dutzend angesammelter Arbeitsmethoden entfaltet sich durch eine Art von automatischer Synthese eine junge Form des Werkschaffens. Eine neue Weise auf Metallplatten einzuhämmern, kann der Ornamentierung ein neues Reich öffnen; ein neuer Stich beim Nähen ermöglicht unter Umständen eine neue Bekleidungskunst. So aber steigert sich die Güterproduktion beständig; und mit ihr erhöht sich einerseits die Lebenshaltung, anderseits die Ziffer der Bevölkerung. Das Gesetz der Kumulation im geschichtlichen Werden scheint so unmittelbar aus dem Wesen des Menschen als eines überliefernden Tieres

Digitized by Google

hervorzugehen, daß es fast des Aussprechens nicht lohnt. Wir müssen's aber aussprechen, um den Teleologen eine vielgeliebte Waffe zu entwinden.

Die Kumulation wird erleichtert durch die natürliche Tendenz aller psychischen Prozesse zur Automatisierung. Wie der Wurzelstock einer Staude, beständig weitergreifend, beständig verholzt und nur an den Spitzen seines Wachstums grünlebendig aus der Erde schlägt: so geht jedes eingeübte Tun in unbewußtes Maschinengetriebe über; und nur das neue Problem schafft wieder wache Mühe. Je älter also ein Volk wird, desto ausgedehnter wird notwendig in seiner Lebensökonomie der Bezirk toter Selbstverständlichkeiten, desto mechanischer erfolgt die Stillung der dringlichen Bedürfnisse, desto gleichmäßiger gerät die Tagesarbeit, desto regelhafter leiert sich der Rhythmus des durchschnittlichen Daseins ab. Der Wilde gewinnt seinen Unterhalt mit täglich aufregender Jagd und putzt sich zu immer neuen Festen; der Bürger seliger Zukunftsstaaten braucht nur noch gewohnheitsmäßig auf Knöpfe zu drücken oder an Schnüren zu ziehen, damit ihm werde, wessen er bedarf. Je weiter nun das Reich des Automaten sich dehnt, desto größere Lebensgebiete werden überschaubar und der Errechnung zugänglich; und hier ist der Zusammenhang der zweiten mit der dritten kausalbedingten Richtlinie der Entwicklung.

Dies aber ist die der fortschreitenden Vernunftmäßigkeit auf allen Gebieten. „Vernunftmäßigkeit" sage ich mit Fleiß, nicht „Vernünftigkeit"; denn es soll in den Begriff keinerlei positive Wertung hineinklingen; er will, ohne irgend zu loben, erst recht natürlich, ohne zu tadeln, eine besondere Art der geistigen Haltung bezeichnen. Leidenschaftliche Überzeugungen nämlich schäumen empor und verrinnen wieder; ethische und ästhetische Urteile wechseln; Sitten werden von Moden abgelöst, und Moden vergehen. Nur eines dauert stählern aus: die Logik. Nun hallt ihre Stimme freilich leiser als die der heftigen Überredung und des eigensinnigen Glaubenswillens; wer sie aber einmal überhaupt vernommen hat, wird

Digitized by Google

den Klang durch keine Anstrengung wieder los. So währt es zwar lange, bis auf irgendeinem von der Gewohnheit beherrschten Felde nüchterne Kritik zu Worte kommt; ist sie aber einmal zu Worte gekommen, dann finden sich die Hörer in die alte Dumpfheit nie mehr heim. Wer je an der Religion seiner Kindheit irregemacht wurde, hat sie damit auch endgültig verloren; und wenn er drüber vor Sehnsucht verblutete, die alte Einfalt gibt ihm kein Wunsch zurück. Gegen Abänderung der ererbten Einrichtungen sträubt sich der konservative Sinn mit Hand und Fuß; aber hat sich das bewußte Denken erst eines Lebensgebiets bemächtigt, dann modelt keine Macht der Welt das verständige Verfahren in das alte, verträumte wieder um. Eine ständische Volksvertretung mag vor unsren Parlamenten noch so viele Vorzüge haben; ist allgemeines Wahlrecht einmal gewährt, so brächte kein Diktator die behäglichere Verfassung für die Dauer zurück. Ob die doppelte Buchführung für unsre Kultur Segen oder Unsegen war, wer entscheidet die Frage? Daß sie durchs Rechenbrett von einst nie wieder ersetzt wird, nur das ist klar. Die methodische Landwirtschaft macht unsre bunten Fluren eintönig und verdient den Fluch aller Poeten; aber des Sängers Fluch wirft zielstrebigen Verstand so weit zurück wie ein von Kinderhand geschleuderter Gummiball einen brausenden Eilzug. Die phantasiekühn geschwungenen Brücken des Mittelalters waren tausendmal schöner als unsre erklügelten Ungeheuer aus Eisen; aber es kann nichts helfen, die Ingenieure werden weiter rechnen. Man baut auch keine malerisch gewundenen Gäßchen mehr, nachdem man dazu übergegangen ist, neue Stadtteile nach hygienischen und verkehrspolizeilichen Grundsätzen anzulegen. Von der Psychiatrie zum Exorzismus zurückzukehren, ist ebenso unmöglich, wie ein von Skepsis entwertetes Mysterium neu zu weihen. Einen der Mathematik überantworteten Wissenszweig kann niemand mehr mit den Kräften seiner Phantasie beherrschen wollen. Kurz und gut: „was von dem Gesamtbewußtsein überwunden ist, kehrt nicht wieder“ (Treitschke).

Digitized by Google

Das vierte Streben der Evolution geht auf Organisierung; d. h. auf Teilung und Zusammenfassung aller gesellschaftlichen Funktionen. Und gewiß: je mehr die Fertigkeiten sich häufen, desto weiter werden die Arbeitsgebiete; und desto unmöglicher wird es, daß eine Kraft einem ganzen Felde gerecht wird. Und je rationeller jede Tätigkeit betrieben wird, um so klarer leuchtet der Vorteil der Spezialisierung und der Kombination von Spezialitäten ein. Dazu kommt, daß die Produkte gegliederten Zusammenwirkens im Daseinskampfe den Leistungen isolierter Könner fast immer weit überlegen sind — und wäre es nur durch ihre Massenhaftigkeit und Wohlfeilheit. Genug, die Überlieferung wird sorgen, daß einmal gelungene Organisationen so leicht nicht wieder ins Chaos zurückfallen. Sind in einem Staate die Gewalten einmal getrennt, so wird der patriarchale Richter-König nie wieder den Thron besteigen; sind die Armeen eines Erdteiles erst in feste Verbände gegliedert, so weicht die Mannigfaltigkeit der Sonderwaffen und die Einheitlichkeit der zentralen Führung nie mehr einem bäuerlichen Landsturme nach Art des frühen Mittelalters. Aus dem Getümmel geschäftlicher Konkurrenz weisen wohl tausend Wegmarken ins Reich der Trusts und Kartelle hinein; aber keine Spur deutet in die alte Wildfreiheit zurück; handwerkliche Kultur kann fabrikmäßig werden, umgekehrt läuft der Strom nun einmal nicht, ob man drüber frohlocken oder weinen will. Ist der wissenschaftliche Betrieb eines Faches dem höchstpersönlichen Forschen entglitten und gemeinsamer Arbeit unter sachverständiger Leitung überantwortet, so löst niemand künftig die Institute wieder in Studierzimmer auf. Und so geht es auf allen Gebieten.

Weiter! Wie in der Welt der Materie, so gibt es im Geistigen etwas wie Dissipation der Energien: die Nivodifferenzen flachen sich aus. Und das um so geschwinder, je reißender der Verkehr sich steigert. Denn jede Mitteilung, jedes Gespräch von Klug zu Unwissend, jede Lehrstunde höht Täler auf; jeder unter Wilde gesandte Missionar, jeder unter Barbaren bauende Techniker, jeder von einem europafernen

Digitized by Google

Despoten verschriebene Instruktor ist Förderer der Zerstreuung kultureller Errungenschaften. Und mag es im einzelnen Reaktionen und Rückschläge geben: daß im großen und ganzen das Licht aus engeren in immer weitere Kreise strahlt, ist auf die Länge nicht zu verhindern; schon der Fortschritt zur Rationalisierung sorgt dafür. Nun arbeitet freilich die Tendenz zur Organisation der Gesellschaft periodenweise der allgemeinen Ausgleichung entgegen, indem sie, Organisationen und organisierte Massen auseinanderreißend, neue Hierarchien schafft; allein zu allerletzt führt auch sie durch Sozialisierung der Gesamtheiten in die eine Bahn. Die ist unverkennbar, wenn wir die Geschichte überblicken: auf den Höhen der Bildung sehen wir anfangs ein paar Priesterkasten und die freien Bürger einiger Griechenstädte; dann pflanzt sich der Glanz fort über das ganze Imperium der römischen Kaiserzeit; unter den neuen Nationen des Mittelalters aber finden wir die Erstlinge des Geistes bei wenigen Klerikern und jüdischen Ärzten West- und Südeuropas; später zivilisiert sich der Ritter; dann der bessere Bürger; und so geht das fort, immer ins Breite, bis heute; und zugleich ins Weite; nächstens wird unsre Tracht und Sitte in Tibet und Zentralbrasilien herrschen und kein Winkel Afrikas ohne Universität sein. Nationen, die da nicht mitkommen, vergehen; bildsamere nehmen ihre Plätze. Es ist schon so, wie Alexis de Tocqueville einmal sagt: „Der allmähliche Fortschritt der Gleichheit ist der Inhalt der Geschichte, in Vergangenheit und Zukunft".

Wenn nun die Erfahrung sich beständig häuft und die Erfahrenden sich mehren; wenn wachsende Rationalisierung künftige Erfahrungen immer mehr erleichtert und wachsende Organisation sie immer energischer ausnutzen läßt: dann muß das Tempo der Kulturwandlungen fort und fort sich beschleunigen; die Menschheit lebt um so geschwinder, je älter sie wird; und dies wäre die letzte allgemeine Regel ihres Erlebens, die aus der Natur der Dinge rein kausal, ohne irgendwelche teleologische Betrachtung sich ableiten ließe; ob sie über alle Grenzen hinaus gilt, müssen wir noch sehen.

Digitized by Google

7.

Wie zur Erklärung der organischen Reihen, so wird auch zur Begründung der Fortschritte in der Menschengeschichte der Mechanist das Selektionsprinzip ausgiebig heranziehen.

Unter den Völkern hat der Daseinskampf in seiner wildesten Gestalt, der Krieg, diejenigen ausgesiebt, die bestimmt waren, die heutige Kultur zu tragen. Und daß dies zugleich die tüchtigsten sind, behaupten die Lobredner des angeblichen Gottesgerichtes. Schon Bagehot sah in den militärischen Fähigkeiten eine härteste Probe für die Intelligenz der Rasse; zudem siegt gewöhnlich die diszipliniertere Nation über die anarchisch lebende; also züchtet der Krieg den Sinn für Gesetzlichkeit empor. Auch das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit innerhalb der Völker; das Heer siegt, in dem einer für den andern steht; aus dem Hasse gegen die Fremden keimt die Liebe zwischen den Bürgern; so meinen Rudolf Steinmetz und Jean Finot. Und gewiß: es sind wertvolle Eigenschaften, die kriegerischen Triumph verleihen können. Nehmen wir zwei streitende Mächte als etwa gleich an Volkszahl und Reichtum; nehmen wir das Glück nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit verteilt: so wird die Partei gewinnen, bei der die genauere Ordnung und der heißere Patriotismus herrscht; Opfermut, Energie, technische List behalten die Oberhand über Zagheit, Trägheit und Stumpfsinn. Und sofern es darauf ankommt, eine stramm zusammengefaßte und schneidig auf Gewinn und Behauptung des Gewonnenen dressierte Menschheit herzustellen, haben die Zwistigkeiten der Völker sicherlich das ihrige zum Fortschritt der Kultur getan.

Nur daß man für diese roheste Form der Zuchtwahl, zu deren Herbeiführung die blindeste Notwendigkeit vollauf hinreicht, keine Idee und keinen vernünftigen Gott bemühe! Ein moralisches Prinzip nun vollends nicht! Denn offenbar bleiben im Kriege nicht nur Tugenden obenauf; alles kraftbegabte Böse gedeiht erst recht: Tücke überwindet die Arglosigkeit, Härte die Milde, Gewissenlosigkeit die zarte Rücksicht, kalte Brutalität die Großmut. Die Eignung zur Macht

Digitized by Google

also steigert der konfliktreiche Gang der Geschichte zwar; aber viel Liebenswürdiges und Feines läßt er für immer versinken. Sittlichkeitfremde Olympier mögen sich des Getümmels und seiner Ergebnisse für die Entwicklung der Völkerseelen freuen; ein christlicher Philosoph wie Scheler dürfte den „Genius des Krieges" nicht ohne Vorbehalt als wählenden Züchter preisen. Aber sogar ein Heidengott wüßte ohne Zweifel für seine besonderen Zwecke rationellere Mittel. Denn nicht allein Kampftüchtigkeit entscheidet ja die Schlachten; sondern es kommen Umstände in Betracht, die von den Eigenschaften des Siegers und des Besiegten völlig unabhängig sind. Da hat erstens die läppische Ziffer hundertmal alle Qualitäten überwunden. Eine zweite Siegesursache ist die augenblickliche kriegerische Organisation; die freilich schreiben die Marsanbeter unfehlbar ins Tugendbuch des Überwinders; aber so einfach steht diese Rechnung nicht. So gut wie der hirnlose Hai oder Alligator den Menschen verschlingt, kann ein geistig steriles Wildvolk sich einseitig zum Fechten tränieren und die feinstentwickelten Rivalen in den Staub strecken. „Verdienten" etwa die Mongolen Timurs und die Türken des zweiten Mohammed ihre Triumphe, die zermalmten Perser und Serben ihre Vernichtung? Mit ungewohnten Reitermassen in erstaunter Welt erscheinen, schnell galoppieren und sicher zielen: bedeutet das wirklich für ein Volk „die momentan wertvollsten Eigenschaften in der wertvollsten Weise vereinigt zu besitzen" (Steinmetz, Die Phil. d. Kr., S. 188)? Bewährt das im Prozesse der Völker das „höhere Recht"? Sind das die Künste, nach denen im „Examen rigorosum" der Menschengeschlechter gefragt wird? (Scheler, Der Gen. d. Kr., S. 132, 214) Daß es unmöglich so sein kann, zeigt sich schon daraus: Drill und Rüstung lernt sich viel geschwinder, als ein Volkscharakter sich ändern könnte. Den entscheidenden Beweis findet jeder Denkende gerade in der Gegenwart. Aber offenbart sich nicht die intellektuelle Kraft einer Nation eben in ihren Feldherren, Organisatoren, Technikern? In Taktik und Strategie, Rechnung und exakter Durchführung, Erfindungen

Digitized by Google

und geschickter Anwendung des Erfundenen? Das ist bis zu einem gewissen Grade wahr; dem Zufall aber ist anzurechnen, ob gerade zur entscheidenden Zeit der Geist eines Volkes sich mehr auf militärische oder auf friedliche Ziele gelegt hat; ob die Talente im Augenblick hier oder dort an der richtigen Stelle stehen; ob die Schmiedung einer besonderen Waffe, die dem Feinde morgen ebensogut wie uns gelungen sein würde, uns durch das gute Glück gestern gelungen ist. Dergleichen nun kann über Weltschicksale entscheiden; geht darüber ein Volk zugrunde, so braucht es deswegen des Lebens nicht für alle Zeiten unwürdig gewesen zu sein. Endlich kann in jeder Schlacht, folglich auch in der entscheidenden, folglich im ganzen Kriege das bloße Ungefähr leicht den Ausschlag geben. Das weiß der Soldat auch ganz genau; nicht umsonst nannte Sulla sich den „Glücklichen" und vertraute Cäsar nur der Fortuna, trieb Wallenstein Astrologie und trotzte Napoleon der Große murmelnd auf seinen Stern.

Eine Selektion also für gewisse wertvolle — und andere, minder erfreuliche — Völkereigenschaften ist der Krieg; aber eine Selektion der gröbsten Art; sehr begreiflich für den Mechanisten; für den, der denkende Entelechien im Geschehen arbeiten läßt, nur mit vielem Redeumschweif und vieler Drehung und Pressung der leidigen Tatsachen zurechtzudeuten.

8.

Auch die Individuen innerhalb der Staaten siebt die Zuchtwahl; und wenn Kinder die Hirnanlage ihrer Eltern sogut wie deren sonstige blastogene Eigenschaften erben, so muß die Menschheit dadurch langsam in bestimmter Richtung verändert werden. Wie läßt sich der auf diese Weise erzielte „Fortschritt" beschreiben?

Ausgemerzt werden zuerst die geborenen Verbrecher — und zwar durch Bestrafung; besonders in rauhen Zeiten, wo man mit dem Köpfen und Hängen weniger Umstände machte als heute. Daß also eine gewisse sittliche Besserung sich in

Digitized by Google

der Menschheit vollzieht, sofern man Sänftigung des Wesens und Scheu vor den gröbsten Freveln schon Besserung nennen will, ließe sich mechanistisch verstehen. Und es würde denn hier die Entwicklung eine Kurve zeichnen. Der Urmensch war ohne Zweifel ein harmloses Herdentier — wie noch heute die tiefststehenden Naturvölker, die Zentralbrasilianer etwa oder die Weddah; mit dem blutig aufdämmernden Staatsleben erwachten die satanischen Regungen; zur Zeit der Halbkultur oder der früheren Hochkultur erreichte der Mensch den Gipfel der Schrecklichkeit und Bosheit. Gerade dann aber — in Ninive sogut wie im europäischen Spätmittelalter — wird auch der Staat am bösartigsten und furchtbarsten und wendet gegen die Feinde der Gesellschaft seine schauerlichste Justiz. Zwar erzieht er sein Volk auf diese Art schlecht; aber er sichtet und tilgt die Übeltäter samt den ungeborenen Kindern ihrer Lenden aus; wodurch künftige Generationen milderen Wesens möglich werden. Die Spätkultur ist dann allenthalben sozial gestimmt und freundlich; der Verbrecher wird zur Ausnahme, wird vielleicht mehr wie ein Kranker oder Zurückgebliebener denn wie eine auszurottende Gefahr angesehen. Und freilich: eben diese medizinische Gutheit des alternden Staates verhindert nunmehr die Selektion, an ihr rechtes Ende zu kommen. Das wird erst geschehen, wenn die durch vollendete Organisation allmächtig gewordene und durch vollendete Rationalisierung ganz aufgeklärte Gesellschaft jeden moralisch Irren kastriert und zeitlebens ins Zwangsasyl sendet. Noch ein paar Jahrhunderte weiter, und die Friedlichkeit ist zum zoologischen Merkmal des Sozialmenschen geworden — wie sie dem primitiven Halbtier selbstverständlich war.

Die zweite Menschenklasse, die von der Zuchtwahl ausgemustert wird, enthält die ganz Trägen und Dummen; sie bleiben im Wettlauf nach den Futterplätzen zurück, geraten zunächst in die untersten Schichten der Gemeinde, unter die Bettler und Vagabunden ehedem, heute vielleicht unter die ungelernten Arbeiter. Gründen sie Familien, so räumt Mangel und Krankheit unter deren Gliedern energischer auf als unter

Digitized by Google

den Kindern besser Gestellter; was dennoch da emporwächst, hätte es — auch bei normalen Fähigkeiten — sauer, in die Oberschicht aufzutauchen; denn die Erziehung ist schlecht, und die Verhältnisse lähmen als Bleigewichte; da nun aber die vererbten Anlagen des Intellekts und Willens den Versuch von vornherein aussichtslos machen, so steigert sich von Zeugung zu Zeugung die Wahrscheinlichkeit baldigen Erlöschens des belasteten Geschlechtes. Somit macht die — abermals mechanistisch leicht begreifliche — Selektion der Vernünftigen (vgl. Goldscheid, Zur Ethik des Gesamtwillens I [1902], S. 309f.) wahrscheinlich, daß in jedem Volke die durchschnittliche Begabung sich allmählich heben wird. Ein Fortschritt der Menschheit, der sich nur dadurch verlangsamt, daß die humaner werdende Gesellschaft endlich auch dem schwächsten Genossen glücklich zu Brot und Bette hilft.

Minder erfreulich für den ästhetisch gestimmten Beurteiler, dem praktischen jedoch ebenfalls willkommen ist eine dritte Wirkung der sozialen Zuchtwahl. Sie begünstigt nämlich jeden, der rücksichtslos sich wehrt und mit allen zur äußersten Not vom bürgerlichen Gesetze gestatteten Mitteln seine Wünsche energisch durchsetzt, vor dem Gewissenhaften und Scheuen; und den tätig Zugreifenden vor dem zum Schauen Geborenen. Daher werden im Gange der Kultur nicht nur die Missetäter, sondern ebensogut auch die „schönen Seelen" und die Heiligen, nicht nur die Schwachköpfe, sondern auch die Einfühler, die Mimeten seltener (die „parasitischen Ausnahmemenschen": sagt Comte, der Stifter praktischer Zukunftreligion). Jedes Volk geht, das versteht sich, von ursprünglicher Roheit aus; gewinnt aber irgendwann seine Sonnenhöhe geistiger Feinheit und Zartheit; und wird von da an wieder zwecksüchtiger und robuster; vielleicht klüger, gesunder und tüchtiger, aber auch unholder und gemeiner. Was unsrer Heimat Feinde uns heuchlerisch vorwerfen: wir seien aus Denkern und Dichtern zu groben Barbaren entartet — das greifen sie ja nicht ganz aus der Luft; nur ist es das Schicksal aller Nationen und

Digitized by Google

trifft sie so gut wie uns. Die Evolution führt nun einmal aus dem romantischen Europa nicht zum romantischeren Europa, sondern nach Amerika, ob wir uns sträuben oder nicht. Und das um so gewisser und geschwinder, je schärfer die Konkurrenz brennt. Denn die freilich ist eine Bedingung fürs Wirksamwerden der Auswahl der Praktischen — wie auch für das der Vernichtung der Unbegabten und Lässigen. In aristokratischen Zeiten, wo die Kasten sich abschließen, Aufstieg und Deklassierung selten sind, ererbter Reichtum die Schwächsten und Zartesten schirmt und ererbte Armut die Besten am Boden hält: da wird die Menschheit an Talenten und Narren, an Betrachtern und Handelnden, an Ellenbogenstößern und Schüchternen äonenlang so reich oder so dürftig bleiben, wie sie war.

9.

Ob der Kulturverlauf nun wirklich die Tendenz habe, Kraft und Begabung (mindestens die praktische) in jedem Volk allmählich zu steigern: das bezweifelt leicht, wer die Vergangenheit überblickt. Da sehen wir nämlich die Nationen ums Mittelmeer der Reihe nach mächtig sein und alle Feste des Geistes genießen, um nach ein paar Jahrhunderten in Ermattung zu sinken; und man dürfte Italien, Spanien, Frankreich nicht als Beispiele neuen Erwachens aus langem Schlummer anführen; denn die Durchmischung der alten Stämme mit ganz frischem Blute, germanischem und obendrein noch arabischem, schuf wirklich neue Völker. China ist zwar nie untergegangen, aber in unerfreulichem Stillstande ergraut und gegen das jugendliche Europa zurückgeblieben. Wird auch dieses einst nach chinesischem Muster erstarren oder nach hellenischem aussterben oder nach römischem den Barbaren zum Raube fallen? Aber welchen Barbaren? Begabte Kindergeschlechter wie die Germanen Armins und Theoderichs warten nicht mehr an der Schwelle, [unsre Kultur ist die letzte auf Erden, weil sie bereits die Erde überspannt; ist sie zum Altern und zum Tode verurteilt, so endet damit der

Digitized by Google

Fortschritt des Menschengeschlechtes unwiderruflich — es träte denn das Unwahrscheinliche ein, daß aus einer heute noch „wilden" Rasse eine hochtalentierte Sprungvariante sich ablöste und ihre „Weltgeschichte" von vorne begönne — so wie zur Eiszeit der Weiße sich als junge Form der Menschlichkeit erhoben haben mag, um das zu machen, was wir heute Weltgeschichte nennen.

Für die Frage nach dem Sinn des Geschehens ist nun das Urteil darüber entscheidend, ob das Altern der Nationen ein naturnotwendiger Prozeß ist — oder ob eine Nation als solche ewig fortschreiten kann. Was gewesen ist, braucht ja nicht wiederzukehren; vielleicht daß die Griechen und Römer sich, wie Otto Seeck meinte („Zeitphrasen" [1892], S. 14) durch „konträre Auslese" ruiniert haben, durch Vernichtung gerade der Besten in sinnlos angefangenen und unzweckmäßig geführten Kriegen; und solche Torheiten würden sich vielleicht künftig vermeiden lassen. Vielleicht auch, daß die Kultur die Leiber ehedem verweichlicht und dadurch zuletzt die Seelen geschwächt hat; so dachten sich's die Alten; heutige Erfahrungen machen gerade diese Möglichkeit unwahrscheinlich; und jedenfalls ließe sich dem durch fleißiges Rudern und Bergsteigen entgegenarbeiten. Wie aber, wenn das Übel tiefer säße? Wenn wirklich im Wesen der höchsten Bildung etwas läge, was ihre Träger zerstört?

Eine ganze Schule von Hygienikern und Rasseethikern befürchtet von steigender Zivilisation einen fast unabwendbaren Verlust an Volksgesundheit infolge der Milderung des Daseinskampfes. Wir sind zu human und zu arzneikundig geworden, um die Schwachen einfach wegsterben zu lassen; warten der kranken Säuglinge, statt sie der natürlichen Dezimierung zu überliefern; bekämpfen die Tuberkulose, die sonst mit ihrem scharfen Besen das minder Lebensfähige auf den Anger kehrte; bauen den geistig Minderwertigen Sanatorien, von wo sie erquickt in die Welt heimkehren und Ihresgleichen weiterzeugen: dadurch, versteht sich, muß die Kraft der Rasse bleichen und allmählich dann auch ihr Geist er-

Digitized by Google

lahmen; es sei denn, man entschlösse sich zu Eisenbartkuren an der schlappen Moral, wie sie uns Lapouge, von Ehrenfels oder auch etwa Nietzsche vorschlagen. (Dann schon lieber würdevoll verscheiden, denkt man als konservativer Ästhet.) Und dies wäre der eine Fall: die Völker sterben am Überfluß des Lebens; an den vielzuvielen Untauglichen, die am Leben bleiben. Der andere Fall: sie sterben am Tode gerade der Besten. Es gibt gewisse Anzeichen, daß die Kultur wie so vieles Schöne auf Erden giftig ist. Auf das von Lapouge und Woltmann beklagte Verschwinden der Langschädel aus Europa legen nicht alle Forscher Gewicht; aber unbestreitbar scheint doch, daß die guten städtischen Familien in unheimlich kurzer Zeit sich verbrauchen; nun enthalten gerade die den weitaus wertvollsten Teil der im Lande vorrätigen Intelligenz und Bildung. Hier dämmert vielleicht Klarheit über die Ursachen des Verfalls der Kulturnationen; hat Schopenhauer recht, wenn er im Intellekt einen Feind des Lebenswillens, im Gehirne den Gegenpol der Geschlechtsteile sieht? (W. a. W. I, IV, § 60.) Besteht ein Antagonismus zwischen kraftvoller Weiterzeugung und irgendeinem der wesentlichen Elemente höherer Zivilisation?

Es scheint wirklich so. Woher aber die Gefahr stammt, darüber kenne ich drei verschiedene Ansichten.

Albert Reibmayr verwendet als treuer Darwinist die Erfahrungen der Züchter. Edle Haustierrassen lassen sich nur durch strenge Inzucht emportreiben; aber eben die Inzucht setzt den Stamm auch der Degeneration aus; will man ihn erhalten, so muß man ihn gelegentlich wieder mit fremdem Blute kreuzen. Sollte das beim Menschen anders sein? Sollten einseitige Talente nicht auch hier durch genaue Aussonderung reiner Linien gezüchtet werden? Und der einseitigen Talente bedarf ja doch jede Kultur vor allem: sie erst stoßen ihr Volk vorwärts. Es wäre also wünschbar, wenn wir für jede Art bedeutsamer Betätigung eine apart geeignete Rasse — oder Kaste — zur Verfügung bekämen; es dürfte dann im allgemeinen niemand ein Mädchen außerhalb seines Standes

Digitized by Google

heiraten (bis zu gewissem Grade sorgen ja unter uns die gesellschaftlichen Verhältnisse dafür); und bald gedeihen die Spezialitäten in tropischer Fülle. Zeigen sich aber bei einem der Berufe greisenhafte Züge oder Beginn der Unfruchtbarkeit: dann kreuzen wir geschwind die hochgezüchteten Linien und gewinnen dadurch neue Jugend, frische Beweglichkeit und im besten Falle statt der Talente umfassende Genien. Aber ich bitte um Verzeihung: ich fälsche da Reibmayrs Ansichten! Die spricht er viel allgemeiner aus: begabte Völker treten reinrassig in die Geschichte; und innerhalb dieser Inzuchthorden bilden sich durch engere Inzucht Aristokratien; wo Entartung beginnt, wird Vermischung nötig; die zerstört die errungenen Sondereigenschaften, verleiht dafür junge Säfte und Fruchtbarkeit; aus der kulturell minder begabten Mischrasse kann dann durch abermalige Inzucht eine abermalige Hochblüte der Zivilisation emporgetrieben werden. Also notwendiges Sinken der Lebenskraft als Folge der Kultur — und dann wieder Sinken der Kultur als Folge der Verjüngung: ein beständiger Wechsel.

So klingt die Lehre wohl schöner und natürlicher, aber dennoch bekommt sie erst durch jene meine Umfärbung Hand und Fuß. Denn denken wir uns ein aus einer einzigen Linie gezüchtetes und streng von Vermengung mit anderen Stämmen reingehaltenes Volk: so wird das wohl hohe Gaben gewinnen können, aber — nach den Voraussetzungen des Autors selber — nur einseitig sich ausbilden: wie „echte" Rennpferde oder Bulldoggen. Und nun gehören zwar zur Entwicklung hoher Kultur Einseitigkeiten; aber doch mannigfaltige, die einander ergänzen; so viele wie es Zweige der Kultur gibt — ja eigentlich noch weit mehr, sofern etwa die Wissenschaft der analytischen wie der synthetischen, der intuitiven wie der scharfsinnigen, der rechnenden wie der historischen Köpfe bedarf. Damit solche Fülle entstehe, wird Mischung auf Mischung erfordert; freilich nicht mit Indianern und Negern, sondern mit andern talentreichen Rassen, das versteht sich von selbst. Und ist es an dem, so gibt, was Kultur hervor-

Digitized by Google

bringt, zugleich auch Frische des Blutes; an der durch ganze Völker gehenden Inzucht kann mithin die häufige Degeneration der Hochkultivierten nicht liegen; ganz abgesehen noch davon, daß ein Volk viel zu zahlreich zu sein pflegt und demnach für individuelle Varianten viel zu weiten Spielraum läßt, um in die der Inzucht eigentümlichen Gefahren zu verfallen.

Die Geschichte gibt die Probe aufs Exempel. Die Germanen, doch sicherlich eines der allerbegabtesten Völker, blieben einseitig und roh, solange sie „gesondert, ungemischt und nur sich selber gleich" hausten. Wo sie sich aber mit Kelten und Mediterraneern — ja sogar, wo sie sich mit den inferioren Slaven paarten, entwickelten sich die großen Nationen. So waren doch auch bereits die Hellenen und ganz besonders die Äoler und Ionier Mischvölker; die linienreineren Dorier aber traten hinter den gemengten Stämmen auffallend an Begabung zurück. Und die von Talenten jeder Art strotzende Gegenwart ist ja zugleich die Zeit, die unter allen historischen Zeiten die Völker am buntesten durcheinanderschüttelt; ganz besonders in den großen Städten; nun ist an sich das großstädtische Getümmel ohne Zweifel dem Knospen des Geistes minder günstig als die fruchtbare Stille kleinerer Orte; und dieser Nachteil wird dennoch durch den Vorteil des sexuellen Kaleidoskopes fast überwogen. Mindestens scheint es so.

Mischvölker demnach, nicht reine Rassen, sind die echten Kulturträger. Aber innerhalb der Nationen wäre doch wohl Züchtung der einzelnen Begabungen erwünscht? Das gäbe dann nicht Aristokratien, wie Reibmayr es darstellen möchte, sondern streng gesonderte Erbberufe. Die würden zweifellos gute Gärten für Talente werden; nur ließ sich bisher der Gedanke in Europa noch nicht durchführen; und ist also für unsre Frage nach den Ursachen des Verfalles bisheriger Kulturen belanglos.

Eine zweite Meinung hat mehr für sich. Mit der Kultur steigt die Vernünftigkeit; mit der Vernünftigkeit aber die Zweifel am Hergebrachten und der selbstsüchtige Unglaube. Eine der Folgen dieses Seelenzustandes nun ist die freiwillige

Digitized by Google

Beschränkung der Nachkommenschaft; denn nur ein dumpfes Volk stürzt sich blind in ungewisse Zukünfte, seinen Drang ohne Besinnung stillend und die Folgen dem Himmel überlassend. Die Rationalen dagegen rationalisieren sogar den Geschlechtsverkehr. An solcher Vernünftigkeit aber gingen Athen und Rom samt ihrer Bildung zugrunde; und in der Gegenwart jammern ganz gescheite Franzosen und sogar eine Menge deutscher Narren (trotz unsrer unmäßigen Volkszunahme!) über das Zweikindersystem. (Unsre jetzige Verarmung freilich wird uns, hoffe ich, zum französischen System endgültig bekehren.) Hieraus soll denn nach Soziologen wie Kidd und Schallmayer folgen, daß die Nationen höchster Kultur allemal gegenüber einfach gesinnten und noch religiös befangenen Nachbarn ins Hintertreffen geraten; so sollen gerade die kühnsten Gipfel der Bildung am leichtesten niederbröckeln, und im Aufstiege der Zivilisationen soll der Anlaß zum Abstiege schon liegen.

Aber ich denke doch, es steht ganz anders. Wie eng das Aussterben der echten Römer und Hellenen mit ihrer Geistesverfeinerung und Skepsis zusammenhing, ist schwer zu sagen. Für Gegenwart und Zukunft jedenfalls trifft die Sache kaum zu. Wenn langsame Zunahme der Bevölkerungsziffer Stillstand oder gar Erlöschen der Bildung bedeutete, so dürfte es vor dem neunzehnten Jahrhundert überhaupt wenig Emporflüge gegeben haben: denn erst der Hochkapitalismus im Bunde mit der modernen Technik und der modernen Hygiene hat jene rapide Vermehrung der Population herbeigeführt, von der Frankreich sich verständigerweise ausschließt. Und diese Vermehrung erhitzte umgekehrt den kapitalistischen Betrieb: daß der in Frankreich nicht in vollen Schwung gerät, liegt allerdings an der Konstanz der Volksdichtigkeit; die Ermattung aber des französischen Genius dürfte andere Ursachen haben; bis vor kurzem war sie ja nicht zu spüren.

Doch wäre es selbst so, wie die Vergötterer der Masse wollen: auch dann brauchte uns das Schicksal der antiken Kultur für die kommende Zeit nicht zu schrecken. Denn die

Digitized by Google

Rationalisierung trägt ihre Heilmittel mit sich. Wird die Menschheit erst ganz und gar vernünftig, so findet sie wohl Wege, die Zeugung durchaus nach ihren Wünschen zu regeln. Der Zukunftstaat gründet einen gewaltigen Volkskinderpark, wo Findlinge auf öffentliche Kosten zu Stützen der Gesellschaft aufgepäppelt werden: und man wird sehen, wie auch französische Krippen sich füllen! Nein, der Menschenökonomie bedarf es nicht; an dieser Ware erzeugt jedes Land immer, soviel man begehrt — wenn man nur den Vätern und Müttern alle Sorgen und Lasten abzunehmen freundlich genug ist. In der Beziehung darf die Kultur ganz ruhig sein.

10.

Zu richtigerem Verständnis für das Steigen und Sinken der Zivilisationen, für das Walten des Spenglerschen „Schicksals" mithin, leiten uns Georg Hansen und Ammon. Weder Inzucht noch sterile Vernünftigkeit zehrt die Kulturmenschen auf; sondern die Glut der gesteigerten Lebensprozesse verbrennt sie. Die städtische und zumal die großstädtische Bevölkerung schwindet unablässig und muß vom Lande her immer wieder ergänzt werden. Das hätte nun an sich gar kein Bedenken; denn die Ackerscholle bleibt fruchtbar, solange die Agrarverfassung gesund ist; und deren Krankheiten hängen zwar auch mit gewissen Phasen der Hochkultur zusammen, wären aber allenfalls vermeidbar. Ja, Hansen wenigstens hält die schnelle Abnützung der städtischen Familien und ihren beständigen Ersatz aus dem Jungbrunnen der Nationen, das starke Gefälle also des Bevölkerungsstromes, für die Bedingung nationaler Größe: denn bloß scharfe Zuchtwahl treibt alle geistigen Energien in die Höhe. Wenn nur die Begabungen der Völker so unerschöpflich wären wie ihre Lenden!

Wir stellen uns ein Volk im Anfange seiner Kulturentwicklung vor. Die Städte sind noch klein, Handel und Gewerbe beginnen erst zu erwachen; der größte Teil der Genossen arbeitet auf dem Lande; der etwa herrschende Adel

Digitized by Google

besteht aus Grundbesitzern und hat sich nur mit einfachen und geradlinigen politischen Aufgaben herumzuschlagen; die Künste sind populär und fordern nicht das Leben der Schaffenden: Tanz, Gesang, naive Poesie, bäuerliche Architektur, Ornamentenschnitzerei, bunte Keramik; die Wissenschaften keimen kaum. Ein Volk also der ersten Stufe, nach Hansens Bezeichnung. Die Hellenen der Homeridenzeit, die nichthellenischen Italiener vor den Punierkriegen, die Europäer des frühen Mittelalters sind Beispiele.

In solch einer Nation dürfen wir die Talente ziemlich gleichmäßig durch alle Schichten verteilt denken; denn der reiche Bauer verdankt seinen Besitz ja keiner besonderen Geistesanlage, mehr dem Zufall der Erbschaft; und auch der Senator seinen Sitz meistens der Geburt; die Gründer aber der großen Familien werden wir uns zwar als kriegstüchtige, nicht jedoch als auffallend geniale Männer vorstellen.

Nun dämmert die höhere Kultur auf; mit ihr das städtische Leben; hier gewinnt der Schlaue und Wagemutige als Kaufmann seine Schätze; der geschickte Handwerker schwingt sich über den Tölpel; und der gewitzteste Bauernsohn merkt am frühesten, wo die goldenen Früchte hängen, und stürzt sich in den Wirbel des Gassengetriebes. Auf den Märkten drängen sich auch die theoretischen Geister zusammen. Und die Politik gerät, da ihre Probleme mit steigender Wirtschaft immer verwickelter werden, in die Hände der Klugen. Kurzum, die bestorganisierten Gehirne beginnen in die oberen Schichten emporzutauchen und da die Durchschnittsköpfe zu verdrängen; diese bleiben in den mittleren und niederen Regionen sitzen; und zwar auf dem Lande zahlreicher als in den Städten. Nun fehlt viel, daß dieser Prozeß, der allmählich die Fähigkeiten in den höheren Kreisen der Gesellschaft häuft, sich schnell vollzöge. Dem steht erstens die Lust an ruhigem Behagen und Beharren entgegen. Mancher — gerade von den Allerbesten — zieht es weit vor, auf seiner seligen Flur friedlich zu leben und zu sterben, auch wenn er höheren Gewinn und mehr Ehren im Getümmel erhoffen dürfte.

Digitized by Google

Ferner spielt Schicksal und Zufall. Manches Genie gerät unter die Räder und geht namenlos, machtlos zugrunde; mancher eitle Schwätzer beherrscht seine Umgebung. Aber auf eine solche Länge der Zeiten, daß Glück und Unglück sich ausgleicht, wird es denn doch ans natürliche Ende kommen: die Enkel der Begabten, also (wofern Talente erblich sind) im allgemeinen die Elite der Nationen, werden sich in den „besseren" Ständen gesammelt haben; Proletariat aber und Bauernschaft werden aus den Nachkommen der Minderbefähigten bestehen, also im ganzen und großen aus den minder hervorragenden Schädeln.

Wenn nun wirklich das Kulturfeuer die Feuerzünder selber frißt, so muß jedes Volk im Verlauf seiner Kulturgeschichte an Begabung ärmer werden. Mindestens aber an Begabung allerhöchsten Ranges. Denn mag es mit der Nachkommenschaft mäßig talentierter Menschen stehen, wie es will — eines ergibt sich klar aus den Biographien der echten Genien: sie bleiben, sofern sie in Werken sich ausgeben, leiblich mehr oder minder unfruchtbar. Große Männer und Frauen sind auffallend oft sexuell pervers — in irgendeinem Sinne des Wortes; ob man an die lesbisch oder dirnenhaft empfindenden Dichterinnen oder an die Knabenliebe der hohen Griechen oder an die Ehescheu moderner Künstler oder an die Askese der religiösen Talente denken will: immer stößt man auf die brutale Tatsache. Sodann scheint das intensivste geistige Leben auch beim natürlich begehrenden Genius die Keimstoffe zu vergiften; das kann doch unmöglich Zufall sein, daß Themistokles und Perikles, Alexander und Hannibal, Cäsar und Napoleon, Shakespeare und Goethe, Spinoza und Kant — und man zähle nur ins Beliebige weiter! — entweder ehelichen Nachwuchses entbehrten oder doch nur ungesunde und frühwelkende Sprosse trieben. Wenn wir im Durchschnitte jedem erwachsenen Manne einen oder zwei kräftig gedeihende Söhne zuzählen: so scheint einer oder zwei auf ein halbes Dutzend genialer Männer zu kommen. (Freilich lassen Bastarde sich nicht berechnen; dieser unvermeidbare Fehler bleibt nun

Digitized by Google

einmal im Ansatz.) Haben also Hansen und Ammon wirklich recht, daß schon im großen die in die Städte strömende Auslese der Nation dort aufgebraucht wird — so ist vollends gewiß: die hervorragendsten aller Talente sterben, soweit sie geistig rege produzieren, ohne genügende Nachkommenschaft. Es geht zu wie beim Goldwaschen. Ob der Rinne liegen die schweren Körner unterschiedlos mit dem Schutte gemengt; aber das durchspülende Wasser schleppt die leichten Elemente hinab und läßt das Metall oben liegen, das alsdann in den Ofen kommt. So muß im Verlaufe des Kulturwandels die edelste Gehirnmasse in den höchsten Volksschichten sich sammeln und da zugrunde gehen; die minderen Bestandteile pflanzen sich dann nach Belieben fort.

Oder kann etwa der Schutt selber sich in Gold verwandeln? Kann in den Tiefen der Völker das Genie immer und immer wieder neu erzeugt werden? Können Kinder von Unbegabten sich zu Talenten entwickeln? Hier scheiden sich abermals die Weltanschauungen. Wer da meint, daß aus allem schließlich alles werden kann, ein rechter Fortschrittsgläubiger mithin, wird die Frage ohne Bedenken bejahen. Seltsam, wie wieder einmal das Ergebnis seiner Grundansicht mit seinen innersten Wünschen übereinstimmt. Denn den Progreß ins Unendliche hinein würde ja nur die Annahme ermöglichen, daß für all die verkümmernden Nachfahren der Genien sich unerschöpflicher Ersatz stets wieder anböte. Des Mechanisten Erwartung dagegen fällt minder rosig aus. Der nimmt an, daß, sowenig der Eichel ein Apfelbaum entwächst, der Sohn dummer Eltern je Wissenschaft oder Kunst fördern wird — es sei denn, unter ganz besonderen Umständen entstehe eine zerebrale Sprungvariante (etwa wie aus dem wilden Apfelbaume die feineren Spielarten ersproßten). Dergleichen geschieht wohl; wie hätten sich sonst überhaupt höhere aus niederen Menschenrassen differenziert? Aber es geschieht nur durch unberechenbare Veränderungen der Umwelt; man darf innerhalb der historischen Sphäre nicht darauf zählen.

Dennoch verlangsamen fünf Ursachen den intellektuellen

Digitized by Google

Auslaugungsprozeß der Nationen. Erstens schleudert oft das blinde Schicksal Mitglieder hochstehender Familien, also im ganzen und großen überdurchschnittliche Menschen, in tiefere Schichten zurück; in diese Reihe gehören zum Beispiel die meisten Bastarde der Talentierten; deren Nachkommen können dann unten neue Kräfte sammeln und sich wieder ans Licht ringen. Je jäher nun der Zufall spielen kann, desto öfter wird das geschehen. Und die Auslaugung der Völker braucht unter sonst gleichen Umständen um so kürzere Zeit, je sicherer die Garantien gegen das Walten törichter Geschicke werden; will sagen, je weiter Rationalisierung und Organisation vorgeschritten sind. Zweitens können die minder lebensfähigen Kinder genialer Menschen durch Ehen mit derbgesunden Partnern aus niederen Ständen ihren Stamm wieder auffrischen und dann den Intellekt der Väter weitertragen. Hätte August von Goethe eine dralle Magd geheiratet, vielleicht wären ihm wieder bedeutende Söhne beschieden gewesen. Zu solcher Verbindung aber werden zartgewohnte Leute um so schwerer sich entschließen, je höher ihre und ihres Kreises Ansprüche an die gesellschaftliche und geistige Bildung der Frau sich heben. In fraulichen Zeiten will der rechte Mann an seinem Weibe seinen Kameraden haben; und der Elegante an dem seinigen eine Weltdame. Solche Stimmungen also beschleunigen die Auslaugung. Drittens: die Amphimixis an sich wird bis zu gewissem Grade immer neue Talente gebären. So müssen wir ja das Entspringen des Genius überhaupt uns denken: daß die normalen Anlagen zweier verschiedener Eltern einander glücklich zur übernormalen Anlage ergänzen. Der Rat Goethe hätte, so nehmen wir an, selber schon ein Stück von seinem Wolfgang sein können, wenn er mit der Kraft seines Willens und der Schärfe seines Denkens die Phantasie und quecksilbrige Leichtigkeit seines Weibes verbunden und statt seiner krankhaften Dickblütigkeit deren Helle und Lebensfrische gehabt hätte. Natürlich: zum ganzen Wolfgang gehörten überdies noch latente Ahnenplasmen; und der holdselige Stern, unter dem all das sich harmonisch vereinte, um

Digitized by Google

ein Wundergebilde zu ermöglichen. So aber geht es beständig zu: Anlagen, die einzeln nicht genügen, um ihren Besitzer groß zu machen, werden durch die Mischung der Geschlechter genial. Immerhin, die besten Materialien für die kostbaren Legierungen gehen langsam verloren, indem die guten Geister allmählich die Unterschichten verlassen. Die vierte geisterhaltende Macht ist die gesellschaftliche und wirtschaftliche Schwierigkeit für Unbemittelte, ins Oberland zu steigen. Und hier ist es, wo die mechanistische Ansicht der fortschrittlichen Hansens am schroffsten gegenübertritt. Hansen preist die Zeiten des geschwinden Bevölkerungstromes unbedingt; da fließt, was Stoßkraft hat, in die Stadt, und jedes Talent erobert sich den gebührenden Platz. Freilich verdampft die Herrlichkeit rasch; aber gleichviel, die Kultur blüht duftend auf; und im übrigen — „die Erde zeugt sie wieder". Das eben tut sie nicht, erwidert der Mechanist. Freizügigkeit und Demokratie bringt Perioden großer Gabenfülle und schöpferischer Übergewalt herauf, aber verzehrt zugleich die intellektuellen Reserven der Nationen. Welches Volk die Götter lieben, das stirbt jung. Da trifft es sich nun noch günstig, daß die Begabungen spezifisch sind und daß eine Epoche solcher und die folgende wieder andersartiger Köpfe bedarf. Im siebzehnten und der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hatten künstlerisch und poetisch geniale Deutsche wenig Gelegenheit, sich aus den unteren Ständen emporzuarbeiten; denn die anerkannte Literatur war akademisch; und Lateinschule und Universität waren den ärmsten Schluckern kaum so leicht zugänglich wie heute; Maler aber und Bildhauer wurden in dem ausgesogenen Lande nur wenig beschäftigt. Also entwickelten sich die niedriggeborenen Genien nicht; lebten als Porzellanmaler oder Möbeltischler in dumpfer Bürgerlichkeit hin und summten auf der Wanderschaft stammelnde Verse, die niemand vernahm; höchstens daß aus frommen Kreisen ein mystisches Lied Tersteegens in die Kirche hinaushallte. So konnte das Talent in gedrückter Stille sich aufstauen — um dann, als der Tag sein bedurfte,

Digitized by Google

in hellem Sturzfalle hervorzubrausen. Ähnlich aber geht es allerorten und jederzeit: auch die sogenannten Blüteperioden der Kultur bringen nicht alle ihre Gaben auf einmal; künstlerische, wissenschaftliche, politische Phasen wechseln; und das muß den Prozeß der geistigen Auslaugung verlangsamen.

Ein Faktor dagegen beschleunigt ihn: der Zölibat eines geistig hochstehenden Standes. Katholische Länder müssen ihre Kräfte geschwinder als evangelische erschöpfen. Man bedenke: gerade die begabtesten Bauernsöhne jeder Generation löschen ihre Anlagen immer wieder als Priester in sich aus. Aus dieser konträren Auslese, nicht etwa aus Eigentümlichkeiten der Lehre und der Kirchenzucht erkläre ich, daß die evangelischen Nationen den katholischen im allgemeinen vorangekommen sind, daß sie insbesondere vor diesen sich als dauerfrisch und lebenszäh erweisen. Verfolgt ein Staat dann obendrein die Ketzer und rottet so systematisch gerade die selbständigsten Gehirne aus: so verfällt der Volksgeist desto rascher und unrettbarer.

Zum Schlusse noch die Selbstverständlichkeit: unter sonst gleichen Verhältnissen hält sich die geistige Jugend einer Nation um so länger, je größer sie ist; denn um so mehr Möglichkeiten zu Neumischungen und verjüngenden Wechselfällen schließt sie ein.

Fassen wir also zusammen. Wenn wir nicht irren, wird jeder Aufstieg zu höherer Zivilisation mit einer allmählichen Erschöpfung der geistigen Kräfte erkauft. Und gerade in den Zeiten des lebhaftesten Bevölkerungstromes, die zugleich Zeiten der brennendsten Kultur sind, geht die Auslaugung am geschwindesten vor sich. Wie lange kann der Vorgang nun dauern? Wie viele Generationen gehören dazu, bis ein Volk, das hochtalentiert in die Rennbahn trat, mehr oder minder versimpelt? Unter den bisherigen Geschichtsphilosophen hat sich der geistvolle Ernst von Lasaulx die Frage vorgelegt; er gibt einem kräftigen Stamme zwei bis vier Jahrtausende, davon die Hälfte als Blütezeit. Rechnen wir nach!

Wir haben als frühestes Beispiel die allerbegabteste Na-

Digitized by Google

tion der Geschichte; die denn auch, ihrem wunderähnlichen Reichtum an Geist entsprechend, dem Verblöden ein fast völliges Aussterben vorgezogen hat. Griechenlands Entwicklung aus einfacher Bäuerlichkeit zur wildesten Pracht des Geisteslebens währte etwa zwei Jahrhunderte; die gewaltigste Periode des Schaffens ebensolange; dann beginnt das Sinken; und schon in der römischen Kaiserzeit, also etwa 500 Jahre nach Alexander, scheint es kaum mehr unvermischte Nachkommen des Edelstammes gegeben zu haben. Ähnlich aber strecken sich die Fristen bei den alten Italikern: vor den Punierkriegen dürfen wir schlichten Agrarzustand ansetzen; die durchgebildete Feinheit der Zivilisation etwa von Cicero bis auf Hadrian; dann vier Jahrhunderte lang das Niedergleiten bis in die intellektuelle Verödung der gotischen und justinianeischen Epoche. Hier wird freilich durch äußere Ereignisse und durch Mischung mit inferioren Sklavenvölkern der Prozeß beschleunigt.

Das neue Italien hält sich ein wenig zäher, obwohl städtische Demokratie und Katholizismus die Entwicklung vorwärts treiben. Den Ansprung von der jugendlichen Kraftentfaltung des lombardischen Bürgertums in der Salierzeit bis zum Glanze der Frührenaissance rechnen wir auf drei Jahrhunderte; dann folgen die acht Menschenalter, da der Genius Italiens Europa führt. Diesen Ruhm darf die Heimat der Päpste und der venezianischen Diplomaten, Galileis und Malpighis, Berninis und der großen Maler von Bologna bis in die Mitte des 17ten Jahrhunderts immer noch beanspruchen. Dann aber geht es in beschleunigtem Trabe bergab. Heute ist der Geist verdampft; es plappert und klappert in den Gassen, wo Dante und Buonaroti wandelten; flache Geschäftsmenschen und Fabrikanten sinnlosen Phrasenschwalles regieren. Bald ist's aus: nie wird das „dritte Italien" eine Rolle spielen, wo sich die geistigen Schicksale der Welt entscheiden. Zweihundertundfünfzig Jahre hat der Verfall gedauert; noch ebensolange — und es ist wirklich aus, endgültig.

Auch Frankreich macht den Eindruck einer absteigenden

Digitized by Google

Nation. Immerhin sind hier von Dekadenz erst leise Spuren zu bemerken; denn erst die heutige Generation scheint auf vielen Gebieten etwas zu verkümmern; die vorige, der Taine und Renan, Corot und Monet, Zola und Maupassant angehörten, war noch aller Vorfahren wert. Den Anstieg aus bäuerlichem Wesen wird man wenig später als in Italien beginnen lassen; die geistige Höhe aber nicht vor dem Beginne des 17ten Jahrhunderts; fast dreihundert Jahre dauert dann der ungeschwächte Glanz.

Noch jugendlicher sind die beiden großen germanischen Nationen; beide ziehen in der Entfaltung ihres städtischen Flors hinter den romanischen drein; England gelangt dann am Ende des 16ten Jahrhunderts auf seine Höhe; dem entspricht, daß heute, nach über 300 Jahren, die frühesten Spuren des Abwelkens sich melden; die ehedem so reiche Poesie ermattet; das reine Denken erschlafft; sogar die technische Energie, sonst des Briten eigentümlichste Kraft, gibt Zeichen von Ermüdung. Dagegen scheint das politische und organisatorische Talent noch so gewaltig wie je; ebenso die Fähigkeit zur strengen Forschung. Also noch ein Jahrhundert intellektueller Hochmacht? und dann hinunter —? Wir hätten, wenn wir so prophezeien, etwa zehn bis zwölf Menschenalter des Steigens und über vier Jahrhunderte an Gipfelzeit; in evangelischen und konservativen Ländern konserviert sich der Geist eben länger als in katholischen Demokratien, ich sagte es schon.

Deutschland würde mit England Schritt gehalten haben — hätte es nicht im 16ten und 17ten Jahrhundert jenen für die Dauer so wohltätigen Bankrott gemacht, der es fast in die Naturalwirtschaft zurückwarf und den Talentverbrauch für lange einschränkte. Daher dämmerte unser Maimorgen erst nach 1750. Wohl uns, daß wir hiernach noch auf längere Zukunft rechnen dürfen! Zerstört der Weltkrieg und der Friede von 1919 nicht allzu viele Keime und steigt nicht aus dem unergründlichen Rußland Unerwartetes auf, so könnten wir in absehbarer Zeit wohl die intellektuellen Herren der Welt sein.

Digitized by Google

Wie aber? Gibt es denn keine Prophylaxe wider den Hirnschwund der Völker?

Eine radikale allerdings: völlige Neumischung der Rasse. Auch dafür hat die Geschichte ein ungeheures Beispiel gegeben. Altitalien war am Ende; da gossen die Germanen ihre neuen Säfte drein, und aus der Mengung entstand die frische romanische Welt. Mischkessel nun der kahmig werdenden Völker Europas wären heute Amerika, Südafrika, Australien; aber freilich, es müßte nicht die Ausschußware, sondern die Elite der europäischen Köpfe sich drüben begegnen. Wo sich mißratene Elemente kreuzen, wird wenig Erfreuliches keimen.

II.

Seit Herbert Spencer sind wir gewohnt, die eigentliche Essenz jedes organischen Fortschrittes in der Differenzierung, d. h. in der mannigfaltigen Ausprägung der Teile einheitlich geschlossener Ganzheiten, zu sehen. Wie weit differenzieren nun psychische Notwendigkeiten im Laufe des Geschehens das Menschenwesen? Der Begriff ist hier dreifach verwendbar. Auf die Gesellschaft bezogen ist er gleichbedeutend mit „Organisation". Auf den einzelnen bezogen, kann er von geistigen Anlagen oder von Verrichtungen gelten. Gegenüber dem Einfachen, Schlichten, Primitiven ist also einmal der Vielseitige „differenziert"; nur ist Bedingung, daß die Form und Einheit des Intellekts und Charakters gewahrt bleibe: haltloses Auseinanderfließen schafft im Reiche der Seele sowenig wie im Leiblichen gegliederte Gestalt. Demnach erscheint uns nicht etwa der energielose Vielerleibastler und dilettantische Polyhistor als „vielseitig" auf theoretischem Gebiete; noch weniger auf dem moralischen der Wilde, das Kind, das hysterische Weib: Naturen, in denen tausend gute und böse Möglichkeiten durcheinanderwimmeln. Gerade umgekehrt: nur amöbenhafte Unbestimmtheit sehen wir hier wie dort. Nein, wen wir als vielseitig gelten lassen sollen, der muß seine mannigfachen Talente planmäßig zusammenzufassen und von einem Punkte

Digitized by Google

aus zu leiten wissen; muß Hölle und Himmel zugleich in seiner Brust beherrschen und das Schrecklichste und Schönste zu sicherer Einheit der Lebensführung verknüpfen können; die Lionardo- und die Faustnaturen sind uns die Modelle.

Wer anderseits sein Tun und Erleben weitgehend zu differenzieren weiß, den wollen wir den „Feinfühligen" nennen. So heißt uns im Gegensatze zum unentwickelten Pflichtmenschen derjenige sittlich feinfühlend, der schon Worte, ja Gedanken so wägt wie jener Taten; und der zwischen Erlaubt und Unerlaubt da noch Grenzen zieht, wo andere keine Unterschiede mehr wahrnehmen. Auf allen Feldern des Könnens macht eben diese Feinfühligkeit den Meister. Die fast unmerklichen Zartheiten der Linie bezeichnen den echten Künstler wie die Nuancen der Bedeutung und der Betonung den großen Stilisten; beim Billardspiel und jeder Gaukelei kommt es auf die allerletzte Schärfe in der Abmessung des Muskelspieles an. So gibt es auch eine höchste Feinheit des Miterlebens: wo noch die leiseste Abschattung fremden Daseins rein und genau nachempfunden wird; ein Mensch, der dieser Fähigkeit genießt, verspürt in seinem Innern das Klingen ungezählter seelischer Harmonien — und erfährt sein enges Ich als einen Mikrokosmus; er hat dadurch das Gefühl, auf einer höheren Sprosse der Entwicklung zu stehen als sein Nachbar, der nur von den paar derbumrissenen Grundtatsachen des Lebens weiß; er nennt diesen primitiv und sich selber differenziert.

Wenn wir nun fragen, wie Vielseitigkeit und Feinfühligkeit im Lebenswandel eines Kulturvolks sich nach natürlichen Regeln ändern muß, so gilt es, die angeborenen Eignungen von angewöhnten, anerzogenen, eingeübten Fähigkeiten zu unterscheiden. Beide Arten geistiger Differenziertheit setzen, allgemein gesprochen, als Erbschatz starken Intellekt und Willen voraus; insbesondere bedarf der vielseitige Reiche weiter Fassungskraft und machtvoller Energie der zusammenspannenden Synthese; der Feine mehr der Schmiegsamkeit und Mannigfaltigkeit psychischer Bindungen und intensiver Aufmerksamkeit beim Analysieren; beides wird sich in der

Digitized by Google

Gehirnanlage spiegeln; vielleicht sind hüben die Zentren, drüben die verknüpfenden Fasern besonders üppig ausgestattet. Obendrein ist der Feinfühlige notwendig ein reizbarer Mimet: seine Gabe besteht ja eben darin, daß er in Nahes und Fernes sich tiefer als andere einzutauchen versteht. Diese erblichen Grundlagen der seelischen Differenzierung nun müssen sich nach dem Vorigen in folgendem Sinne abwandeln. Die geistige Kraft nimmt im Laufe der Geschichte durch Zuchtwahl zunächst zu; später durch Auslaugung wieder ab. Die Einfühlungsfähigkeit nimmt durch die Selektion der Praktischen vom Anbeginne an beständig ab; der Wilde beseelt noch die ganze Natur, lebt in sympathetischer Magie und im Spiele und ist als Nachahmer dem Zivilisierten weit überlegen; all diese Kindereigenschaften drängt der Ernst der Bildung mehr und mehr zurück. Dafür steigert die Zeit die Reizbarkeit; Zartempfindende würden im rauhen Dasein der Urvölker rettungslos verlorengehen; es bedarf gesicherter Zustände, damit sie sich erhalten. Es werden mithin, alles in allem, die angeborenen Keime geistiger Differenzierung mit der Kultur sich mehren, bis sie ihr Optimum erreichen; dann aber werden die vielseitig angelegten Genien allmählich seltener; und die feinfühlig Angelegten nehmen auch ab, weil die mimetische Art langsam ausstirbt und die psychische Zartheit über eine gewisse Grenze nicht gesteigert werden kann, ohne die völkische Gesundheit zu schädigen.

Welcherart ändert aber die geschichtliche Entwicklung die Möglichkeiten ab, sich durch individuelle Schulung zu differenzieren? Vielseitigkeit wird erst denkbar, wo beträchtliche Kumulation von kulturellen Errungenschaften vielförmiges Leben geschaffen hat. Die Existenz der Primitiven rinnt eintönig dahin; wäre nicht Jagd und Krieg, samt den Schrecknissen der Zauberei und jäher Leidenschaften, so wäre sie ein tierisches Pendeln zwischen Hunger und Sättigung, Schlaf und wachem Dämmern. Um Mannigfaltiges bewußt zu erleben, dazu bedarf es solcher Anregungen, wie nur hellentzündete Zivilisation sie verleiht. Auch ist dafür eine gewisse Freiheit

Digitized by Google

der einzelnen Seele nötig; wie sollte vielseitig werden, wer nur als Exemplar seines Stammes dahinvegetiert, durch Sitte und Überlieferung eng gebunden und umnebelt? Erst in der Buntheit städtischen Daseins mithin wird man die wahrhaft Vielseitigen antreffen, im Mittelalter z. B. am frühesten bei den Italienern; bei den Nordländern kaum vor den Zeiten Wolframs von Eschenbach und Alberts des Großen; und nur auf den Höhen der Gesellschaft, von wo es leichter wird, alle Elemente der Bildung zu überschauen.

Aber nun wird mit der wachsenden Organisation der Sozietäten die Arbeitsteilung immer schärfer und unerbittlicher; und das Spezialistentum wirkt natürlich der Vielseitigkeit des einzelnen entgegen. Je feiner das Ganze sich differenziert, desto einseitiger müssen die Teile sich entwickeln. Es ist wie bei der Entfaltung des organischen Leibes: auch da erfährt die embryonale Zelle reicheren Wechsel als das typisch ausgeprägte Element des Muskels oder des Knochens. Ein Handwerker der alten Zeit konnte — gleiche Begabung vorausgesetzt — gegen den heutigen Fabrikarbeiter ein Mensch sprudelnder Fülle werden; so macht die Enge der Fachgelehrsamkeit, besonders wo der Gelehrte Glied eines einheitlich geleiteten Institutes wird, den einzelnen um so ärmer, je kräftiger die Wissenschaft als Ganzes dadurch gedeiht. Ähnlich aber geht es auf jedem Gebiete zu, das erst einmal rationeller Organisation unterliegt. Nun wehrt sich die Seele freilich gegen solche Pressung in beschränkte Form. Der regsame Proletarier wechselt seine Beschäftigung um so häufiger, je weniger Wechsel die einzelne Beschäftigung ihm bietet; war er gestern Schlosser, so ist er heute Monteur und macht morgen vielleicht eine Kneipe auf. Der Bessergestellte aber sucht sich seine Steckenpferde, treibt Sport und reist. Vergeblich! Palliative gegen chronische Krankheit! Somit meinen wir die heißeste Pracht menschlicher Vielseitigkeit am ehesten vor der vollen Ausbildung der vernünftigen Gesellschaftsordnungen erwarten zu dürfen. Um so mehr, als auch im Moralischen quellender Reichtum da wahrscheinlicher bleibt,

Digitized by Google

wo der Zufall noch jäher spielt und die Polizei minder genau gedrillt ist als zu späten Zeiten und in überreifen Völkern. Und in der Tat: die Erwartung täuscht uns nicht. Die griechische Persönlichkeit prangt wilder und üppiger vor als nach dem vierten Jahrhundert; die italienische erfährt ihre mannigfaltigste Ausbildung zur Zeit Lionardos und Michelangelos, die deutsche zur Zeit Goethes.

Die Feinfühligkeit hat die geeignetste Brutperiode ein wenig später; die ist nämlich zum Teil eine der Aufsammlung fähige Erscheinung. Das nötige Maß natürlicher Anlage vorausgesetzt, entwickelt sie sich durch immer waches Beobachten und Entdecken. Wie die Zartheit der Hand durch unermüdliches Üben und Probieren, so die sittliche durch beständig erneuerte Prüfungen des Gewissens, die ästhetische durch unablässiges Schauen auf Licht- und Farbennuancen, durch Abfingern feinster Unterschiede in den Verhältnissen, durch Belauschen der Achteltöne; und die psychologische endlich, an die wir hier besonders denken, durch stets junges Einleben in fremde und Ausleben eigener Seelenlagen; so wird das Unbewußte stufenweise bewußt; so strahlt das scheinbar Einfache als Mannigfaltigkeit auf. Diese schöpferische Neugier nun, die uns den Geist schmeidigt und uns reizsam macht, wühlt fort und fort an den Grenzen unsrer Erfahrungsbereiche; denn was schon erfahren ist und uns sicherer Besitz geworden, regt den ertastenden Trieb nicht länger an; der Kreis aber dessen, was ins Gewöhnliche sich verfestigt, was trivialisiert ist, wird durch Drill oder Leben, Vorbild oder Beispiel überliefert; und der ahnende Wunsch sucht die Schranken dieser Peripherie beständig zu durchbrechen. Die Geschichte der Literatur illustriert die Sache am deutlichsten. Wer als Jüngling die Gestalten des Sophokles in sich aufgenommen und verarbeitet hatte, bedurfte als Mann — wofern er ein feinfühliger Horcher war — zarterer Abschattungen der Stimmungen und Motive, um seinem Entdeckerdrange genugzutun; und war er dann zufällig selber Poet, so malte er statt der kindlichen Deianira etwa die fliegende Hitze einer

Digitized by Google

Phädra, statt des redlichen Neoptolemos die in gebrochenen Farben schillernde Figur Jasons; und die Dichtung verlor zwar an Kraft und schlichter Herrlichkeit, differenzierte sich aber feiner. Ihr folgte dann nachahmend das Seelenleben der Hörer. So nun geht die Entwicklung weiter und weiter. Wir werden reicher als unsre Väter; nicht weil wir Tieferes als die erführen; sondern weil wir auf unsre Erfahrungen sorgfältiger achtgeben, indem wir sie unaufhörlich mit den überlieferten vergleichen. Wie wenig von dem, was wir „erleben", erleben „wir"! Alle bewußte Vergangenheit erlebt ja in uns. Wir schauen mit Rembrandts wie mit Monets Augen, lieben mit Goethe und Eichendorff, hassen mit Miltons Satan, trotzen mit Aeschylos' Prometheus, spielen den Übermenschen mit dem gespenstigen Doktor Faust. Unsre Seelen sind Museen, voll von Gestalten verronnener Zeiten; und die füllen sich mehr und mehr; je später der Tag, desto länger der Katalog. Und jede hinzukommende Nummer bedeutet eine neue Schattierung, eine neue Differenzierung also für die Psyche der Menschheit.

Indessen hat auch diese Steigerung ihre Grenze. Die ziehen schon unsre Organe. Uns ins Unendliche zu verfeinern, ist uns nun einmal unmöglich, solange wir nicht neuartige Wesen werden. Und es scheint fast, als ob die Völker allemal, wenn sie an solche Schranke der Differenzierung stoßen, recht mit Fleiß gerade ins Primitivste zurückschnellen. Die hellenischen Bildhauer begannen in dieser Lage zu archaisiren, immer freilich mit Geschmack; wie es unsre modernsten Nachäffer der Byzantiner und Ägypter, ja der Verfertiger vormykenischer Brettidole angreifen, mit welcher Inbrunst unsre futuristischen Maler die Ornamentik der Papua und Eskimo neugebären, das studiere man in den Ausstellungen! Die Theater, noch eben durch raffinierten Luxus schwelgender Seelenmalerei verwöhnt, widerhallen jetzt vom Jambenüberschwange kindlicher Stufe. Das philosophische Denken würde von feinsttastender psychologischer Analyse über Kant und Hegel am liebsten gleich zur längst überwundenen Scholastik

Digitized by Google

des Mittelalters heimkehren. Und wie in Kunst und Traum, so mag's im Leben zugehen: delikatestes Durchempfinden alles Menschlichen und krasseste Roheit liegen oft unheimlich nahe beieinander. Noch ein paar Jahrzehnte Revolution nach dem Weltkrieg — und wir werden Ähnliches erfahren wie die Antike im Jahrhundert der Severe und der Provinztyrannen: überzart gewordene Geschlechter entdifferenzieren sich geschwind!

12.

Auf diese Regeln etwa des Fortganges und des Schrumpfens volklicher Entwicklung würde eine rein mechanistische Betrachtung leiten. Hat der idealistische Geschichtsphilosoph etwas einzuwenden oder Wesentliches hinzuzusetzen? Das ist vielleicht mehr oder minder Glaubenssache. Doch vergleichen wir unsre Konstruktionen immerhin einmal mit früheren Versuchen, das kulturhistorische Geschehen formelhaft zusammenzufassen!

Da zeigt sich denn alsbald in überraschender Weise: andere Wege der Entwicklung als die von uns dargestellten weiß eigentlich niemand anzugeben: die praktisch orientierten Denker so wenig wie die Ästheten. Der Unterschied der beiden Gruppen ist nur, daß diese auch den absteigenden Ast der Evolutionskurve beachtet, jene allein den Aufstieg.

Die Religion des Fortschritts ist im Grunde kaum älter als das achtzehnte Jahrhundert; das siebzehnte lebte noch in Erwartung des jüngsten Gerichts oder in antiken Ewigkeitsideen. Der einzige Bacon von Verulam verkündet als Johannes von ferne das jugendliche Evangelium; seine neue Atlantis entrollt ein seltsam prophetisches Bild der wissenschaftlichen und technischen Zukünfte; er malt die erhoffte Welt als ganz und gar rationalisiert; ihre Gelehrsamkeit ist organisiert, fast wie in unsren Tagen; ihre Maschinen surren; und alles kann, wie wir sahen, ganz natürlich zugehen. Unter den natürlichen Antrieben des geschichtlichen Progresses stehen die wichtigsten und nächstliegenden denn auch den

Digitized by Google

Denkern des achtzehnten Jahrhunderts sogleich vor Augen. Das Prinzip der Kumulation betont besonders nachdrücklich Turgot; das der Organisation Priestley: ihm soll die zu immer zielgewisserer Beherrschung der Natur vordringende Gesellschaft überschwänglicheParadiese heranzaubern. Condorcet sodann ist bis ins Mark Rationalist; alles Elend stammt bei ihm aus Unwissenheit, Aberglauben, Pfaffentrug; steigende Aufklärung wird endlos steigenden Segen bringen. Und nun habe man für einen Augenblick den Mut, recht profan zu sein; man entkleide das Vernunftreich Kants, die durch fünf Stufen aus Instinkt zu hellem Bewußtsein aufsteigende Sittlichkeit Fichtes, die Logosentwicklung Hegels ihrer feierlichen Priestergewänder und gebe den Begriffen historisches Kostüm: so schaut anderes auch nicht heraus als der Glaube an eine immer wachsende Rationalisierung der Menschheit, die dann künftig im „absoluten" Staate organisiert wird und die Natur suverän beherrscht. Interessant zu sehen, wie ein ästhetisch gerichteter Geist den Gedanken weiterführt. Friedrich Theodor Vischer mag bei der Naturüberwindung durch Vernunft nicht stehenbleiben; sie gilt ihm nur als Gegensatz gegen dumpfe Urzustände für vorläufig notwendig; die letzte „Synthese" muß Einung von Geist und Natur erst bringen. Also geht der Kurs der Geschichte auf allen Gebieten vom Instinkt zunächst zu phantasieloser Reflexion hinüber; von hier aber (wo wir, nüchterner als „Auch Einer", die Evolution stranden lassen) soll er auf das Reich der „Idee" lossteuern, d. h. auf einen Zustand vernunftgeläuterter Natur und naturerfüllter Vernunft. Dafür freilich möchte eine schöpferische Entelechie vonnöten sein; aber historisch erfahren haben wir solche Wendung bisher noch nicht; und vermachen die Hoffnung gläubigeren Optimisten, als wir sind. — Als Optimisten dürfen sich angesichts der Tatsachen alle praktischen Geister fühlen: sie bedürfen ja eben der Naturfülle nicht, um glücklich zu sein, und lieben jene unbedingte Vernünftigkeit, die alle Mimeten verabscheuen. Ihre rechten Prediger im neunzehnten Jahrhundert sind die

Digitized by Google

Positivisten. Auguste Comte zeichnet mit einem genialen Linienzug die notwendige Bahn der Rationalisierung: aus dem Zeitalter des Mythus über das der Metaphysik hin zu dem reiner Wissenschaft; die wird dann die Völker auf das vollkommenste organisieren, ihre Kräfte sammeln und schulen und die Dreieinigkeit der brüderlichen Liebesgemeinschaft, des sozialen Staates, der erdausnutzenden Allfabrik herstellen. Dieses Bild des Werdens, ganz ohne die Annahme telokliner Agentien begreifbar, hat auf die späteren Philosophien der Geschichte mächtigen Einfluß geübt. Alle sozialistischen (selbstverständlich mit ihrem Haupte Karl Marx mechanistisch gesonnenen) Denker kopieren es mehr oder minder treu. So Hertzka, der wie der Meister drei Perioden unterscheidet: die der Unkultur, da der vereinzelte Wilde der Natur gegenüber machtlos hindämmert; die der ausbeutenden Knechtschaft, ohne welche die Natur nicht bewältigt werden könnte (auch ein von Comte übernommener Gedanke); endlich die soziale Zukunft, wo die Maschine die Ausbeutung menschlicher Sklaven unnötig machen wird. Oder Henry George, der durch Tradition und Vergesellschaftung das kommende technische Eden organisiert. — In anderer Weise knüpft an Comte — und zugleich auch an Hegel — der tiefsinnige Erneste Renan. Er sieht zwei Weltalter hinter sich: ein gläubiges, unwissendes und ein wissenschaftliches, ungläubiges. Die Zukunft aber wird wissenschaftlich und gläubig zugleich sein (man denkt an Vischers „Synthese"). „Dann kommen neue Orpheus und Trismegistos; sie singen nicht mehr Kindervölkern ihre genialen Träume vor; sie deuten der klug gewordenen Menschheit die Wunder der Wirklichkeit" — und führen sie mit technisch geschulter Vernunft der denkbar höchsten Kultur entgegen; einer ausschließlich gelehrten Kultur; denn sie hebt mit den Konflikten und Leiden der unvollkommenen Epochen die Anlässe zu sittlichen Kämpfen und damit die Tugend selber auf; und wie alles kindliche Spiel erlischt auch die Kunst; was bleibt, ist Steigerung und Vereinigung des Bewußtseins auf der ganzen Erde. Mit einem

Digitized by Google

Worte: der historische Fortschritt ist Rationalisierung und nichts als Rationalisierung. — Wieder anders wendet Herbert Spencer die positivistische Lehre. In seinem geschichtsphilosophischen Hauptsatze unterscheiden wir drei Elemente. Die Feststellung, daß der Mensch vom Zustande des isolierten Kriegers durch Gewaltherrschaften und Versklavungen allmählich zur industriellen Kooperation fortschreitet, stammt im wesentlichen von Comte her. Der Philosoph der Entwicklungslehre belebt aber diese Periodik in doppelter Weise. Einerseits nimmt er den Primitiven als ein seiner Naturumgebung angepaßtes Wesen; die künftige Gesellschaft paßt sich wiederum ihren höheren Bedürfnissen immer vollkommener an; die Geschichte aber bildet den Übergang von der einen zu der andern Anpassung; und alles Übel der bisherigen Welt besteht in der Unfertigkeit der werdenden Adaptation. Anderseits wird der historische Prozeß als steigende Differenzierung betrachtet: aus losen Haufen gleichartiger werden feste Gefüge ungleicher Elemente der Gesellschaft. Aber Differenzierung der Gesellschaft bedeutet ja nichts anderes als Organisation. Keinesfalls setzen die neuen Begriffe einen schaffenden Nisus voraus; man kann sie mechanistisch so gut wie teleologisch deuten; teleologisch, wenn man mit Lamarck denkt; mechanistisch, wenn man die Selektion ausgiebig genug als Denkmittel verwendet.

Was Neuere zur Dynamik des Fortschrittes beibringen, scheint mir im ganzen auf bloße Umschreibung und nähere Ausführung der bis Spencer entfalteten Ideen hinauszulaufen.

Nur, daß dem einen als der eigentliche Inhalt des Kulturwandels die fortschreitende Individualisierung und Differenzierung der Seelen gilt; diese Evolution bringt James Seth (S. 323) mit der Metamorphose der jungen Völker, deren Lebensformen in festem Herkommen hängen („Status"), in reifere, wo freie Kontrakte gelten, zusammen; mit der Metamorphose also der „Gemeinschaften" in „Gesellschaften", die uns Tönnies so wundervoll dargestellt hat. Nach dem eigenartigen Nietzschejünger Benett steigert die Zeit unab-

Digitized by Google

lässig alle psychischen Energiedifferenzen, erhöht die Summen der Lust wie der Unlust, der Bosheit wie der Güte; die Zunahme konzentrierter Kraft ist das einzige Merkmal eines Fortschritts; also doch zugleich die Zunahme individueller Prägung. Darauf läuft auch die Formel Simmels (Log. 2) hinaus; die Seele differenziere sich im Laufe der Kulturhistorie aus geschlossener Einheit zu entfalteter Vielheit und aus entfalteter Vielheit zu entfalteter Einheit: will sagen, aus primitiver Armut an Erlebnissen zu unbeherrschtem Reichtum; und zuletzt zur einheitlichen Prägung dieses Reichtums. Demgegenüber sehen andere Philosophen (wie z. B. Dürr) das Wegziel gerade in allgemeiner Nivellierung der Gegensätze; die befinden sich denn in schöner Übereinstimmung mit einem der tiefsten politischen Denker des neunzehnten Jahrhunderts, Alexis de Tocqueville, der im Fortschritte der gleichmachenden Demokratie den eigentlichen Inhalt der Geschichte zu erkennen meint. Wie löst sich der Widerspruch? Ich meine, ganz in unsrem Sinne. Wir dachten die seelische Buntheit bis zu einem Höhepunkte gesteigert und von da an wieder in grauere Töne verbleichend; nun beachtet die eine Partei mehr die erste, die andere die zweite Seite der Entwicklung; und wo sich die Merkmale des Umschlags gar zu deutlich zeigen, spricht man dann etwa von Unregelmäßigkeiten des Weltlaufs, Bahnstörungen, zeitweiligen Rückfällen in veraltete Zustände.

Ich durchsuche die Werke der Teleologen, ob einer von ihnen noch andere Triebkräfte weiß, die Räder des Geschehens zu bewegen; aber überall finde ich die bisher aufgezählten angegeben. Und die alle erklärt auch der strenge Mechanist befriedigend, wir sahen es schon. Wozu also überpersönliche Schaffensmächte zu Poeten des wirren historischen Schauspiels machen, da uns die bekannten psychologischen Gesetze genügen, um den Text zu verstehen? Ein der gesamten Menschheit innewohnender zielstrebiger Drang bliebe uns ja doch ewig ungreifbar. Nähmen wir ihn dennoch an, wir müßten ihn uns so täppisch denken! Er würde soviel Material ver-

Digitized by Google

brauchen, um weniges zu gestalten! er würde so langsam vorrücken und gar so unzweckmäßige Umwege wählen! (Vgl. dazu Vierkandts treffliches Buch: „Die Stetigkeit im Kulturwandel".)

Die ästhetisch gesinnten Geschichtsphilosophen stehen ohnehin auf unsrer Seite. Unter denen, welche die Regie persönlicher Gottheiten ausschalten, darf als der früheste wohl Herder gelten, gottgläubig wie er war; allein, er hält darauf, daß sein Gott nur nach natürlichen Regeln arbeitet und sich somit aus der Betrachtung eliminieren läßt. „In der physischen Natur zählen wir nie auf Wunder; wir bemerken Gesetze, die wir allenthalben gleich wirksam, unwandelbar und regelmäßig finden; wie? und das Reich der Menschheit mit seinen Kräften, Veränderungen und Leidenschaften sollte sich dieser Naturkette entwinden?" (Id. XIII, 7). Welches aber sind die Hebel organisch notwendiger Entwicklung? Drei Prinzipien finde ich bei Herder verwertet; die uns wohlbekannten der Kumulierung aller Errungenschaften durch Tradition und der wachsenden Vernunftmäßigkeit (Id. XV, 2—4); daneben tritt ein eigentümliches Gleichgewichtsprinzip (Id. XV, 3): der stabile Zustand soll immer als solcher einen gewissen Grad von Vollkommenheit in sich tragen; und als „Naturgesetz" wird uns nun verkündet, „daß, wenn ein Wesen oder ein System . . aus diesem Beharrungszustande seiner Wahrheit, Güte und Schönheit verrückt worden, es sich demselben durch innere Kraft . . wieder nähere, weil außer diesem Zustande es keinen Bestand findet". Ein krauser Lehrsatz; nichts für exakte Forscher! Aber genug, sein Finder hält ihn für zuverlässig. Und was kommt nun bei dem Spiel und Widerspiel der psychischen Dynamik heraus? Nicht etwa andauernder Fortschritt! „Allenthalben sieht man . . . Zerstörung, ohne wahrzunehmen, daß das Erneuerte besser als das Zerstörte werde; die Nationen blühen auf und ab . . . Die Natur des Menschen bleibt immer dieselbe." (Id. XV, Einl.; cf. 3.) Nie dürfen wir zugeben, daß die frühen Generationen für die späten, die ersten Völker für die letzten da

Digitized by Google

sind; sowenig die Griechen vernutzt wurden, damit die Römer das Ihrige leisteten, sowenig haben die erobert und sind verblutet, damit wir uns mit höheren Gaben blähen dürften (Id. XIV, 6). Also denn, was ist die Idee der ganzen Tragödie? Nichts als dies: die Gestalt der Menschlichkeit soll sich, da sie in einem Individuum und auch in einem Stamm ihren Reichtum nicht entfalten kann, durch all ihre Millionen von Möglichkeiten hin offenbaren; es soll jugendliche und alternde, negermäßige und griechenmäßige, einfältige und weise, aufquellende und sterbende Menschenhaftigkeit ans Licht treten; auf zahllosen Stufen sollen sich die zahllosen Formen des höchsten Schöpfungsgedanken darstellen. „In allen Einrichtungen der Völker von Sina bis Rom . . blieb das Hauptgesetz der Natur kenntlich: der Mensch sei Mensch; er bilde sich seinen Zustand nach dem, was er für das Beste erkennet." Oder, mit dem Schlagwort unsres Dichter-Denkers: „Humanität ist der Zweck der Menschennatur" (Id. XIV, 1; vgl. 3; Briefe I, 25).

Nicht sehr viel anders urteilt über die Frage des historischen Fortschritts der Philosoph, der Herders Pläne mit den wissenschaftlichen Mitteln der Enkelgeneration erneuert. Hermann Lotze, „Ästhet" in unsrem und tief ästhetisch Empfindender im gemeinen Wortsinne, Ästhetiker vom Fache obendrein gerade wie sein Vorgänger, gerade wie der zugleich mechanistisch und theologisch gesinnt, legte im „Mikrokosmus" seine Ideen zur Philosophie der Geschichte dar. Und auch er verwirft den Gedanken, als lebten die Väter immer nur zugunsten der Kinder, die versinkenden zugunsten der aufsteigenden Nationen; jedes Geschlecht vielmehr hat sein eigenes Recht; einen gewissen Progreß der Gesittung leugnet Lotze sowenig wie Herder; aber es muß ein solcher sein, der jede Generation beseligt: das Steigen, nicht die Gipfelrast ist Genuß (M. III, S. 22ff., 49ff., 105ff., 176ff.). Im übrigen schleicht in den gewollten Optimismus eine graue Angst schon ein, von der die Genien des gartengrünen Weimar noch nichts ahnen konnten: der Ring des Geschehens rollt um, indem

Digitized by Google

die gesteigerte Macht der Technik die Menschheit maschinalisiert. Die Zukunftfrage droht: „wo denn nun eigentlich das Leben selbst beginnt." „An die Stelle der Arbeit, die einst eine sich selbst erquickende Übung der Tätigkeit war, tritt mehr und mehr das Geschäft, jenes wunderbare Geschöpf der Gesellschaft, das mit dem weitverzweigten Zusammenhange seiner von unsrer Willenskraft unabhängigen Naturgesetzlichkeit gewissermaßen sein eigenes Leben führt und den einzelnen zu seinem keuchenden Diener macht." (M. III, S. 279f.). Jawohl: aus dem Sklaven der Natur wird ihr Herr; und dafür wird er Sklave seiner eigenen Sklavin, der Maschine. So sieht sich die Geschichte von der Warte des mimetischen Beobachters an.

13.

Es steht im geschichtsphilosophischen Streite wie in dem metaphysischen zwischen Vitalisten und Mechanisten: ein besonderer Grund, über das Spiel der bekannten seelischen Kräfte hinaus teleologische Prinzipien des Geschehens anzunehmen, liegt in der Betrachtung der welthistorischen Stufen sowenig wie in der der Lebenserscheinungen ein Zwang zum Glauben an wirksame Entelechien. Dort aber wie hier wird der zielstrebige Denker leicht diese oder jene Erscheinung aufgreifen, die seinen ästhetisch gesinnten Gegner für den Augenblick verwirren mag: auf die Grundwertung läuft abermals alles hinaus. Die entscheidet denn auch darüber, ob eine Voraussage der Menschenzukunft gewagt werden darf; denn wem ein göttlicher Wille in der Geschichte waltet, wird nicht davon träumen, dem in die Karten zu blicken; wer dagegen aus psychischer Dynamik die bisherigen Tendenzen der Entwicklung notwendig entspringen sah, braucht nur die begonnenen Richtlinien fortzusetzen; dann mag er ruhig ihre Schnittpunkte ins Werden hinaus konstruieren.*

*) Das Folgende war längst vor dem Erscheinen des geistvollen Werks von O. Spengler geschrieben; im einzelnen mit ihm mich auseinanderzusetzen, sehe ich keinen Grund; der Leser wird unsre Auffassungen ohne besondere Erinnerung vergleichen.

Digitized by Google

Bloß vor einem muß er sich hüten: was er kommen sieht, als allzunahe sich vorzustellen; denn der Kulturwandel ist „stetig" (Vierkandt), die Macht des Beharrens, sogar im heutigen Wirbel der Dinge, enorm, die Reibungen unberechenbar; manches, was folgerichtiges Denken morgen verwirklicht glaubt, wartet ein paar Jahrhunderte. Gleichviel: wir sehen zu, wohin der Lauf des Geschehens notwendig treibt. Vor allem halten wir fest: die vernunftmäßige Organisation der Gesellschaft und die wirtschaftliche Technik kann sich nur steigern, niemals ins dumpfe Jugendwesen zurücktauchen; Verkindung der Völker hat schon früher nicht stattgefunden; und von nun ab, da die Menschheit ihrer Kräfte so hell bewußt geworden, ist sie erst recht unmöglich. Aus dieser Gewißheit aber folgt schon mancherlei.

Ein Allgemeinstes voran: das Leben wird in immer glatterer Dünung rollen: eine Reibung nach der andern muß ausgeschaltet werden. Rascher und rascher wird z. B. der Verkehr zwischen Ländern und einzelnen. Wie viele Kilometer künftige Eilzüge in der Stunde noch fressen werden, wissen wir nicht; wir wissen nur: verlangsamen kann sich ein einmal erreichtes Tempo nicht wieder auf die Dauer; und was von dem der Eisenbahnen, gilt vom Tempo des Geschehens überhaupt. Dadurch aber allein schon muß die Kraft des Organisierens beständig wachsen — wie sie bisher die ganze Geschichte hindurch wuchs.

Die Arbeitsteilung kann nicht stillestehen. Immer schärfer werden die lebendigen Glieder der gesellschaftlichen Apparate sich voneinander sondern — in Ausbildung wie in Verrichtung. — Man lese die Schilderungen der Chicagoer Schlachthäuser mit ihren Spezialisten fürs Abstechen, Enthäuten, Vierteln der Schweine; und man blickt in die Zukunft der Arbeiterschaft. Man betrachte am entgegengesetzten Ende der sozialen Welt, wie sich die Forschungsbereiche der einzelnen Gelehrten fast von Jahrzehnt zu Jahrzehnt engen, indem der Stoff in allen Bulgen überschwillt; und man ahnt die Notwendigkeit, jeden heutigen akademischen Lehrauftrag

Digitized by Google

zu halbieren, zu zehnteln. „Unsre Wissenschaft wird keine schöpferischen Genies mehr sehen," seufzte schon der jugendliche Treitschke, „sondern nur tüchtige Mitarbeiter und Arbeitsassoziationen!" Die auf individualistischer Kulturstaffel zu Ganzheiten gerundeten Schaffenden werden einst nur noch Organe des großen Allgemein-Ganzen sein; bloß ihre Muße mag ihnen noch zu eigen gehören. Denn die Kraft, sonderentwickelte Einzelkräfte zu gemeinsamer Leistung zusammenzufassen, wird übergewaltig sein. Alle Einrichtungen werden vereinheitlicht. Jener Bautrieb, der aus vielen Zwerggeschäften umspannende Warenhäuser, aus Werkstätten Fabriken, ja ganze Industriestädte, aus Studierstuben wissenschaftliche Institute schweißt, wird sich steigern und immer weiter wirken: bis alle kleinen Selbständigkeiten durch Beamtenschaften enormer Betriebe ersetzt sind. Und diese Betriebe selber assoziieren sich immer enger: der Zug zu leitenden Zentren beherrscht das gesellschaftliche Leben so sicher wie die Schwerkraft die Massen der unorganisierten Natur. Wenn schon unsre Gegenwart durch Verein und Verband, durch gegenseitige Versicherungen und Truste vor allen bisherigen Epochen charakterisiert wird: so werden derlei Gebilde in Zukunft vollends die Erde umschlingen. Wenn aus tausend örtlichen Märkten schon vor dem großen Kriege ein einziger Weltmarkt zu erwachsen begann: wird sich der in künftigen Friedensepochen immer noch weiten und seine Fangarme immer tiefer in die entlegensten Buchten senken. Auch die Staatsgebiete müssen sich ja vergrößern, indem die Zentralisierung fortschreitet, oder zu riesigen Gruppen sich klumpen; was immer beschwingterer Verkehr, immer engere kommerzielle Gemeinschaft, immer rationellere oberste Führung einmal verbunden hat, scheidet so leicht keine Willkür wieder. Also dauert die Bewegung an, bis entweder eine einzige Herde alle Länder beweidet oder ein universales Kartell alle Bündnisse zusammenschließt. Das könnte jedem Staate im Innern volle Autonomie lassen; aber den Krieg wenigstens wird es einst verbannen.

Digitized by Google

Denn gar zu ungeheuerlich ist doch dessen Vernunftwidrigkeit; wer sie nach den Erfahrungen des Jetzt nicht sieht, dem sticht kein Gott den Star. Im Geschäftsleben bemerkt man bereits heute deutlich die Neigung, zerstörenden Wettbewerb in gedeihliches Zusammenarbeiten zu wandeln; wie sollten die Nationen oder Nationengruppen nicht allmählich erkennen, daß es viel zweckmäßiger ist, strittige Ansprüche schiedlich auszugleichen, als einander um zweifelhafter Gewinne willen zu ruinieren. Sollte indessen die Wildheit des Völkerhasses dauernd weiterbrennen, so kommt der letzte Friede auf eine schaurige Weise dennoch zustande. Indem der Weltreiche immer weniger werden, endet die Geschichte mit dem Ausrottungskampfe zwischen den am Schluß übriggebliebenen Mächten; und die siegreiche Rasse beherrscht den Ball dann allein, mischt sich mit den Resten der Unterworfenen und legt die Waffen aus den Händen. So oder so: der Ring ründet sich. Tierhaft harmlos tritt die Menschheit auf den Plan; erfindet dann Waffen; es fängt Familie gegen Familie zu fechten an; dann bestreiten sich die Stämme; später die Reiche; und immer mehr wächst das Getümmel ins Große; das 16te Jahrhundert sieht die letzten ritterlichen Fehden; das 17te die letzten selbständigen Unternehmungen von Städten wie Magdeburg und die letzten Versuche kleiner Staaten wie Venedig und Holland, eine europäische Rolle zu spielen. [Zwischen 1700 und 1815 zählt unser Kontinent nur 27 volle Friedensjahre; dagegen waren zwischen 1815 und 1913, wenn man von den unbedeutenden Revolten in Italien, Spanien, Polen und den Niederlanden, von den Händeln der Balkanstaaten untereinander und (natürlich) von kolonialen Eroberungen absieht, für unsren Erdteil nur 19 Kalenderjahre kriegerisch, nur 11 Jahre, wenn man, Monat zu Monat schlagend, alles zusammenzieht. In dieser Richtung aber wird die Zukunft sich zweifellos fortentwickeln.] Der Krieg hat die Tendenz, uns der Urzeit wieder näherzubringen (Jerusalem); noch für ein feudales Europa mag es der normale Zustand gewesen sein, das kommende soziale wird den Frieden

Digitized by Google

vorziehen (Anatole France). Denn je eigentümlicher wie der einzelne, so auch jeder Kreis und jedes Gebiet für besondere Aufgaben sich spezialisiert, um so dringender bedarf jedes Land beständig des anderen; der agrarische Staat hungert nach Maschinen, der industrielle nach Brot, während sie einander zerfleischen, statt daß sie friedlich einander gegenseitig bereicherten. Und je nüchterner die Politiker die wahren und dauernden Interessen ihrer Länder erwägen lernen, um so mehr Mittel lernen sie zugleich, streitige Punkte auszugleichen: Kooperation bringt im allgemeinen Ersprießlicheres ein als Kampf; und eine geschickte Verwaltungstechnik erreicht durch Handelsverträge, Ausbeutungskonzessionen, Aktienkäufe nahezu das gleiche wie die plumpe Erobererfaust vergangener Zeiten durch Gewalt. Dazu werden die irrationalen Kriegsgründe: die nationalen Ehrenfragen, die Antipathien und Rachewünsche der Völker, die militärischen Ruhmgelüste langsam mit andern Rudimenten ritterlicher Gesittung aussterben. Kurzum: in weiteren und weiteren Bereichen, seltener und seltener wird die Menschheit sich bekämpfen; und der Krieg, mit dem die Kultur anhebt, wird am Ende der Kultur erlöschen.

Ein ähnlicher Kreisprozeß wird im Innern der Völker durch wachsende Assoziation jene bereits begonnene Sozialisierung der Gesellschaft vollenden. Indem die Zusammenfassung aller Leistungen sich strafft, unterbauen und ersetzen entweder gewaltige Interessenverbände allmählich den Staat; oder der Staat selber nimmt die Oberleitung auch der Industrie in seine Hände. In beiden Fällen siegt zuletzt der Kommunismus der Produktion und der Verzehrung, wenn auch in sehr anderen Formen, als die Marxisten sich's malen. Der Wehrpflicht, der Schulpflicht, dem allgemeinen Stimmrecht tritt über kurz oder lang die allgemeine Pflicht — und damit auch unweigerlich das Recht — zu arbeiten an die Seite; dadurch aber verliert die fleißsteigernde Vererbung der Privatvermögen ihre Wichtigkeit für das Leben der Gesamtheit; und der allmächtig gewordene Staat wird sich konfis-

Digitized by Google

zierender Erbschaftssteuern schwerlich aus frommer Scheu noch lange enthalten; ist aber die Sozialisierung einmal vollzogen, dann führt auch der heißeste Wunsch und der stärkste Staatsmann sie zum individualistischen Treiben schwerlich mehr zurück: denn gegliederte Organisationen lösen sich unter dem Bogenlicht der grellen Vernunft nicht wieder ins Gegeneinander isolierter Strebungen auf.

Hier widerspreche ich den Geschichtsphilosophen, die eine Art rhythmischen Wechsels zwischen mehr individualistischen und mehr sozialistischen Epochen annehmen; die sehen nämlich auf den Kommunismus der Urzeit das höchstpersönliche Altertum, auf das dann wieder die mittelalterliche Zeit der Feldgemeinschaft, des Flurzwanges, der Zünfte folgen; darauf die individualistischen Jahrhunderte von der Renaissance bis heute; in kommender Dämmerferne ahnen sie mit mir den Sozialismus; nehmen jedoch hinter ihm wieder entgegengesetzte Bildungen an — und so weiter, in dauerndem Wechsel. Der Fehler aber ist offenbar: im Mittelalter eine Fortsetzung des Altertums erblicken zu wollen, statt neues Aufsteigen aus Urzuständen. Und dem gesellt sich der zweite, jene genossenschaftlichen Wälle, in denen die mittelalterlichen Stände sich zu panzern liebten, der primitiven oder der kommenden Gemeinschaft des Produzierens und des Konsumierens allzunahe anzugleichen. Nein, es bleibt dabei: Besonderung und Bedeutung des Einzelmenschen steigt von den Anfängen der Geschichte langsam bis zur Kulmination — um dann im universalen, rationellen, hochorganisierten Sozialismus der Zukunft friedsam zu ertrinken.

Welche Staatsverfassung wird der sich geben? Zweierlei ist gewiß: ihr Grundprinzip wird dem liberalen Wunsche nach möglichster Unabhängigkeit der Bürger von obrigkeitlicher Bevormundung aufs allerschroffste widerstreiten; denn dieser Wunsch führt ja notwendig zu der berühmten Forderung Wilhelms von Humboldt: der Staat habe nur für die öffentliche Sicherheit zu sorgen und von jedem Versuch zur Erhöhung des Wohlstandes der Nation abzusehen. Weit

Digitized by Google

entfernt von solcher Bescheidenheit, beansprucht der sozialistische Staat seinem Wesen nach, alle Beschäftigungen zu regeln und alle Einkünfte zu verteilen: der Leviathan, den Hobbes vor Augen hatte, wird ein phlegmatischer Molch gegen ihn. Anderseits glättet die immer sich schärfende Logik der Dinge Privilegien und jede Art vornehmer Ornamentik herunter, bis auf die letzten Reste verwitternder Pracht: die immer ausschließlicher quantitativ wertende Welt, die rechnerisch klug gewordene, der jedermann nur als Nummer gilt, räumt mit Aristokratie und Liberalismus zugleich auf; die Gleichheit aller, nach Montesquieu das Gemeingut der Demokratie und der Despotie, wird immer wirklicher und wirksamer; bildete ihre allmähliche Herstellung den Inhalt bisheriger Geschichte: so würde niemand sagen können, welche irdische oder himmlische Macht den Fortschritt dieses Prozesses hemmen sollte; und der Sozialismus hat ja schon an sich selber die innigste Wahlverwandtschaft zur egalitären Demokratie. Die Ellenbogenkonkurrenz des Kapitalismus und die schablonenhafte Form des Parlamentarismus in den „fortgeschrittenen" Staaten, die sich heute mit Vorliebe „liberal" nennen, arbeitet seiner Spitzhacke vor. Ob die Endgestalt der künftigen Menschenebene republikanisch oder eher etwa cäsaristisch ausfällt, bleibt freilich eine offene Frage; schon Alexis de Tocqueville hat sie mit leisem Schaudern gestellt.

14.

Wenn wir wissen möchten, wie das künftige Gesicht unsres Planeten ausschauen wird, brauchen wir nur die Veränderungen, die bis heute vor sich gehen, folgerichtig fortgesetzt zu denken; und welche Gewalt den verwandelnden Kräften in die Speichen greifen sollte, wäre schlechthin nicht auszusinnen. Denn die Technik schreitet fort — und sei es auch später in langsamerem Tempo als heute; aus der Bahn weichen könnte sie nie. Oder erschöpft sich die Kohle einmal? Wasserfälle spenden auch dann ihre Kräfte weiter; die

Digitized by Google

Brandung der Meere kann ganz nach Bedürfnis elektrische Spannung liefern; die Sonnenstrahlen selber wird man einfangen und zur Heizung verwenden lernen. Also keine Sorge! Chemie und Mechanik tun ihr Werk. Und indem die Maschinen sich an Zahl und Macht mehren, mehren sich ihre Gebieter. Nun setzt freilich geburtenbeschränkende Vernünftigkeit dem Wachstum Grenzen; aber die lebensverlängernde Hygiene tritt rational der rationalen Macht entgegen. Und schwerlich wird die Flut je ebben, bis die ganze Erde so dicht besiedelt ist, wie die am dichtesten besiedelten Gebiete heute; zehn bis fünfzehn statt anderthalb Milliarden Menschen ernährt sie künftig gut und gerne. Auch ist die malthusianische Sorge: daß das Gewimmel sich gegenseitig vor Hunger fressen könnte, längst gebannt; ehe es soweit käme, regelt staatlicher Verstand allenthalben das Maß des Aufwuchses. Dem Nationalökonomen braucht vor der bevorstehenden Übervölkerung nicht zu grausen; nur dem Ästheten.

Denn die Natur, die dem Praktischgesinnten gestern noch als Feindin galt, gilt ihm heute als willenlose Sklavin; und morgen hat er sie getötet. Welcher Olympier soll auf die Länge die Reste ihrer Freiheit vor der Technik retten? Die Wälder werden jährlich höheren Ertrag liefern müssen; und die methodische Forstwirtschaft, die Schlag an Schlag reiht und gleichstämmiges Stangenholz rechnend in die Höhe jagt, wird am Ende allen Wildwuchs zur Holzplantage wandeln. Die Wiesen werden bis an die äußersten Säume fürs Vieh ausgenützt werden müssen: und wo jetzt noch Gottes Flora wächst, gedeiht dereinst nur noch künstlich berieseltes Futterkraut. Aus den Äckern schwindet Mohn und Rade; sie werden geometrisch ausgemessen nebeneinander liegen, von höchst verständigem Stacheldraht umzäunt. Die Flüsse werden samt und sonders reguliert; geradlinig und dem Verkehre bequem ziehen sie dann zwischen gemauerten Böschungen dahin. Die Wasserfälle erzeugen elektrische Kraft; man staut, mörtelt, läßt Räder treiben. Die Gebirge werden durch Kunststraßen und Eisenbahnen gezähmt; das letzte, das „erschlossen"

Digitized by Google

wird, verliert seinen Adel als letztes. Und wo haust die Menschenmasse, wenn erst der Verkehr sich verzehnfacht hat? Die für die freie Natur leidlichste Lösung: eine immer gewaltigere Anhäufung des Volks in Riesenstädten und das Wolkenkratzersystem — wird von der Hygiene verworfen. Es gilt also die Rückführung der Städter aufs Land; so schießen überall Gartenstädte und „Kolonien" empor; Fabriken und Bahnhöfe verzetteln sich durch die Grüne. Das späteste Ziel mithin: der Globus in kongruente, sauber bebaute Quadrate zerschnitten, die Straßen- oder Schienenstränge einfassen; jedes ein planmäßig angelegtes Dorf mit den zugehörigen Gärten und Feldern; längs schnurgerader Kanäle industrielle Anlagen; rauchende, schwarze Ketten vom Gebirge bis zur See; in gehörigen Abständen die städtischen Zentren, der Arbeit geweiht, bei Nacht unbewohnt; um sie her Spielplätze, Parkanlagen, wissenschaftliche Institute. — So etwa sieht die Erde aus, wenn das Millennium der Vernunft erschienen ist. Wer je durch das verqualmte, schlackenbesäte Westfalen oder durch die belgische Industriehölle gefahren ist, oder wer die heutige Mark Brandenburg mit der von Fontane durchwanderten noch vergleichen kann, wird mein Bild nicht übertrieben finden. Und ein paar absichtsvoll ausgesparte Reservate geben der freien Natur ihre verlorenen Rechte nicht zurück: die sind nicht mehr lebendige Reste, nur noch Grabmäler für die tote Mutter — Museen einer versunkenen Fauna und Flora, für die Wissenschaft nützlich, ästhetischen Erlebnissen fremd.

So offenbart sich auch in der Tragödie der irdischen Wildschönheit jenes strenge Gesetz der steigenden und der fallenden Kurve, das die Entwicklung des Individuums uns kundtat. Denn in welchem Augenblicke der Geschichte war der Reichtum der Natur am herrlichsten? Nicht zu ihrem Beginne: die endlosen Wälder, Sümpfe, Steppen des steinzeitlichen Europas würden uns, wenn uns ein Zauber um zehn Jahrtausende zurückwürfe, eintönig und trübe vorkommen. Auch des Menschenwerkes bedarf die Welt zur rechten

Digitized by Google

Fülle — und wäre es bloß um des Gegensatzes willen. Umbuschte Ackerfluren und weidende Herden; kühngeschwungene Brücken, Segelkähne und Mühlen; in den Gründen Dörfer, auf den Höhen Städtchen; Kapellen und Burgen über Gipfeln, Sennhütten im Hochgebirge: wer möchte solche Stickereien an Gaias Kleide missen! Nein, zunächst verschönert der Mensch die Erde in seiner Art, unablässig — aber bis zu welchem Augenblicke? Die Schändung beginnt, wo der schauende und tastende Instinkt, der sich dem Boden anschmiegt, seine Organe stumpft und rechnende Vernunft die natürlichen Formen nach einem erdachten Plane vergewaltigt. Zwischen dem Pfade, der den Falten des Terrains treu folgt, und der in harter Geradlinigkeit über alle Hindernisse weggerissenen Straße; zwischen der als steinerner Flug von Ufer zu Ufer erfühlten und der als eiserne Formel erklügelten Brücke; zwischen der einen Berg krönenden und der ihn zerschneidenden Befestigung; zwischen dem in die Wellen der Landschaft sich bettenden Bauernhause und dem sie klotzig überwürfelnden „Hotelkasten" läuft die Grenze von Gut und Schlimm. Die Natur wird also zerrissen, seit die Vernunftmäßigkeit bewußt regiert; und stirbt schließlich an deren Dauerregimente auf die Dauer hin. Hiernach mag man ihre drei Perioden scheiden: zuerst flößt sie dem Menschen Angst ein und bleibt selber groß und roh; dann wird sie seine Freundin, und er legt ihr sein Geschmeide um den Hals; zuletzt macht er sie zur Magd, nützt sie aus, entehrt, erwürgt sie. Die Furchtzeit fällt mit den frühen Kulturstufen, den prähistorischen zusammen; die Liebeszeit mit denen des wachsenden Individualismus; an deren Ende, sagen wir: als Claude Lorrain und Ruisdael sie malten, aber auch noch hundert Jahre später, mochte die Welt am wunderreichsten prangen. Wir sehen sie bereits entstellt; unsre Nachkommen aber werden zwischen Stein, Stahl, Glas, Nutzgärten und Zierparken emporwachsen.

Digitized by Google

15.

Wie die Umwelt, wandelt sich die Seele.

Die völlig rationell organisierte soziale Produktions- und Verzehrgenossenschaft der Zukunft sichert jedem Mitgliede Arbeit und Unterhalt des Lebens; indem die Vorschau ihrer Beamten den Zuwachs der Bevölkerung in heilsamen Grenzen hält, garantiert sie allen Kindern eine gleichmäßige und dem Gemeinwesen dienliche Erziehung; von der Schulbank weg steigt jeder zu den Plätzen empor, zu denen seine Leistungen ihn befähigen. Unter solchen Umständen hat der Staat keinen Anlaß mehr, Ansammlung von Privatgütern und Erblichkeit von Gütern zu begünstigen; mehr oder minder kommunistisch wird die Gesellschaft sich einrichten, wir überzeugten uns schon davon. Infolgedessen aber verkohlt die Leidenschaft von selber. Gesetzt, sein Taschengeld und seine Wohnungseinrichtung behielte jeder als Eigentum; doch müßte die kranke Gier nach dem Erwerb und der am Gesammelten klammernde Geiz im Laufe der Generationen seltener und seltener werden und endlich, wie heute in Europa Bubonenpest und Aussatz, still verlöschen. Um so heißer lodert der Machttrieb auf, so denkt heute mancher. Alle Bahnen allen Talenten frei — und kein Ventil für die Menschensucht nach Vorteil als die Gelegenheit des Karrieremachens: wie wird sich's um die einflußreichen Stellen drängen im Zukunftstaate! Ich halte das nicht für gewiß. Vielleicht gelingt es einer zielsicheren Sozialpädagogik, ihre Zöglinge früh zu gehorsamen und bescheidenen Teilstücken der großen Arbeitsmaschine abzurichten; wer von der Wiege an in dem gewaltigen Körper als abhängiges Zellchen lebt, wächst wohl in sein künftiges Pflichtenleben hinein, wie wir heute in unsre tausend Selbstverständlichkeiten. Auch zeigt gerade das deutsche Beamtenwesen (vor 1914!) den Weg dazu; bei dürftigem Gehalt und ohne viel Hoffnung auf jähes Emporsteigen taten unsre Postboten und Eisenbahner, unsre Schutzmänner und Büroschreiber Tag um Tag eifrig ihren Dienst; die mitdienende Menge riß den einzelnen fort; und solange die Oberen zu befehlen verstanden,

Digitized by Google

griffen die Räder richtig ineinander. Warum die kommenden Garten- und Fabrikbeamten träger oder gewissenloser sein sollten und zur Anspannung ihrer Kräfte durch eine besondere Weißglut der Herrschsucht befeuert werden müßten, sehe ich nicht ein. Aber möchte immerhin der Wunsch, zu befehlen, stark bleiben: er bildet doch nur die eine Seite des Dranges, den man Ehrgeiz heißt. Die andere ist das aristokratische Verlangen, sich auszuzeichnen, zu glänzen, den Nachbar zu überwinden: kurz, das agonistische Fieber. Und das kühlt sich zuverlässig in einer nivellierten Sozietät. Die allgemeine Tendenz der Entwicklung geht auf Gleichstreichung der Höhen und Täler: der widersteht auf die Länge niemand; man will nicht mehr anders sein als alle; man meidet vielmehr, aufzufallen; der demokratische Geist verlangt's. Und setzt es um so sicherer durch, je vollständiger die mimetischen Naturen aussterben, diese Träger aller bewußten Originalität und Originalitätsucht. So dämmert uns eine Welt herauf, in der gleichmäßiger und mehr nach einem Plane gearbeitet wird, gleichmäßigere und gesundere Sättigung der natürlichen Bedürfnisse winkt, gleichmäßigere und ruhigere Seelenstimmung herrscht als in der unsrigen; eine nüchterne Welt ohne Glanz und Begeisterung, aber auch ohne gleißendes Geprahle und kranke Gier.

In einer solchen Welt könnte das Verbrechen allmählich aussterben. Für Raub, Diebstahl und Betrug fehlen die rechten Anlässe, für Wucher und Börsenmanöver sogar die Gelegenheit; und die geborenen Verbrecher, die moralisch Irren, verschwinden in Sanatorien, werden mit leiser Hand ausgemerzt: eine vollendete Vernünftigkeit der Gesellschaft müßte das im Laufe einiger Jahrhunderte erreichen können. Sie wird auch zwei besondere Quellen von Vergehungen und Lastern zuschütten. Der Alkohol hat schon heute seine Teufelsherrlichkeit hinter sich. In den „fortgeschrittensten" Ländern ist er bereits geächtet; aber auch wo er noch ein gern gesehener Gast bleibt, nimmt sein Reich jählings ab; auch unter den trinkfrohen Deutschen, ja in der deutschen Studentenschaft

Digitized by Google

wächst die Temperenzbewegung; selbst in Rußland hat man während des Riesenkrieges — zum Schaden obendrein der Staatsfinanzen — den Schnaps geradezu verboten —: ein kulturhistorisches Signal von greller Leuchtkraft! Man erkennt das Wegziel der hygienischen Vernunft, die da auf dem Marsche ist: in ihrem Tausendjahrreiche wird man kein Trinklied mehr hören. Des dionysischen Rausches bedürfen die dort waltenden Praktischen nicht mehr, nachdem die ästhetischen Zecher sich haben begraben lassen; den sorgenbrechenden Rausch kann eine gut versorgte Gesellschaft entbehren; und der Rausch der Völlerei paßt nicht in die verständige Ordnung brüderlicher Gewerkschaften; die Polizei rottet ihn aus.

Wird der Äon der Zweckhaften wie Bakchos' so auch Eros' Altäre stürzen? Es könnte geschehen. Emil Lucka hat drei Stufen männlicher Erotik unterschieden; bis ins hohe Mittelalter soll der Geschlechtstrieb gewaltet haben, in der Zeit der Ritter und Troubadours die Seelenliebe erblüht sein, im achtzehnten Jahrhundert endlich als eine Verbindung beider Formen der Leidenschaft jene tiefe Traulichkeit, die das Weib als ganze Persönlichkeit umfaßt und geistige Kameradschaft mit dem Kult der Leibesschönheit verschmilzt; eben diese höchste Stufe soll dagegen die Frau in ihrer Liebe zum Manne schon im Beginn der Kulturen betreten haben: wie Penelope zu Odysseus, so fühle die rechte Hausfrau im Grunde noch heute. Ich finde die Konstruktion nicht ganz treffend. Alles Zärtliche, was vor Bernart von Ventadour und Walter von der Vogelweide Gatten zu Gattinnen gefühlt haben, unter der Rubrik der Sinnenbefriedigung buchen, heißt denn doch, tausend Nuancen mit allzu grobem Pinsel vereinfachen. Nein, der Odysseus Homers gibt seiner Penelope für ihre Herzlichkeit ein angemessenes Maß der seinigen zurück — auch wenn er auf seiner langen Irrfahrt gelegentlich bei einer Göttin ruhte; der Unterschied gegen heutige Ehen liegt anderswo, als unser geistreicher Autor meint. Das typische Weltalter (ich brauche Lamprechts bekannte Ausdrücke) setzt

Digitized by Google

den Mann als Gebieter voraus; mit derselben ruhigen Selbstverständlichkeit, mit der wir die Eltern als Gebieter ihrer Kinder ansehen. Penelope schaut mit scheuer Innigkeit empor, Odysseus mit hausväterlicher Freundlichkeit hinab; deswegen ist doch bei beiden Seele und Leib zusammen beteiligt — wie in allen guten Ehen, seit es überhaupt etwas wie Seele bei Weibern und Männern gab. Aber freilich, die „hohe Minne", die geistig sublimierte, erscheint erst in den beiden „konventionellen" Epochen; und zwar beide Male zunächst im religiösen Kostüm. Als Knabenliebe bei den Hellenen, als Frauendienst bei Romanen und Germanen. Die individualistische Zeit wirft dann allmählich das Zeremoniell ab und findet im persönlichsten Versinken der Geister ineinander ein erhabenes und morbides Entzücken; Michelangelo und Vittoria Colonna im Spätmittage der Renaissance bieten das Gegenbild zu den Sehnsüchten Platos, denen Praxiteles' ernster Eros lächelte. Und nun die „dritte Stufe" der Erotik? In der Welt des Kapitalismus, die den Alten noch unbekannt war, dürfen wir ja vielleicht wirklich eine dritte erwarten. Sie ist auch erkennbar; nur wird sie nicht durch jene Synthese der sinnlichen und der seelischen Liebe charakterisiert, die vielmehr jederzeit soweit stattfinden mußte, wie es Sinne und Seele in der Liebe gab. Ein anderes vielmehr ist ganz neu und bezeichnet das beginnende Reich der Vernünftigkeit und Menschengleichheit: die freie Kameradschaft der selbständig werdenden Frau mit dem frauliche Selbständigkeit frei anerkennenden Manne. Und zur Vollendung dessen, was hier keimt, sehe ich alle Richtlinien der Evolution laufen. Die als Produktiv- und Konsumgenossenschaft ganz rational organisierte Menschheit wird sich die Dienste der Frauen keinesfalls wieder entgehen lassen. Und das Ergebnis: Arbeitsgefährten vereinen sich künftig, nicht mehr Versorger und Versorgte. Ist aber diese Veränderung der Gesellschaft erst in Fleisch und Blut übergegangen, so gleichen sich auch die Rechte der Geschlechter aus; von dem emanzipierten Mädchen, das sein Geschick selber regiert, wird kein rational gesinnter

Digitized by Google

Mann jene knospenhafte Keuschheit fordern, die wohlerzogene Haustöchter schmückt; und was gehen Vergangenheiten einen Bund selbständiger Menschen an? Die rückwärts spähende Eifersucht des Mannes, der durchaus „der Erste" sein will, stammt ohnehin aus aristokratischem Bedürfnis; schon im heutigen Getriebe verliert sie sich unter den Proletariern; auch unter denen, die Zukunft vordeuten wollen: Künstlern, Literaten, Geistespropheten jeder Art. Man beobachte die Erfolge des Mutterschutzbundes; daß die Welt, je vernunftmäßiger sie auch die sexuellen Verhältnisse anschauen lernt, desto duldsamer über unehelichen Verkehr denken und desto gütiger uneheliche Früchte hegen wird: wer es bezweifelte, dem bestätigte es eben heute die Weimarer Reichsverfassung. Auf das vernunfthafte Ostasien steuern wir endlich los. Indem nun aber der Staat mehr und mehr die Sorge für den Nachwuchs übernimmt und das Erbrecht sich verflüchtigt, verliert allmählich der Echtheitstempel der Kinder für den Vater an Wert; das brennende Gefühl, seine Lebensarbeit einem Bankert zu widmen, büßt seine ätzende Kraft ein. Das muß die Ehesitten lockern; und das kommunistisch organisierte Gemeinwesen der Zukunft wird ohnehin die Scheidung um so bereitwilliger erleichtern, je weniger ihm mehr darauf ankommt, wer der Brut ihr Nest sichert. So dürften sich die Stürme des Liebeslebens schwichtigen. In eine praktisch gewordene Menschheit passen verliebte Tragödien kaum mehr hinein. Man wird sich begegnen und sich meiden, sich gesellen und sich trennen; und keinen dritten wird das Spiel angehen; die Wege zum Genuß werden geglättet und die Türen aus dem Leide zur Freiheit weit offen sein; fast wieder wie in jener Urzeit, ehe das strenge Vaterrecht entsprang und mit ihm der adlige Wille, sein Weib als sein ausschließliches Eigentum zu halten; die späteste Zivilisation biegt hier auf die Zustände wilder Völker zurück und tut aus Vernünftigkeit, was die von Natur tun — abermals beißt sich die Midgartschlange in den Schwanz.

Überhaupt flachen sich in der künftigen Welt die mora-

Digitized by Google

lischen Abgründe. Rationell geleitete Erzeugung und gleichmäßige Verteilung der Güter beseitigt die Not; zweckmäßige Assekuranz mildert die Gefahren; fortschreitende Kunst der Medizin und sorgfältige Hygiene macht das Leben gesund und lang, und verständige Überlegung, die jedem eine „Euthanasie", wie er sie sich wünscht, gestattet, macht den Tod schmerzfrei. Endlich erlischt mit dem Stamme der Ästheten ihre besondere Sittlichkeit; eigenartige Charaktere werden nicht mehr gezüchtet; das Ziel aller Erziehung ist, durch gleichmäßigen Drill die der Gesamtheit wünschbaren Eigenschaften so fest in jeden Zögling einzupflanzen, daß der Staat auf sie rechnen kann; denn die Erhaltung der Gesellschaft, der gemeinsame Oberzweck aller „Praktischen", wird am sichersten garantiert, wenn das tugendhafte Handeln völlig zur Gewohnheit geworden ist: der Sittlichkeitsautomat ist der beste Bürger der kommenden Reiche. „Ein Geschlecht," so meint Fred Bon, unter den heutigen Erhaltungsethikern einer der ganz konsequenten, „für welches das Sittliche etwas so Allgemeines, Automatisches und Gewohnheitsmäßiges geworden ist wie dem unsern der Gebrauch der Sprache und der aufrechte Gang, wird sich von der heutigen Menschheit vielleicht unterscheiden wie wir von unsern affenähnlichen Vorfahren." Vielleicht. Bis es so weit kommt, wird freilich eine Weile verstreichen; aber was besagt ein Jahrtausend für die Entwicklung einer Art? Einmal hört die Notwendigkeit des Sittengesetzes auf; jeder tut instinktmäßig, was er in der Tretmühle soll, und reckt sich dann als müder Packesel in seinem Gärtchen, ohne stärkere Versuchungen in seinen Lenden zu spüren, als er zu stillen die Erlaubnis hat; auf den Spielplätzen aber und im Stadtparke geht es friedlich und heiter zu. Was Schiller sich wünschte, wäre dann erreicht: jeder hat die Gottheit in seinen Willen aufgenommen; der „absolute Staat" Fichtes wäre gegründet: die bewußte Vernunft regierte so unumschränkt wie die unbewußte im Beginne der Geschichte; die Anpassung an den sozialen Zustand, die Spencers Ideal war, wäre restlos vollzogen. Der industrielle

Digitized by Google

Ameisenmensch der Zukunft wäre dann auch der eigentliche Heilige, dessen Reich die Apokalyptiker preisen — kampflos und schicksalslos wie der Paradiesmensch der Urzeit. Alles kehrt am Ende in gewisser Weise heim: auch das Paradies. Jam redit et virgo.

16.

Viel schleuniger als die Mechanisierung aller Sittlichkeit wird sich die Thronbesteigung der Wissenschaft in der Menschheit vollziehen; will sagen, die endgültige Entthronung der Metaphysik in ihrer philosophischen sowohl wie in ihrer populären, religiösen Gestalt.

Man hält vielfach das metaphysische Bedürfnis für einen auf ewig unvertilgbaren Trieb unsres Geistes. Dann aber müßte es unter uns viel verbreiteter sein. Von tausend Frommgläubigen ist gewiß noch nicht einer, dem unmittelbare religiöse Erlebnisse beschieden sind; neunhundertneunundneunzig nehmen an, was ihnen in der Jugend beigebracht wurde; reden es nach und „glauben" es — wie man eben etwas „glaubt"; brauchen den Glauben in Notfällen als Trost — etwa wie der Bauer seine Wetterregel, wenn Mißernte droht; und denken noch nicht in einer unter fünfzehn Tagstunden an den lieben Gott. Unter den Gebildeten aber und Gelehrten verlangen die allerwenigsten nach Erklärungen der Phänomene, die das Phänomen überstiegen. Unentrinnbare Geisteszwänge sehen denn doch anders aus als so. Und wenn wir die Linien der bisherigen Entwicklung verfolgen, dürfen wir in der Tat nicht zweifeln, daß es mit der Herrlichkeit der religiösen und grübelnden Kultur zu Ende geht. In dem Maße, in dem die mimetischen Naturen aussterben, stirbt auch das Verlangen nach dem letzten Verständnis der Welt; und wie die Rationalisierung fortschreitet, muß die Sehnsucht nach mystischen Genüssen erlöschen; und ebenso die Hoffnung, dem Grunde alles Seins sich nahen und seinen Rätselwillen durch Gebet und Opfer bestimmen zu können. Ein bloß gedachter Gott aber, zu dem kein menschliches Ver-

Digitized by Google

hältnis mehr möglich ist, weder das superstitiöse der Heiden noch auch das kindliche der Christen; ein Gott ohne anderes Amt als eines ideellen Garanten der Sittlichkeit oder eines erwünschten Hüters aller Werte oder etwa einer Übersetzung der Vokabel Teloklisie ins Anthropomorphistische: solch ein toter Gott, in Schulen erdacht, für Schulen geschickt, ist unfähig, den lebendigen Atem von Völkern zu kräftigen. Aufklärung und Religion: das widerstrebt einander nun einmal; nicht als ob die Wissenschaft einzelne Glaubensartikel widerlegte; nein, der von Kant so wohnlich eingerichtete Schlupfwinkel bleibt vertriebenen Olympiern immer offen. Aber sie verlieren ihre Einwirkung auf die Seele, wenn sie in den Gang des Geschehens nicht mehr willkürlich und wunderhaft eingreifen dürfen. Ein paar Idealisten mögen an dem Gedanken sich erbauen, daß Jehovah irgendwo im Intermundium thront; der Alltagsmensch will, daß er ihm die Schwindsucht aus der Lunge schafft, wenn die Ärzte nicht weiter wissen, daß er Regen schickt, wenn die Felder verdorren, daß er Sieg schenkt, wenn der Krieg gefährlich steht; und von des gemeinen Mannes Opfersteuern und Gebetshauch leben Götter, nicht von Feiergedanken schlechter Philosophen. Die Aufklärung zeigt ferner, wie Religionen entstehen und vergehen; nun hören wir zwar unablässig das schiefe Argument: für die Würde eines Wertes wie für die Wahrheit eines Satzes sei die Frage ganz gleichgültig, auf welche Art wir oder die Menschheit das eine und das andere ergriffen hätten. Wer hinterher die Wahrheit selbständig beweisen, den Wert selbständig erfahren kann, für den stimmt die Behauptung wohl; wer beides blind übernommen hat, dem erleuchtet des Wertes oder der Wahrheit Werdegang blitzhell die Dämmerung. In dieser Lage aber sind die Nationen heute ihren religiösen Überzeugungen gegenüber. Sie lernen, wie aus Dämonen langsam Götter erwachsen und wie Götter langsam zu Abstraktionen verblassen, alles nach den starren Gesetzen der Völkerpsychologie; was soll's da dem schwindenden Glauben viel nützen, wenn ein Professor erklärt: eine be-

Digitized by Google

stimmte Stufe des Prozesses verdiene dennoch festgehalten zu werden, einerlei, wie die Vorstufe ausgesehen haben möge? Und ist die objektive Wahrheit des Systems der Menge erst zweifelhaft geworden: was hilft es dann, wenn dessen Schönheit noch so beredt gepriesen wird? Die Alsob-Theorie versteht die Menge nicht. Kurzum, der Geist des Rationalismus ist der Religion auf die Länge tödlich, auch ohne daß die Religion geradezu durch wissenschaftliche Argumente getroffen würde. Ich möchte mehr behaupten: die gesteigerte Technik selber und die vernünftige Organisation der Gesellschaft mit ihren Assekuranzen schadet dem Glauben ans Jenseits; wer sich im Diesseits recht sicher fühlt, blickt nicht so inbrünstig nach den Sternen, wie der dunklen Gewalten Preisgegebene. „Die Kunde von einem Fortschritt in der Erkenntnis und Bewältigung der Naturmächte" bewirkt, daß der Bauer fürchtet, „seinen Gott zu verlieren". „Wenn die Menschen einmal gar so weit kämen, den Regen herbeizuziehen oder den Wind zu lenken, dann würden sich sehr viele Landleute Gott abgesetzt denken." „Schon jedes neue, sicher wirkende Arzneimittel, jede Steigerung der Chirurgie, macht den Landmann sozusagen religionsärmer." So meint ein Kenner, ein thüringischer Landpfarrer in dem feinen Büchlein „Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre".

Und bestätigt etwa nicht der bisherige Verlauf der Dinge das Bild dessen, was kommen muß? Seit die rechnende Vernunft zu dominieren begann und das ästhetische Wesen hinter dem Kapitalismus zurücktrat, seit dem achtzehnten Jahrhundert also, haben sich die Europäer geschwind genug ihrer Frömmigkeit entwöhnt. Die radikalen Köpfe der Rokokozeit huldigen ihrem Gotte noch zweifelfrei genug: einem Voltaire, einem Lessing ist er ein persönlicher Geist geblieben wie den Christen der alten Zeit; auch die Unsterblichkeit der Seele schenkt er Tugendhaften; Spinozas Atheismus gilt immer noch für eine verwegene und gefährliche Doktrin, zu der man sich nur unter der Rose bekennen mag. Und nun gar der deistische Durchschnittskopf mit seiner harmlosen Umdeutung

Digitized by Google

biblischer Mythen ins Begreifliche! Bis in die Niederungen der Gesellschaft aber war das Gift der Aufklärung schwerlich gedrungen; erst die große Revolution hetzte den städtischen Pöbel in den Taumel des Vernunftkults. Wer nun Zeiten nach Programmen beurteilt, meint, auf die heidnische Episode der französischen Spartiaten und Brutusse sei in der „Romantik" eine tiefgläubige Erneuerung des Mittelalters gefolgt; auf die dann ein materialistisch gottloses Zwischenspiel; und wir sähen seit einem Menschenalter den abermaligen Sieg der Kirchen. Aber diese Betrachtung haftet an der Oberfläche, die Strömungen der Tiefe kennt sie nicht. Sie vergißt die Hauptsache: daß die Volksmassen erst seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, von da ab jedoch mit unglaublicher Beschleunigung vom Glauben abgefallen sind. Nicht etwa nur das Proletariat der Industrie: ich habe unter den Sennen der Alpen des Dauphiné „Freidenker" gefunden; man findet sie noch im verlorensten Winkel unsrer alten Welt. Man findet sie noch im dunkelsten Rußland, und zwar gleich massenhaft; der Muschik, der mit den städtischen Bolschewisten im Bunde jauchzend das Kirchengut zerschlägt, ist schwerlich noch ein treuer Knecht seines lieben Gottes. Aber weiter: als Vogt und Häckel ihre jungen Bücher schrieben, galt es noch wie eine Tat, dem tyrannischen Christentume an den Leib zu gehen, darum klingt in den sechziger Jahren der Streitruf so schrill; unter uns dagegen streitet kein Geschmackvoller mehr mit Haß gegen eine Lehre, deren letzte Krankheit wir beobachten; im Gegenteil; wir lieben wieder, was da verscheidet, und suchen ihm gerecht zu werden; uns ist historisch geworden, was jenen Materialisten noch als geistige Macht gepanzert gegenüberstand; darum scheint den Verkennern des Werdens unsre Generation frömmer oder doch zahmer als die vorige; nur darum. Oder noch aus einem anderen Grunde: das kirchliche Interesse ist lebhafter als vor dreißig Jahren; die Bethäuser füllen sich; Vorträge über die Religion werden viel besucht; ob Jesus gelebt habe, darüber debattiert man fast so leidenschaftlich wie über die Frauen-

Digitized by Google

frage oder den Mutterschutz. Zeichen der Zeit! Freilich! Ein Zeichen mehr, daß es mit der Religion zu Ende geht; sonst würden die Religiösen sich nicht so angstvoll um sie erhitzen. Solange das Christentum in sicherem Besitz wohnte, blieben seine Anhänger in läßlicher Ruhe; da sie ihre Heiligtümer mit dem Ruin bedroht sehen, wimmelt's wie im auswandernden Bienenschwarm. Auch das antike Heidentum entzündete noch einmal die Seelen zu einem letzten Brande, bevor es ganz niederglomm.

Und die vornehmere, kränklichere, klügere Base der Religion, die Metaphysik?

Wie sie seit Spinozas und Leibniz' Tagen an Selbstvertrauen, Frische und Farbe verloren hat, sieht jedermann; Kant hat ihr mit dem Dogmatismus zugleich die Eierstöcke ausgeschnitten; ein neues System gebiert sie nicht wieder; wir letzten Welterklärer überblicken alle Möglichkeiten der Interpretation und modeln die alten Gedanken nach dem Standpunkte der heutigen Wissenschaft ein wenig um; andere, die sich Philosophen nennen, beschränken sich gar auf formale Erkenntniskritik und Methodenlehre. Wohl rührt sich seit etwa einem Jahrdutzend, zumal in der Jugend, wieder ein gewisser Drang nach den Inseln hinter der „Erfahrung"; es ist wie mit dem Kircheneifer der letzten Kirchenzeiten; täuschen sollte die Erscheinung niemanden darüber, daß dem kühlen, klaren, nüchternen Positivismus die Zukunft gehört. Wann sie ganz vollendet ist? In hundert oder in tausend Jahren? Wer will's sagen? Götter sterben langsam. Aber, wenn auch langsam, unentwegt und sicher streitet die göttertötende Vernunft.

Und nun blicke man klaren Auges in die Welt, die unser Geschlecht erwartet. Die Natur ist vernichtet, die schreckhafte, ahnungsvolle, wilde: Nutzgarten und Industriestadt überall! Keinem Sophokles flüstern mehr Dryaden aus dem Kolonosdickicht, kein Walther schreit mehr im tiefen Waldgras Tantaradei; kein junger Goethe liegt mehr am Herzen der Erde wie am Busen seines Freundes. Aber auch die Schauder

Digitized by Google

und Wonnen des Menschenbeisammens sind verblichen. Ewiger Friede hütet die Nationen; kein Shakespeare redet mehr traurige Mären vom Tode der Könige. Die tragischen Motive veralten überhaupt: der Verbrecher ist ein Kranker, gegen alle Nöte schützen kluge Versicherungen, der Jubel der Sieger und das Ächzen der Besiegten verhallt im brüderlichen Chor des gemeinsamen Arbeitssanges, der Trotz findet innerhalb der vernunftmäßigen Organisation keinen rechten Anlaß mehr zum Sieden, das „Pathos der Distanz" ist allenthalben niedergeebbt. Ja, auch die Liebe verliert ihre Furchtbarkeiten und ihre Prächte, wenn erst im Millennium der Demokratie Eifersucht unmodern wird, und zur Paarung wie zur Scheidung glatte Schosseen gezogen sind. Und mit den letzten Kinderspielen des Aberglaubens ist die Bangigkeit und Innigkeit verschwunden, die heute noch selbst Atheisten beim Gedanken an transzendente Weltgründe überschleicht; man opfert nie mehr in heiteren Griechentempeln; man verträumt sich nie mehr in gotischen Dämmerkirchen; man betet auch nicht zum Allundeinen auf Felsklippen oder zwischen Waldrosen und zierlichem Frauenfarn. Man erbaut sich zwischen Glaswänden im gemeinnützigen Verein.

In einer Welt kluger Ameisenmenschen: was hätte die Kunst da noch zu suchen? Man wird gefällig bauen und die Häuser mit Bildern verzieren wollen, anmutige Möbel und Gefäße sich wünschen, gerne Musik hören und Romane lesen. Aber für all das genügen Wiederholungen dessen, was schon war, um so mehr, als wir uns die Technik der Reproduktion in Farbe, Gips und Melodie beliebig hoch gesteigert denken dürfen. Der schöpferische Hauch aber? Das freie Spiel mimetischen Einlebens in die Welt: woher soll das im zweckerfüllten Reiche der Nichtsalspraktischen seinen Anreiz nehmen? Und man sage doch nicht, daß der Kunsttrieb ein unveräußerlicher Instinkt der Menschennatur sei! Schon bisher hat es ja poesiearme und unmalerische Jahrhunderte gegeben; was Episode war, wird Dauerzustand, das ist das Ganze. Einsamkeit zum Sinnen, Geheimnis erträumter Welten, Dämmer-

Digitized by Google

ferne, Magie der brausenden Natur, schroffe Gegensätze im Menschenleben, dumpfe Leidenschaft, Ahnung und Traum: wo das fehlt und Ruhe, mathematische Klarheit und zielsichere Technik die jugendliche Unvernunft bewältigt und ersetzt hat, klingen keine Lieder und brennen keine frischen Gemälde mehr. Ich fühle die Versuchung, das im einzelnen auszuführen, aber Victor Auburtin hat mir in seinem geistsprühenden Schriftchen: „Die Kunst stirbt!" vom Munde genommen, was ich zu sagen hätte. Im übrigen haben schon die politisierenden Literaten des „Jungen Deutschlands" der Poesie den Totenschein geschrieben, weil sie in eine praktische Demokratenzukunft nicht mehr passe; „die Könige gehen fort, und mit ihnen gehen die letzten Dichter!" klagt Heinrich Heine; und in Frankreich fühlt wenig später Erneste Renan die gleiche Wehmut. In unsren sozialgesinnten Tagen wird die Ahnung allgemeiner; besonders stark klingt sie bei Friedrich Nietzsche an; auch nimmt ja jeder wahr, wie eben in den Gebieten, die wirtschaftlich und politisch am raschesten „fortgeschritten" sind, eine Kerze der Schönheit nach der andern verlischt; in den angelsächsischen Kolonien fängt man gar nicht erst an, um die Künste sich irgend zu kümmern. Nun weiß ich wohl, was die Rosaseher uns erwidern. Es habe die moderne Technik, weit entfernt, die Künstler zu entmutigen, die Besten vielmehr angeregt und gefördert. Auf Menzels Walzwerk und Meuniers proletarische Plastik deuten die Zeitfreunde; auf Zolas farbenbrennende Bergwerkshölle und seine tiergewordene Lokomotive. „Wenn auf den gebahnten Wegen, zwischen den Schienen keine Poesie, das heißt, keine unentdeckten Welten lägen," ruft J. V. Jensen, „wo würde dann das Märchen in hundert Jahren sein?" Aber getrost: „das Märchen ist wie die Mären in die großen Städte gezogen." Und er verspricht uns „größere Horizonte als die, in welche die sentimentalen Individualitäten der vorigen Generation die Seele einsperrten".

„Denn süß klingt mir die Melodie
Aus diesen zukunftschwangren Tönen;

Digitized by Google

Die Hämmer senken sich und dröhnen:
Schau her, auch dies ist Poesie!"
singt Arno Holz.

Freilich, Poesie! Solange nämlich das Unheimliche im Werden ist und im Kampfe mit den alten Mächten. Freilich, Märchen! solange unsre Erfinder uns täglich mit neuen Wundern Aladdins überschütten. Aber laß die rationale Kultur erst völlig stabil werden und nimm ihr den Gegensatz gegen die unverbrauchte Natur einerseits, anderseits das widervernünftige Gestern: dann verhallt zugleich mit Widerspiel und Staunen auch Märchen und Liebesmelodie; und die dürre Prosa des Rechenbuches grinst.

Doch auch eine andere Betrachtung offenbart uns, daß die Zeiten der Kunst auf die Neige gehen. Wir überblicken den Reihenlauf der Stile: von der starren Typik zur strengen Schönheit; von da zur Schönlebendigkeit; von stillem Leben zur Darstellung nervöser Leidenschaft, aus idealisiertem Sturme zu immer wachsender Natürlichkeit und zuletzt zum Impressionismus. Das war der Weg der Antike (nur daß sie die impressionistische Stufe nicht mehr völlig erreichte); das der moderne Gang. Hier aber wartet ein Ende und eine Schranke. Der Impressionismus ist der Endstil der Kultur: so urteilt einer der feinsten Kenner, Richard Hamann. In der Tat: wenn Pinsel und Feder das Äußerste getan haben, um die Zuständlichkeiten da draußen mit täuschendem Tone wiederzugeben; wenn dadurch die verklärenden Steigerungen der Welt, im Kunstwerke ihrer Illusionskraft beraubt, entzaubert, diskreditiert sind; dann bleibt nur noch ein letzter Schritt übrig: das Dauernde wird in Augenblicksfetzen zerrissen und die Stimmungen flüchtiger Sekunden flattern durch die Lüfte. Van Goghs rot-grün-blaue Sonnenfunkenspiele, Rodins gipserstarrte Momentbilder, Wedekinds dramatisierte Reporterskizzen, Holz' Interjektionslyrik im „Phantasus": das sind Endprodukte einer ausröchelnden Entwicklung. Aus dem Gaszustand verfestigt sich's nie mehr; und etwas weitere Verflüchtigung ließe alle Form explodieren und dissoziierte damit

Digitized by Google

das künstlerische Element vollends in Atome. — Die Architektur hat ihren Abschluß schon viel früher gefunden; daß aus dem Eisenstil neue Schönheit nicht wachsen kann, ist leicht zu zeigen; und ins Reich des sicheren Steines heimzufinden, versagen der Baukunst die Bedürfnisse der Zeit und der Zukunft. Sie hat ihr Tagewerk hinter sich. — Wie aber die Stile, die der irdischen Kunstgeschichte beschieden waren, abgerollt sind, so erschöpfen sich auch die Stoffe. Die Welt und das Leben ist reich ohne Grenzen? Wer bezweifelt das? Aber der ewige Überfluß an Gegenständen ist nicht zugleich ein Überfluß an Inhalten für Kunst und Poesie. Die antike Epik und Tragödiendichtung läutete aus, als der Mythus aufgebraucht war; die antike Komödie spielte von vornherein in engerem Gebiet; die hohe Skulptur durchlief binnen sechshundert Jahren den Kreis ihrer Typen; ein wenig Genre dann — und es blieb das Porträt als einzige Aufgabe. — Wie in der Wissenschaft, so sprengte auch in der Kunst das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert den Ring, in dem das Altertum sich eingespannt hatte. Auch hier ging der modernen Kultur eine ganz junge Welt auf: die des Lichtes und der Landschaft. Die idealen Vorwürfe fangen, nachdem sie etwa ein halbes Jahrtausend neuer Skulptur und Malerei versorgt haben, allmählich zu versiegen an; blieben unsre Künstler auf die Nachfolge Michelangelos und Rubens', Correggios und Böcklins angewiesen, ihre Öfen müßten bald aus Mangel an Heizmaterial ausgehen; die Wege aber, die Rembrandt und Ruisdael, Menzel und Manet brachen, führen noch eine Weile weiter. Eine Weile; dann bleibt auch auf ihnen nichts mehr zu pflücken als endlose Variationen über die gleichen Themen. — Die Themen der Lyrik, um ein anderes Beispiel zu beleuchten, sind von vornherein begrenzt: ihre lehrhaften Formen sind abgelebt; seit Goethe, Schiller und Rückert philosophierte kein echter Poet mehr in Versen; das politische und patriotische Lied, die kirchliche Hymne — all das hat seine Zeit; das deutsche Trinklied scheint in den vier Menschenaltern zwischen Hagedorn und Scheffel seine Möglichkeiten so ziem-

Digitized by Google

lich erschöpft zu haben; schon der begabte Baumbach wirkt als Nurepigone. Die Schilderung aber und Feier der Natur, heute noch beliebt, hat doch die Gelegenheiten zu einfachen und starken Klängen längst eingebüßt. „Wie herrlich leuchtet mir die Natur!“ derlei naive Laute muß sich der heutige Lyriker wohl versagen; Geibel war der Letzte, der allenfalls singen durfte: „wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!“ Das Rauschen der Wälder, das „Abestürzen“ der Wasserfälle, die mit heiligen Schatten bekrönten Felsenwände, die Blumenwiesen: alles ist vernutzt und abgegriffen; zart abgetönte Malerei in Worten und exquisite Feinarbeit in landschaftlichen Stimmungen füllt überkünstliche Zeiten. Wie lange noch? Und ähnlich steht es mit dem Urstoff des Liedes, mit der Liebe; ihr schlichter und inniger Ausdruck bleibt unsrer Generation als unliterarisch versagt, raffinierte Launen, seltene Kitzel, fiebrige Blitze irrer Augenblicke müssen ersetzen, was die unmittelbare Natur nicht mehr hergibt. Solche Raritäten und Seelenwunder aber passen besser als in die Lyrik in die Erzählung oder auch ins Drama; da können sie, zu größeren Dimensionen gesteigert, sich freier entfalten und stärker interessieren; und in der Tat: die besondere Art des modernsten Seelengemäldes, die Kleist und Hebbel, Balzac und Tolstoi geschaffen haben, hat erst hundert Jahre hinter sich; vielleicht, daß ihr noch ebensolche Spanne blühenden Lebens bevorsteht!

Das Ausbrennen der Stoffe erkennt man für jede Kunst an zwei untrüglichen Symptomen. Das eine: die Bizarrerie in der Auswahl der Gegenstände; die einfache große Linie langweilt; das Allerseltsamste scheint eben seltsam genug, um den Gaumen noch zu reizen; das menschlich Nahe ist abgetan und nur das Abgelegenste noch neu. Der Grieche, Sensationen von Natur so fremd, fand hier weit früher seine Grenze als wir nervösen Jungeuropäer; als er den farnesischen Stier ins Toben brachte, die Muskelberge des glykonischen Herakles türmte, und vollends, als er seine Überlegenheit an Negergesichtern statt an olympischen Häuptern auslieβ, da

Digitized by Google

neigten sich die Tage der antiken Bildkunst. Die kranken Feuer der euripideischen Phädra bedeuten schon den Herbst für die Tragödie; und wenn jener Milesier Timotheos, Platons musikalischer und lyrischer Zeitgenosse, auf seine Originalität mit Nachdruck pocht, so ist das ein Zeichen, daß das Lied keine rechte Zukunft mehr hat. Man mache die Anwendung auf die Gegenwart und erwäge, welche Aussichten sich unsrer Lyrik eröffnen mögen angesichts der gesuchten Klangreize Georges und der jähen Sprünge Holzischen Fantasiespiels. Oder man betrete eine Ausstellung der Sezession und weide sich an deren Schreckenskammern: man ahnt schnell, wohin der „Fortschritt" auf diesen Bahnen führen muß. — Das zweite hippokratische Zeichen für die Kunst ist die archaistische Manier. Der erreichten Höhe des Könnens satt und die Hetzjagd ins Revier des Sonderbaren verschmähend, werfen sich die Schaffenden aufs Primitive: der Greis wird wieder Kind. Zur Ptolemäerzeit lernten Griechen den Stil der toten Pharaonen; und im letzten Jahrhundert vor unsrer Ära wurden die spröden Götterbilder des sechsten wieder Mode. Heute steht es ebenso; nur daß moderner Ungeschmack sich wilderen Extravaganzen hingibt. Lederers Roland-Bismarck wirkt freilich enorm und scheint in seiner kristallenen Felsenruhe das schweigende Schicksal selber zu verkörpern; aber die Kulturgeschichte wird es doch als wunderlich und denkwürdig buchen, daß derselbe Meister, dessen studentische Athletenfigur die Höhe des spätesten Könnens darstellt, für sein Hauptwerk Muster und Stimmung halb aus unsrem gebundenen Mittelalter, halb aus den Palästen Nimruds sich geholt hat. Tiefer versinkt in orientalischer Starrheit der hochbegabte Metzner; der streift gelegentlich die Grenze, wo anorganisches Getrümmer das lebendige Gebilde ablöst und erhabene Kunst in Unkunst übergeht. Aber man muß die Strebungen der Kleinen betrachten, um zu fühlen, in welchen Fahrwassern wir steuern. Denen bieten bereits Altägypten und Chaldäa zu reife Vorbilder; sie drängen in die Kunst der animistischen Geistesstufe zurück, halten sich an die Schöpfungen der Natur-

Digitized by Google

völker (oder, was etwa auf dasselbe herauskommt, an die Technik der Kinderzeichnung) und formen Bildwerke, die ganz an jene vormykenischen „Brettidole" der Ägeisinseln oder auch an die berühmten Statuetten der alten Steinzeit erinnern; da werden die Verhältnisse der Körperteile ins Undenklichste verzerrt, die Glieder werden glatte Zylinder, die Gelenke deutet man aus Grundsatz gar nicht an; Puppenbälge wirken leibhaftiger. Launen einer Zeit, die den Zirkel ihrer Gestaltungsmöglichkeiten wieder einmal durchschritten hat!

17.

Unvermerkt, aber sicher führt uns die Betrachtung des geschichtlichen Werdens zu einem merkwürdigen Ergebnis; näher besehen stimmt es mit den Gedanken Fichtes und Spencers, dieser sonst himmelweit verschiedenen Denker, überein.

Die Menschheit umfaßt, „ökologisch" betrachtet, zwei Dauerformen, die einander folgen. Der Paradiesesmensch lebte nicht viel anders als große Affen am Saume tropischer Wälder; in kleinen Gruppen seine rohe Nahrung sich suchend und ohne Werkzeuge seinem Naturzustande wunschlos angepaßt. Der Ameisenmensch gedeiht dereinst in erdumspannenden Organisationen; durch höchste Vernünftigkeit und Maschinentechnik beherrscht er die Natur so gut wie vollkommen; das gemeinsame Dasein nach verständiger Rechnung wunschlos regelnd. Wie die erste Phase ohne Zweifel Jahrhunderttausende lang gewährt hat, so ist auch der zweiten weiter keine Grenze gesetzt. Es sind die beiden Formen des stabilen Gleichgewichts für unsre Art.

Zwischen beide schiebt sich eine Übergangsperiode. Die Platte, die zuerst auf der einen ihrer beiden Flächen lag, kippt auf die andre hinüber. In diesem kurzen Augenblicke wird das Gleichgewicht labil. Der kurze Augenblick begann mit der Erfindung des Feuers und der Steinwaffe und endet —? sind's noch fünfhundert oder sind's ein paar tausend Jahre? Man nennt ihn „Weltgeschichte".

Digitized by Google

Ihr Anfang: der Mensch tritt aus der Natur hervor. Ihr Ende: die Natur verschwindet im Kulturreich. Ihr Anfang: der Krieg erwacht mit erwachender Ordnung, und mit allem Schrecklichen und Grausamen zugleich entzündet sich der erste Funke des Guten in dem bisher tierhaft harmlosen Bimanen. Ihr Ende: die Tugend wird Instinkt und die Sünde bloße Instinktirrung innerhalb einer vollendeten Ordnung, die Konflikte auch zwischen Nationen ausschließt. Dort schälen sich die ersten Götter aus animistischen Ahnungen hervor; hier verdunstet Gott im luftlosen Gedanken. Dort regt sich die früheste Sehnsucht, die Welt zu vermenschlichen und ihre Ereignisse ursächlich zu deuten; hier verlischt der anthropomorphosierende Drang; das Verstehenwollen hört auf, den nüchternen Wisser zu plagen. Dort die Kinderspiele der Kunst; hier ihr letztes greisenhaftes Getändel. Man sieht, alles, was uns, Söhnen noch der historischen Welt, am menschlichen Wesen und Tun interessiert, ist, vom Standpunkte der Erd- und Artgeschichte aus gesehen, Episode: Kampf und Krampf des Wachstums; die erwachsene Menschheit quält weder agonistische Unrast mehr noch der Streit zwischen Engeln und Teufeln, zwischen Aberglauben und Glauben, zwischen Glauben und Zweifeln; sie verschmachtet nicht mehr in Liebesbränden; sie blickt auf künstlerische und naturvergötternde Zeiten wie auf müßige Stunden jünglingshaften Treibens zurück. Der Mann dient ruhigen Atems seiner Arbeit, und die Berufspflicht rhythmisiert sein gleichtaktiges Tagewerk.

Die kurzen Wachstumsjahre aber der Menschheit, die wir „Geschichte" nennen, gliedern sich in eine längere Knabenzeit, wo der erwachende Genius an Steingerät sich vergnügte; eine heiße Pubertät: die Periode der Metalle, der wildesten Konflikte, des blühendsten Persönlichkeitsbewußtseins und der glühendsten künstlerischen, religiösen, philosophischen, gelehrten Strebungen; endlich das kapitalistische Maschinenalter: den Übergang zur Fülle sicheren Beharrens („ins Philisterland", nennt's der Student).

Digitized by Google

Ist aber dies wirklich ein treues Bild des „Stufenbaues der Welthistorie“: wie werden die beiden Antipoden, deren Urteilsweisen wir vergleichen, zu der Evolution wertend sich stellen? — Wer uns bisher gefolgt ist, dem brauche ich's nicht weiter auszuführen.

18.

Wir fassen unsre Entwicklungen zusammen. Einen besonderen Grund, zielstrebige Mächte in der Kulturgeschichte am Werke zu sehen, haben wir nicht entdeckt: die uns bekannten psychischen Kräfte waren vollauf fähig, gesetzmäßig das zu wirken, wofür die Teleologen ihre Volksgenien, erziehenden Götter, Entelechien bemühten. Wir ließen jene Kräfte zur Probe spielen und zeigten, wie sie die Stufen der vergangenen Historie zimmerten; wir ließen sie weiter spielen wie bisher und malten danach ein Zukunftsbild, das auch die Zweckhaften, das gerade sie wahrscheinlich und anmutend finden müßten. Denn ihre überpersönlichen Gewalten hätten mit all ihrem Drängen auch nichts im Sinne der quantitativen Werter Ersprießlicheres hervorbringen können als einen Endzustand völliger Anpassung der Gesellschaften an die Bedingungen ihrer Erhaltung. Der Ästhet freilich vermag in der Zukunftsvision keine Hoffnungen für seinen Geschmack zu erschauen; er urteilt hier nicht anders als sonst: die Menschheit hat den Kreis der ihr möglichen Manifestationen ganz zu durchlaufen; wenn sie die in ihr lebende Idee restlos dargestellt hat, ist der Sinn der Geschichte abgeschlossen; wie lange die zuletzt hergestellte Dauerform dann beharrt, ist ganz so gleichgültig wie das Beharren oder Verschwinden der übrigen organischen Formen auf Erden, der Saurier und Mastodonten, der Siegelbäume und Schuppenfarne. Über das Tatsächliche und Wahrscheinliche mithin brauchen die Gegner nicht zu streiten; nur in der Auffassung und Bewertung der Fakten tritt ihr beständiger Antagonismus zutage.

Offenbar, auch hier gilt's wieder: ihr Streit kann niemals zur Entscheidung kommen. Es wäre denn, daß jemand das

Digitized by Google

allmähliche Erlöschen der ästhetischen Gesinnung durch die Zuchtwahl der Geschichte als Entscheidung gelten ließe. Denn freilich: wären Wertprobleme durch Volksabstimmungen zu lösen, so stünde es um die ästhetische Auffassung schlimm. Die lebensnötigen Reaktionen der Abwehr und Flucht, des Griffs oder Angriffs sind uns allen am tiefsten vererbt, am sichersten eingewöhnt; die mimetische Erwiderung interessanter Reize tritt dagegen sogar noch beim beschaulichsten Beschauer zurück und verliert sich bei tätigen Menschen ganz und gar ins Folgenlose. Aus Tätigen aber besteht die übergroße Menge in zivilisierten Gebieten; im Wettkampfe der Kulturen müßte ein Volk von Mimeten rettungslos verloren sein; was die Herrschaft der Schönheit aus Nationen machen kann, zeigt an einem ungeheuren Beispiel die griechische Geschichte. Beamte und Soldaten stehen auf ihren Posten, um die Gesellschaft zu erhalten und zu fördern; Kaufleute, die nicht vor allen Dingen ihr Geschäft zu vergrößern trachteten, Proletarier, denen die Massen ein Greuel wären, Bauern, die sich scheuten, die Natur rücksichtslos auszunutzen: das wären wahrlich sonderbare Figuren. Und alle diese Leute, denen nützliches Wirken als Zweck ihres Daseins gelten muß, werden in ihren nachsinnlichen Stunden gerne daran glauben, daß ihre Arbeit die Welt ein wenig vorwärtsbringt, und darum teleologisch denken; sie werden unwillkürlich zum Dualismus neigen, weil sie in dem Gefühle atmen, daß ihr Wille widerstrebenden Stoff modelt; sie werden, sofern sie überhaupt sittlich gestimmt sind, Beruf und Pflicht verehren und die Ausbildung schöner Charakterform verachteten Müßiggängern und Grillenfängern überlassen.

Demnach stände es mit der ästhetischen Weltauffassung übel: wenn nicht von je die wenigen, die ihr anhingen, zugleich Erlesene gewesen wären. Schon dem Range, Stande und Einflusse nach: denn die ästhetische Art ist ja der aristokratischen wahlverwandt. Vor allem jedoch sind die großen Religiösen, die Dichter, die Denker, die rechten Gelehrten Beschauliche; und die eben verfassen den Nationen ihre

Digitized by Google

Werttafeln, Sentenzen, Systeme. Kein Wunder, daß die Metaphysik und die Ethik der Zwecksinnigen viel träger als die der Mimeten sich entwickelt hat; daß der Gedanke des historischen Fortschritts vor Bacon kaum, ja, vor dem achtzehnten Jahrhundert nur vereinzelt auftaucht; daß die Angst vor Übervölkerung der Erde zeitiger als die vor Entvölkerung erscheint; kurzum, daß der Durchschnittsmensch erst seit dem Siege des Kapitalismus und der reinen Vernunft die ihm angemessene Philosophie gewonnen hat. Von da an ringt er gleichen Glückes mit dem vornehmeren Gegner; und allmählich verlassen den seine Schutzgeister, verbleicht sein Glaube.

Digitized by Google

Zitierte Autoren

Otto Ammon, Die natürliche Auslese beim Menschen (1893) [V 10].

Aristoteles, Ethica Nicomach. I 5, 7, 8, 13; X 3 [III 10]; pass. [III 14, 15]; Polit. VII 3, 13 [III 10, 14]; Rhetor. I 5 [III 10].

Victor Auburtin, Die Kunst stirbt (1911) [V 16].

Augustinus, Enchiridion [III 2]; Confessiones IV 15, 24; vgl. De civitate Dei XIX 12 ff. [III 3]; Soliloquia I 1, 2; De civ. Dei XI 18; XII 4, 7; XIV 11; XIX 25 [III 15; IV 11].

Richard Avenarius, Der menschliche Weltbegriff (1891) [IV 3].

Francis Bacon of Verulam, Works I, II (1879) [III 17]; New-Atlantis (Works I) [V 12].

Walter Bagehot, Lois scientifiques du développement des nations (Bibliothèque scientif. internat., 1873), S. 54 ff. [V 7].

Adolf Bastian, Die Lehre vom Denken I (1902), S. 37 [III 7].

Charles Baudelaire, Fanfarlo, Oeuvres compl. (Biblioth. cont.) IV, S. 425 [II 6].

Julius Baumann, Handbuch der Moral (1879) [III 19].

Erich Becher, Die Grundfragen der Ethik (1908) [III 10]; Die fremddienliche Zweckmäßigkeit der Pflanzengallen und die Hypothese eines überindiv. Seelischen (1917) [IV 8].

Friedrich Eduard Beneke, Grundlegung der Physik der Sitten (1822) [III 19; IV 10].

W. Benett, The ethical aspects of evolution (1908) [V 12].

Jeremias Bentham, Deontology I (1834), S. 147 [III 7]; pass. [III 10, 19].

Paul Bergemann, Ethik als Kulturphilosophie (1904) [III 11].

Henri Bergson, L'évolution créatrice (1907) [II 2]; Matière et mémoire (1896) [IV 7].

George Berkeley, Alciphron I (1732), S. 93 ff. [III 17]; A treatise concerning the principles of human knowledge [IV 12].

Fred Bon, Grundzüge der wissenschaftlichen und technischen Ethik (1896), S. 36 f. [III 7; V 15].

Franz Brentano, Vom Ursprung sittlicher Erkenntnis (1889) [I 7].

Alfred Brunswig, Das Grundproblem Kants (1914), S. 34 ff., 78 ff.,

Digitized by Google

121; Das Vergleichen und die Relationserkenntnis (1910), S. 40ff. [IV 10].
Jakob Burckhardt, Weltgeschichtliche Betrachtungen (1905), S. 173 [V 5].
Henry Charles Carey, Principles of social science III (1865), S. 21, 214 [III 9].
Cartesius, s. Descartes.
M. Tullius Cicero, De legibus; De officiis [III 17]; De finibus bonorum et malorum III 2; IV 6, 8 [III 14].
Hermann Cohen, System der Philosophie II (Ethik des reinen Willens) (1904) [III 19].
Auguste Comte, Discours sur l'ensemble du positivisme (1848), S. 273ff., 315 [III 19]; S. 62, 88 [V 12]; Système de politique positive IV (1854), S. 7ff., 30ff., 116 [III 19]; S. 58 [V 8]; S. 367; Cours de philosophie positive IV (4. Aufl., 1877), S. 505ff. [V 12].
M. J. A. N. de Condorcet, Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain (1822) [V 12].
Richard Cumberland, De legibus naturae inquisitio philosophica (1672) [III 17].
René Descartes, Principia philosophiae (1644); Discours de la méthode (1637) [IV 9].
Hugo Dingler, Grenzen und Ziele der Wissenschaft (1910), S. 107 [III 11].
Diogenes Laërtius, *Περι βιων δογματων και ἀποφθεγματων των ἐνφιλοσοφιᾳ εὐδοκιμησαντων* [III 10, 14, 16].
Hans Dreyer, Personalismus und Realismus (1905), S. 76 [III 7].
Hans Driesch, Archiv f. Entwicklungsmechanik 8 (1899), S. 35ff., 65; Ergebnisse der Anatomie und Entwicklungsgeschichte 11 (1901), S. 907; Die organischen Regulationen (1901), S. 178 [IV 5].
Heinrich Driesmans, Rasse und Milieu (1902), S. 83ff., 145 [V 9].
Eugen Dühring, Kursus der Philosophie (1875), S. 345ff. [III 19].
Ernst Dürr, Grundzüge der Ethik (1909), S. 59, 72ff. [V 12].
Meister Eckhart, Reden der Unterscheidung (hersg. v. Diederichs, 1913), 4; vgl. Buch der göttlichen Tröstung (hersg. v. Strauch, 1910) [III 15].
Christian von Ehrenfels, System der Werttheorie I (1897) S. 77; II (1898), S. 83 [III 8]; Sexualethik (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens 56, 1907); Politisch-anthropologische Revue 1 (1902/3), S. 611ff.; 2 (1903/4), S. 216ff., 469ff., 708ff., 971ff.; 4 (1905/6), S. 642ff.; 5 (1906/7), S. 229ff.; 7 (1908/9), S. 324; Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie 4 (1907), S. 615, 816ff.; 8 (1911), S. 61ff. [III 12].
Rudolf Eisler, Wissensch. Beilage zum 17. Jahresbericht der Philos. Gesellschaft an der Universität Wien (1904), S. 77ff. [III 10].

Digitized by Google

Gustav Theodor Fechner, Zend Avesta (1851); Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwicklungsgeschichte der Organismen (1873) [IV 13]; Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht (1879) [IV 7].

Ludwig Feuerbach, Zur Kritik der Hegelschen Philosophie (Sämtl. Wke. II, 1904), S. 158 [IV 12]; Der Eudämonismus (Sämtl. Wke. X, 1911), S. 266, 289 [III 10]; Theogonie (Sämtl. Wke. IX, 1907); Über Spiritualismus und Materialismus (Sämtl. Wke. X); Philosoph. Fragmente (Sämtl. Wke. II) [III 19].

Johann Gottlieb Fichte, Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters (1806), Vorl. 1, 3, 4, 9, 10, 11 [II 7; III 7, 11; IV 13; V 2, 12, 15]; Die Bestimmung des Menschen (Reclam), S. 27 ff., 114 ff. [III 7]; pass. [III 11, 18; IV 3; V 12, 15, 17]; Das System der Sittenlehre (1798) [IV 12].

Jean Finot, Progrès et bonheur II (1914), S. 285 [V 7].

Alfred Fouillée, La science sociale contemporaine (1880) [II 6].

Anatole France, Le mannequin d'osier [III 2; V 13]; Thaïs [III 2].

Jakob Frohschammer, Die Phantasie als Grundprinzip des Weltprozesses (1877) [IV 7].

Henry George, Progress and poverty (1880), S. 427 ff. [V 12].

Franklin Henry Giddings, The principles of sociology (1896) [V 5].

Rudolf Goldscheid, Die Ethik des Gesamtwillens I (1902), pass. [III 7]; S. 388 f. [III 10]; S. 370 ff. [III 11]; S. 83 f. [III 12]; S. 309 f. [V 8].

Heinrich Gomperz, Kritik des Hedonismus (1898) [III 10].

Theodor Gomperz, Griechische Denker III (1909) [III 14].

Hermann Gottschalk, Neue Rundschau (Jan. 1908), S. 155 ff. [III 9].

Karl Groos, Die Spiele der Tiere (1896); Die Spiele des Menschen (1899) [I 8; V 4].

Jean Marie Guyau, L'art au point de vue sociologique (1889) [I 8]; Sittlichkeit ohne Pflicht (dtsch. 1909), S. 105 ff. [III 11]; S. 75 [III 18].

Eduard Hahn, Die Haustiere (1896), S. 28 ff., 89 ff.; Das Alter der wirtschaftlichen Kultur der Menschheit (1905); Von der Hacke zum Pflug (1914), S. 49 ff. [V 4].

Richard Hamann, Der Impressionismus in Leben und Kunst (1907), S. 218 ff., 249 ff. [V 16].

Georg Hansen, Die drei Bevölkerungsstufen (1889) [V 10].

Eduard von Hartmann, Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins (1879), S. 156 ff., 317 [III 2]; 652 ff. [III 11]; 322 ff. [III 18]; Philosophie des Unbewußten (4. A., 1872) [IV 7, 13].

Wilhelm Hasbach, Die moderne Demokratie (1912), S. 276 ff., 356 ff., 588 [II 7].

Friedrich Hebbel, Tagebücher [III 4, 8].

G. W. Fr. Hegel, Encyklopädie der philos. Wissenschaften (1817)

Digitized by Google

[IV 12]; Vorlesungen über Philosophie der Geschichte (Reclam), S. 94ff., 124 [V 12].

Heinrich Heine, Über Ludwig Börne, 5 [III 3; V 16].

Paul Hensel, Hauptprobleme der Ethik (1903), S. 10ff. [III 10].

J. Fr. Herbart, Sämtl. Werke VIII (Hartenstein) (Schriften zur praktischen Philosophie I) [III 19].

Johann Gottfried Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit [V 2, 12]; Briefe zur Beförderung der Humanität [V 12].

Theodor Hertzka, Die Gesetze der sozialen Entwicklung (1886), S. 1ff. [V 12].

G. Heymans, Einführung in die Ethik (1914) [III 19]; Zeitschrift für Psychologie 17 (1898), S. 70ff.; Einführung in die Metaphysik (1905) [IV 13].

Thomas Hobbes, De cive (1646) [II 7; III 17].

Arthur Holitscher, Amerika heute und morgen (1912) [II 1].

Arno Holz, Das Buch der Zeit (1886), S. 13; Phantasus [V 16].

Wilhelm v. Humboldt, Abh. über Geschichte und Politik (Hist.-pol. Bibl. 5, 1869), S. 41ff. [V 13].

David Hume, An enquiry concerning the principles of morals (Essays and treatises on sev. subj. III, 2. A., 1753), S. 245 [III 1]; pass. [III 16, 17]; An enquiry concerning human understanding (Philos. Works IV, 1826), S. 114 [III 16]; 76ff. [IV 1]; 179 [IV 9].

Francis Hutcheson, Philosophiae moralis institutio (1745) [III 16].

Henrik Ibsen, Sämtl. Wke. (Volksausgabe 1913) I, S. 75f. [III 4].

J. V. Jensen, Neue Rundschau 25 (1914), S. 111, 121 [V 16].

Wilhelm Jerusalem, Der Krieg im Lichte der Gesellschaftslehre (1915), S. 29 [V 13].

Friedrich Jodl, Geschichte der Ethik in der neueren Philosophie II (1889) [III 19].

Immanuel Kant, Kritik der praktischen Vernunft (Reclam) [I 6, 7; III 4, 5, 6, 7, 8, 10, 18]; Grundlegung zur Metaphysik der Sitten (Recl.) [I 6, 7; III 1, 2, 4, 7, 10, 18]; Kritik der reinen Vernunft (Recl.) [I 7; IV 1, 10]; Kritik der Urteilskraft (Recl.) [IV 4]; Metaphysik der Sitten II (1797), 13 [III 18]; Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik (Recl.), S. 68ff., 77ff., 93 [IV 3].

B. Kidd, Soziale Evolution (deutsch 1895) [V 9].

Sören Kierkegaard, Entweder-Oder (deutsch v. Gleiß, 3. A., 1904), S. 434 [III 1].

Josef Clemens Kreibig, Gesch. u. Kritik des ethischen Skeptizismus (1896) [III 10].

Karl Lamprecht, Americana (1906) [II 1].

Digitized by Google

V. de Lapouge, L'Aryen (1899), S. 507ff. [III 12]; pass. [V 9]; Politanthropolog. Revue 7 (1908/9), S. 408ff. [III 12].

E. von Lasaulx, Neuer Versuch einer alten auf der Wahrheit der Tatsachen gegründeten Philosophie der Geschichte (1856), S. 139f. [V 10].

Gottfried Wilhelm Leibniz, Philos. Schriften, hgb. v. Gerhard (1875ff.) [IV 4, 9, 11; V 3].

Gotthold Ephraim Lessing in: Die Hauptschriften zum Atheismusstreit, Neudrucke der Kantgesellschaft 6 (1916), S. 84 [IV 11]; Die Erziehung des Menschengeschlechts [V 2].

Theodor Lessing, Philosophie als Tat I (1914), S. 63, 84, 107 [III 7].

Theodor Lipps, Die ethischen Grundfragen (1899), pass. [III 3, 19]; S. 60ff. [III 10].

Hermann Lotze, Mikrokosmus [IV 9]; I (3. A., 1876), S. 42ff., 405 [IV 6]; III (3. A., 1880) [V 12]; Metaphysik (1879), S. 328 [IV 6].

Emil Lucka, Die drei Stufen der Erotik (1913) [II 6; V 15].

Ernst Mach, Beiträge zur Analyse der Empfindungen (1886) [IV 3].

Heinrich Maier, Psychologie des emotionalen Denkens (1908), S. 767ff. [III 19].

B. Mandeville, The fable of the bees I (6. A., 1732), II (2. A., 1733) [III 17].

Karl Marx, Das Kapital I (3. A., 1883), S. 737ff. [V 12].

John Stuart Mill, Utilitarism (2. A., 1864) [III 10].

Ch. de S. de Montesquieu, Esprit des lois VI 2 [V 13].

Richard Müller-Freienfels, Arch. f. syst. Philos. 15 (1909), S. 317; Psychologie der Kunst I (1912), S. 6ff. [I 8]; Persönlichkeit und Weltanschauung (1919) [I 11].

Hugo Münsterberg, Philosophie der Werte (1908), pass. [I 6]; S. 350ff. [III 11]; Die Amerikaner I (1904), S. 346 [III 11]; Der Ursprung der Sittlichkeit (1889), S. 39 [III 18].

Paul Natorp, Allg. Psychologie (2. A., 1910), S. 28; Sozialpädagogik (2. A., 1904), S. 43 [I 7]; pass. [III 19].

Friedrich Nietzsche, Also sprach Zarathustra (5. A., 1896), Schlß [I 5]; S. 165 [I 9]; S. 291 [III 13]; pass. [IV 13]; Der Wille zur Macht III 303, 309 [I 5]; pass. [I 9, III 13]; Jenseits von Gut u. Böse II 36, IX 259 [I 9]; pass. [III 13]; Menschliches, Allzumenschliches II, II, pass. [III 13]; 291 [V 3]; I, IV, 222f. [V 16].

Wilhelm Ostwald, Die Forderung des Tages (1910); Ann. f. Naturphil. 9 (1910), S. 102; 10 (1911), S. 114; Energetische Grundlagen der Kulturwissenschaft (1909); Der energetische Imperativ I (1912); Die Philos. der Werte (1913) [III 11].

Digitized by Google

Blaise Pascal, Pensées (Ausg. v. Molinier I, 1877), S. 60 [III 10]; 40, 89, 115 [V 3].
Fr. Paulhan, Le mensonge de l'art (1907) [I 8].
Friedrich Paulsen, System der Ethik (1889), S. 171ff. [III 4]; S. 196ff. [III 10]; S. 210 [III, 11]; S. 22, 50ff., 124ff. [III 15]; S. 10f., 210ff.; Ethik (Kultur d. Gegenw., I 6, 2 A., 1908), S. 284 [III 19].
Joseph Petzoldt, Einführung in die Philos. der reinen Erfahrung II (1904) [IV 3].
Plato, Philebos [III 14]; Gorgias [III 2, 14; VI 5]; Polit. [III 2, 10, 14]; Nomoi, Protagoras, Menon, Theätet [III 14]; Timaeos 48ff., 50 [II 1].
Plotin, Enneas A, VIII 3 [III 15].
Josef Popper-Lynkeus, Die allg. Nährpflicht als Lösung der sozialen Frage (1912), S. 384 [III 9].
Joseph Priestley, An essay on the first principles of government (2. A., 1771), S. 13 [III 19]; 1ff. [V 12].
F. Rauh, Études de Morale (1911) [III 3].
Johannes Rehmke, Philosophie als Grundwissenschaft (1910), S. 222; Die Welt als Wahrnehmung u. Begriff (1880), S. 69 [IV 3].
Albert Reibmayr, Inzucht u. Vermischung beim Menschen (1897); Die Entwicklungsgeschichte des Talentes u. Genies (1908) [V 9].
Erneste Renan, Dialogues et fragments philosophiques (1876), pass [I 7; III 11]; S. 82ff. [V 12, 16]; L'avenir de la science, Pensées de 1848 (1890), S. 31ff., 301if., 364, 402 [V 12].
Heinrich Rickert, Der Gegenstand der Erkenntnis (2 A., 1904); Die Philosophie im Beginn des 20. Jahrhunderts (Festschr. f. Kuno Fischer; 2 A., 1907), S. 321ff.; Zwei Wege der Erkenntnistheorie (1909); Logos, 2 (1911/2), S. 131ff.; 4 (1913), S. 295ff. [I 6].
Kurt Riezler, Die Erforderlichkeit des Unmöglichen (1913) [I 9].
Karl Rosenkranz, Neue Studien II (1875), S. 124ff. [IV 1].
Jean Jacques Rousseau, Le contrat social, III 1, 17, 18 [II 6, 7].
J. J. Ruedorffer, Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart (1914) [I 9].
John Ruskin, Fors clavigera (Works XXVII, 1907), S. 13 [II 7].
Wilh. Schallmayer, Vererbung u. Auslese im Lebenslauf der Völker (1903) S. 146ff. [III 12].
Max Scheler, Der Genius des Kriegcs u. der deutsche Krieg (1915), S. 293 [I 11], 56ff., 127ff. [V 7]; Der Formalismus i. d. Ethik u. die materiale Wertethik (Jahrb. f. Philos. u. phänomenolog. Forschg. I, 2, 1913), S. 405ff. [III 19].
F. W. J. Schelling, Ideen zu e. Philosophie der Natur (Wke., Ausw., O. Weiß, 1907, I), S. 120f., 142f., 152, 284; Von der Weltseele (ib.), S. 615f., 665; Bruno (ib., II), S. 430ff., 516; Philos. der Kunst (ib., III), S. 17f., 33ff. [IV 12].

Digitized by Google

F. C. S. Schiller, Humanism (1903) [IV 8].
Fr. Schleiermacher, Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre (Sämtl. Wke., III Abt.); pass. [III 15]; I, S. 12, 109; II, S. 360, 392f.; Monologe II [III 19].
Arthur Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung (Recl.) [III 19; IV 13; V 1, 9]; Die beiden Grundprobleme der Ethik (Recl.) [III 19].
Julius Schultz, Die Maschinentheorie des Lebens (1909) [I 8; IV 3, 4]; Ztsch. f. Ästhetik u. allg. Kunstwiss. 6 (1911) [III 2]; die Bilder v. d. Materie (1905) [IV 2, 9]; Psychologie der Axiome (1899); Die drei Welten der Erkenntnistheorie (1907) [IV 3]; Vierteljahrsschr. f. wiss. Philosophie 27 (1903), S. 1ff. [IV 10].
J. G. Schulze, Änesidemus (1792), S. 139ff. [IV 10].
Wilhelm Schuppe, Grundzüge der Ethik und Rechtsphilosophie (1881), S. 108 [I 7, IV 12]; Grundriß der Erkenntnistheorie u. Logik (1894), S. 30ff., 117, 169ff.; Vierteljahrssch. f. wiss. Philos. 17 (1893), S. 364ff. [IV 3],
Otto Seeck, Zeitphrasen (1892) [V 9].
James Seth, A study of ethical principles (3 A., 1898) [III 19; V 12].
A. A. C. Shaftesbury. Unters. über d. Tugend (Philos. Wke., a. d. Engl. übersetzt, II, 1777); Ein Brief über den Enthusiasmus; Die Moralisten (Philos. Bibl. 111) [III 16].
Henry Sidgwick, The methods of ethics (3. A., 1884), S. 424ff. [III 10].
Georg Simmel, Einleitung in d. Moralwissenschaften I (1892), S. 48, 96ff. [III 3]; 321ff. [III 10]; 98ff. [III 18]; Logos 2 (1911/2), S. 1ff. [V 12]; Staats- und sozialwiss. Forschungen 10 (1890), S. 117 [V 12].
Adam Smith, The theory of moral sentiments (1759), S. 143ff. [III 2]; pass. [III 6, 16].
Werner Sombart, Der Bourgeois (1913) [II 3, 8]; Der moderne Kapitalismus I (2. A., 1916) [II 3, 5, 8]; Die Juden und das Wirtschaftsleben (1911) [II 8]; Helden und Händler (1915) [III 9, 13].
Herbert Spencer, Social statics (1868), pass. [III 7; V 5]; S. 73ff. [III 12, V 12]; 77, 91ff., 107, 121, 180 [III 13]; The principles of ethics I (1892); S. 22, 63, 65ff., 85ff., 133 [III 12, V 12]; 20, 137ff., 322, 350, 433 [III 13, V 12]; Principles of sociology, II (1876), S. 583ff. [III 13, V 12]; V (1882), S. 238ff. [V 5]; 245ff., 658ff. [V 12]; The principles of biology I (1864), S. 421ff. [V 11]; II (1867), S. 494ff. [V 17].
Oswald Spengler, Der Untergang des Abendlandes I (3. A., 1919) [V 13].
Baruch Spinoza, Ethica [III 16; IV 6, 11; V 1]; Renati Descartes Principia philosophiae; Cogitationes metaphysicae [IV 11].

Digitized by Google

Rudolf Stammler, Wirtschaft und Recht (1896) [I 7; III 19].
Franz Staudinger, Das Sittengesetz (2 A., 1897), S. 71ff. [I 7]; pass. [III 19].
Gustav Steinmann, Einf. i. d. Paläontologie (1907), S. 506ff.; Die geologischen Grundlagen der Abstammungslehre (1908) [I 10].
Rudolf Steinmetz, Die Philosophie des Krieges (1907) [V 7].
Wilhelm Stern, Kritische Grundlegung der Ethik als positiver Wissenschaft (1897); Das allgemeine Prinzip der Ethik auf naturwiss. Grundlage (1900) [III 11].
Otto Stock, Lebenszweck u. Lebensauffassung (1897), S. 13f. [I 7].
Jonathan Swift, Gulliver II 7 [III 11].
Hippolyte Taine, Les philosophes français du 19. siècle (1857), S. 259 [IV 1].
G. Tarde, Die sozialen Gesetze (1898; dtsch. 1908) [V 6].
Thomas v. Aquino, Summa Theologiae [III 17].
Alexis de Tocqueville, De la démocratie en Amérique (1835) I, Einl. [V 6, 12, 13]; II, S. 290ff. [V 13].
Ferdinand Tönnies, Gemeinschaft u. Gesellschaft (2. A., 1912) [II 6; V 12].
Heinrich v. Treitschke, Politik I (3. A., 1913), S. 166 [V 6]; Briefe I (hersg. v. Cornicelius, 1912), S. 229 [V 13].
A. R. J. Turgot, Oeuvres II (1849), S. 632 [V 5]; 597ff. [V 12].
Jakob v. Uexküll, Umwelt und Innenwelt der Tiere (1909); Bausteine zu einer biologischen Weltanschauung (1913) [V 2].
Johannes Unold, Grundlegung f. eine moderne praktisch-ethische Weltanschauung (1896), S. 289ff. [III 10].
Max Verworn, Die Biogenhypothese (1893) [IV 4].
Alfred Vierkandt, Die Stetigkeit im Kulturwandel (1908) [V 12, 13].
Friedrich Theodor Vischer, Kritische Gänge I (1844), S. 211ff. [V 12].
F. M. A. de Voltaire, Candide [IV 11].
August Weismann, Neue Gedanken zur Vererbungsfrage (1895) [III 12].
Max Wentscher, Ethik I (1902), S. 143ff. [III 10]; pass.; II (1905) [III 19].
W. Windelband, Präludien (2 A., 1903), S. 322f. [I 6]; 353 [III 11]; Sitzungsber. der Heidelberger Ak. d. Wiss., Philos.-hist. Kl. 1 (1910) [1 6].
Ludwig Woltmann, Polit. Anthropologie (1903), S. 151ff. [III 12]; 294ff. [V 9].
Wilhelm Wundt, Ethik (2 A., 1892), S. 496 [III 9]; 413ff. [III 10]; 502f., 548 [III 11]; 367 [III 18]; System der Philosophie (1889), S. 421ff., 591 [III 11]; pass. [IV 13]; Kleine Schriften I (1910), S. 208

Digitized by Google

[III 18]; II (1911), S. 75ff., 92 [IV 6]; Die Nationen u. ihre Philosophie (2 A., 1915), S. 77 [III 18].
Eduard Zeller, Die Philos. der Griechen III 1 (3. Aufl.) [III 14].
Theodor Ziehen, Erkenntnistheorie auf psychophysiolog. und physik. Grundl. (1913); Zum gegenw. Stand der Erkenntnistheorie (1914) [IV 3].
Zur bäuerlichen Glaubens- u. Sittenlehre (Von e. thür. Landpfarrer, 3 A., 1895), S. 53 [V 16].

Digitized by Google